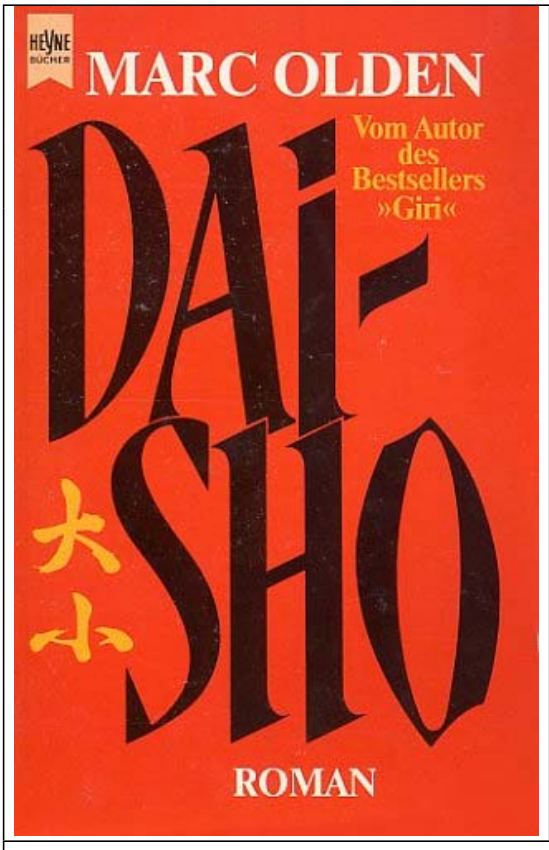

Scanned by Heide
&
corrected by Jack

6. Auflage
Copyright © 1983 by Marc Olden
Copyright © der deutschen Übersetzung 1987 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1990
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: werksatz gmbh, Wolfersdorf
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin
ISBN 3-453-00264-4

Marc Olden – Dai-Sho

(Fernost-Thriller)

Nach seinem internationalen Bestseller »Giri« (Heyne-Taschenbuch Nr. 6806) jetzt Marc Oldens neuer spannender Fernost-Roman:

Die Ninjas schlagen wieder zu, dirigiert von einer mächtigen japanischen Geheimgesellschaft. In Hongkong wird eine junge Chinesin ermordet. Überall in der Welt kommen Menschen auf geheimnisvolle Weise ums Leben. Und immer führen die Spuren nach Japan. Als Frank DiPalma den Tod seiner einstigen Geliebten aufklären will, deckt er eine weltweite Verschwörung von organisiertem Verbrechen und internationaler Hochfinanz auf. Drahtzieher ist ein bekannter japanischer Filmregisseur, der mit grausamer Konsequenz seine Wahnsinnsträume von der alten Samurai-Herrlichkeit blutige Wirklichkeit werden lässt …

Von Marc Olden
sind außerdem als Heyne-Taschenbücher erschienen:

Giri • Band 01/6806
Gaijin • Band 01/6957
Oni • Band 01/7776
TE • Band 01/7997

MARC OLDEN

DAI-SHO

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/6864

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DAI-SHO
Deutsche Übersetzung von Walter Brumm

6. Auflage
Copyright © 1983 by Marc Olden
Copyright © der deutschen Übersetzung 1987
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1990
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: werksatz gmbh, Wolfersdorf
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-00264-4

Meiner Mutter Courtenaye
mit aller Liebe

Wenige Männer erkühnten sich, solch ein Schwert zu tragen. Es war vom legendären Muramasa geschmiedet worden, einem glänzenden, aber unbeständigen Waffenschmied.

Seine Klingen, denen man nachsagte, daß sie nach Menschenleben lechzten, waren so blutgierig, daß sie ihre Eigentümer rasend machten und zwangen, entweder zu töten oder Selbstmord zu begehen.

Kendo, der Weg des Schwertes, sollte die Rechtschaffenen schützen und die Bösen bestrafen. Jenen aber, die ein Schwert von Muramasas Hand besaßen, sagte man nach, daß sie nicht leben könnten, ohne zu töten. Eine Muramasa-Klinge, so raunten die Abergläubischen, könne niemals friedlich in ihrer Scheide ruhen.

Prolog

Schloß Ikuba, Edo, Japan, August 1585

Der Samurai Gongoro Benkai ging zum Fenster, trat nach links und verschmolz mit der Dunkelheit, bevor er auf die Mauern hinabblickte, die den Festungsgraben säumten. Er hörte nicht das Zirpen der Grillen, die in den Mauerritzen der roh behauenen Blöcke lebten, aus denen die Schloßmauern bestanden. Seine rechte Hand tastete nach dem Griff seines *katana,* des Langschwertes aus der Werkstatt des berühmten Muramasa. Die Stille konnte ein Hinweis auf Eindringlinge sein.

Er wartete, daß die am äußeren Ufer des Grabens nistenden Gänse und Enten durch ihr Geschrei Alarm geben würden, aber sie blieben still. Und die Frösche fuhren fort zu quaken. Zwei Zeichen, daß kein Eindringling den Wassergraben zu überwinden suchte.

Benkais Langschwert blieb in der Scheide – eine blanke Klinge hatte das Recht auf Blut. Wurde ein Schwert unbenutzt wieder in die Scheide gesteckt, so wurde damit die Waffe beleidigt und der Träger als impulsiv gebrandmarkt, unwürdig, ein Krieger zu sein. Das Schwert war ein göttliches Symbol; vor langer Zeit hatte ein Gott sein Schwert in den Ozean getaucht, zur Sonne emporgereckt, und die von der Klinge fallenden Tropfen waren zu den Inseln Japans geworden.

Somit war das Schwert des Kriegers Bindeglied zu einer geheiligten Tradition und ein Symbol seiner ritterlichen Herkunft. Das Schwert war die Seele des Samurai.

Als Samurai, als Angehöriger des Kriegerstandes, trug Benkai das *dai-sho,* die Bewaffnung, bestehend aus dem Iangen und dem kurzen Schwert, die durch seine Leibbinde ge-

steckt getragen wurden, die Schneiden nach oben und an der linken Seite des Körpers. Beide steckten in lackierten Scheiden, die mit blauen Seidenkordeln an der Leibbinde befestigt waren.

Seine Geschicklichkeit als Fechter und die Reichweite des Langschwertes machten dies zu einer mörderischen Waffe. Der Griff war weiß emailliert, mit Gold und sechs Smaragden verziert und mit roter Seidenkordel besetzt. Die sechsunddreißigzöllige Klinge war leicht gekrümmt, bestand aus zwanzig papierdünnen Stahlschichten unterschiedlicher Härte, die gefaltet und gehämmert worden waren, und besaß eine rasiermesserscharfe Schneide. Insgesamt ein sowohl schönes wie auch vorzüglich gearbeitetes Schwert, eine Waffe, die Eisen durchschneiden konnte, als wäre es eine Melone. Mit diesem Schwert hatte Benkai mehr als sechzig Männer getötet.

Um Mitternacht hatten die Böen eines Südsturms Regengüsse horizontal gegen das Schloß und seine Stallungen, Schreine, Unterkünfte, Turnierhöfe und Pavillons gefegt. Zwei Stunden später hatte der Regen aufgehört, und eine feuchte Dunkelheit verbarg alles jenseits der hohen Schloßmauern: die Abzugskanäle der tiefliegenden Marschwiesen und Reisfelder; die strohgedeckten Hütten der Armen, die verstreut zwischen den Reisfeldern und dem Sumida-Fluß lagen; die Landhäuser der Reichen, die inmitten von Pfirsich-, Birnen- und Kirschgärten auf niedrigen Hügeln standen.

Dann war der blinde Musikant mit einer dringenden Botschaft für Benkai, der jeden Abend eintausend Hiebe und zweihundertfünfzig Paraden mit dem Langschwert übte, zum *dojo* gekommen, dem Fechtsaal. Am Eingang hatte er sich voller Furcht auf die Knie geworfen und mit der Stirn die Matte berührt. Alle Samurai hatten das Vorrecht des *kirisute gomen,* das Privileg, jeden respektlosen Gemeinen ohne Furcht vor Strafe auf der Stelle zu töten.

»Ehrenwerter Gebieter, meine Herrin Saga bittet, daß Ihr zu ihr kommt. Bitte säumt nicht. Sie weiß von einer Ver-

schwörung von Verrätern hier im Schloß, unseren Herrn Saburo zu ermorden. Die Herrin sagt, daß Euch allein vertraut werden könne. Ihr seid der Getreueste von allen, die unserem verehrten *daimyo* dienen. Nur Ihr könnt verhüten, daß unser gnädiger Herr Saburo in drei Tagen ermordet wird.«

Der blinde Musikant sah nicht, wie Benkais Augen sich zu schwarzen Schlitzen verengten. Wenn er die Wahrheit sprach, stand Benkais Ehre auf dem Spiel; sie verlangte, daß ein Samurai seinem Herrn mit unwandelbarer Treue diene, sei es in Zeiten des Glückes oder im Unglück der Niederlage. Und es war bekannt, daß Treue über das Grab hinausreichte. Weil Benkais Treue seiner Meisterschaft mit dem Schwert gleichkam, hatte Saburo ihn zu seinem Leibwächter gemacht. Benkai war seines Herren Zähne und Klauen, und der *daimyo* hätte seine Wahl nicht klüger treffen können.

Gongoro Benkai war fünfzig, ein bärtiger, untersetzter, muskulöser Mann mit dunklem Haar, das er in der Art der Samurai trug. Hinten zu einem Zopf geflochten, dann eingeölt und über dem rasierten Schädel nach vorn gezogen. Dunkelhäutig und häßlich, wurde er hinter seinem Rücken Landspinne genannt. Seine Augen hatten einen wölfischen Glanz, der, wie Anhänger der Schwarzen Magie schworen, durch das Verzehren von Menschenfleisch entstehe. Er focht mit fanatischem Draufgängertum und solch überragender Geschicklichkeit, daß man ihm nachsagte, er sei der Sohn Shinigamas, des Herrn des Todesverlangens, und einer Füchsin, weil diesem Tier eine Fähigkeit, dämonische Besessenheit zu bewirken, zugeschrieben wurde.

Das erschreckendste Gerücht um Benkai, beängstigender noch als seine Bereitschaft zu töten, führte die Schnelligkeit seiner Muramasa-Klinge auf einen *Iki-ryo* zurück, einen von Benkais finsteren Gedanken geschaffenen bösen Geist.

Die *Shi-ryo,* Geister der Toten, jene verlorenen Seelen, die bei Nacht umgingen, waren weniger gefürchtet als ein *Iki-ryo,* ein Geist, der aus den Lebenden entsprang und töten konnte. Schlimme und niederträchtige Gedanken – Zorn, Haß, Rachgier, Blutdurst – waren stark genug, den *Iki-ryo*

aus dem Geist eines Menschen zerstörerisch in die Welt zu entsenden.

Benkai war ein Mann von eisernen Nerven und einer Sicherheit, die ihm aus Selbsterkenntnis erwuchs. Im Kampf geriet er weder in Panik, noch zeigte er Barmherzigkeit; er war – wie sein Herrn Saburo zu sagen pflegte – ein Tiger, der Blut geleckt hatte und darum immer gefährlich war. Er besaß auch die Todesverachtung des Kriegers.

In einer Zeit, als alle an Dämonen, Geister, Kobolde und Elfen glaubten, vermochte nur ein unsichtbarer und tödlicher *Iki-ryo* eine Fechtkunst zu erklären, die jene gewöhnlicher Krieger so weit überstieg. Wie sonst konnte die gefürchtete Landspinne bis zu zwölf Angreifer gleichzeitig bekämpfen und schlagen?

Die Grillen waren verstummt.

Ein wachsamer Benkai überblickte die mit Kiefern und Bambusspießen besetzten Schutzwälle des Schlosses, auf denen bewaffnete Posten von außen ungesehen kommen und gehen konnten. Die massiven Mauern waren aus ›Hundertmannsteinen‹ errichtet, die ihren Namen von der Anzahl der Arbeiter hatten, die zu ihrer Bewegung benötigt wurden; sie waren zu dick für die primitiven Kanonen der damaligen Zeit. Benkai selbst hatte die Bogenschützen ausgewählt, die in den *yagura* stationiert waren, den Ecktürmen; für jeden Eindringling, den sie zwischen Abenddämmerung und Morgengrauen töteten, wurden diese Männer mit dreifachen Reisrationen belohnt.

Das Gelände innerhalb der Mauern wurde von bewaffneten Wächtern mit Kampfhunden überwacht. Beide Zugbrücken waren aus Eisen, und der Graben war tief und breit.

Benkais Finger spielten mit der vom Griff seines Langschwertes baumelnden Seidenkordel. *Hai,* ja eine starke Verteidigung. Wirkungsvoll und unüberwindlich. Aber die meisten Burgen und Schlösser wurden nicht von außen erobert; sie fielen durch Verrat von innen in die Hand des Feindes, und diese Erfahrung erklärte den geheimen Gang,

der aus dem Schloß ins Freie führte, sollte der *daimyo* gezwungen sein, seine Festung aufzugeben. Eine kluge Ratte vertraute ihr Leben nicht nur einem Loch an.

Der *daimyo* Takemori Saburo bedurfte solcher Verteidigungsmittel – und eines Kriegers wie Benkai. Durch sein verräterisches Verhalten und großspuriges Auftreten hatte er sich Toyotomi Hideyoshi zum Feind gemacht, und einen gefährlicheren Gegner als diesen gab es nicht. Ungeachtet der Gegenwart des kaiserlichen Hofes in Kyoto wurde das Land tatsächlich von Hideyoshi regiert. Bis vor drei Jahren war er ein besonders befähigter General unter dem Schogun Oda Nobunaga gewesen, einem militärischen Diktator, der mit Hideyoshis und anderer Männer Unterstützung dreihundert Jahre Bürgerkrieg beendet hatte, indem er die arroganten Territorialfürsten niedergeworfen und den größten Teil Japans unter seine Herrschaft gebracht hatte.

Nach Nobunagas Ermordung hatte Hideyoshi, ein häßlicher, zwergenhafter Mann von großer Schlauheit und bedeutendem Charme, gelobt, seinen toten Herrn zu übertreffen. »Ich werde ein einziges Reich aus China, Korea und Japan machen«, prahlte er. »Es wird so leicht wie das Zusammenrollen einer Strohmatte sein, die man unter den Arm steckt.«

Er begann mit Japan. Diejenigen *daimyos,* die er nicht militärisch vernichtete, gewann er durch Diplomatie. Der Gekrönte Affe, wie er genannt wurde, war ein geborener Führer, begabt mit der Fähigkeit, das Vertrauen anderer zu gewinnen. Selbst jene, die bereit gewesen waren, gegen Nobunaga bis zum Tode zu kämpfen, sahen sich vom charismatischen Hideyoshi auf seine Seite gezogen. Und in dem Maße, wie weite Teile Japans unter seine Herrschaft gelangten, wurde deutlich, daß er die Methoden der Kriegsführung, wie sie bis dahin im Lande üblich gewesen waren, von Grund auf verändert hatte.

Er unterhielt eine Armee von Spionen und Zuträgern, die er in jede Provinz, in jedes Dorf, jeden Hafen und auf jede Insel entsandte. Bisweilen überwachte eine Agentengruppe

eine andere, und beide Meldungen wurden einem eingehenden Vergleich unterzogen. Hideyoshi war der erste, der militärische Aufklärung lange vor einem geplanten Feldzug trieb. Er sammelte Landkarten und Informationen über Reisernten und Fischereiflotten, über Truppenbewegungen und die Moral der gegnerischen Streitkräfte, über die Wetterentwicklung und die Versorgung militärischer Einheiten, und er machte von den so gewonnenen Informationen mit nachtwandlerischer Sicherheit Gebrauch. Auch bereitete er psychologische Studien über Kriegsherren und ihre Generäle vor. Ein tapferer Soldat und ein hervorragender Menschenkenner, besaß Hideyoshi zwei weitere wertvolle Eigenschaften – Geduld und ein sicheres Gespür für den jeweils richtigen Zeitpunkt.

Der Gekrönte Affe war alles, was Saburo nicht war, Grund genug für den *daimyo* vom Schloß Ikuba, ihn zu hassen. Der schwache und sinnliche Saburo, der vierzig, fettleibig und vollständig haarlos war, gab sich nach außen als Hideyoshis Verbündeter, während er hinter seinem Rücken Komplotte anzettelte. Hideyoshi wiederum drängte Saburo, sich der wachsenden Zahl von Feudalherren anzuschließen, die ihn als Japans Alleinherrscher anerkannten.

»Der Affe hat mich ersucht, die Mauern meines Schlosses niederzureißen, Mauern, die seit mehr als hundert Jahren stehen«, vertraute ein zorniger Saburo seinem Leibwächter an. »Er behauptet, es würde mein Beitrag zum Frieden sein, und im neuen Japan gebe es keinen Bedarf für solche Befestigungen. Platzen soll er! Und im selben Brief wagt er die Abgaben und die Höhe des Tributes, den ich ihm zahlen muß, zu erhöhen. *Hai,* er plant meinen Ruin. Jawohl, meinen Ruin.«

Benkai nickte in stummer Zustimmung.

Mit einer zurückschnellenden Bewegung seines dicken Handgelenks klappte Saburo einen großen goldenen Fächer auf. Während er sich nervös Luft zufächelte, rollte der kahlköpfige *daimyo* die Augen. »Wenn ich grausam bin, ist es so, weil ich dazu gezwungen bin. Hideyoshi, der nicht einmal

seinen eigenen Vater kennt, wagt sich über mich zu erheben, mich, dessen Vorfahren von königlichem Geblüt waren und von Göttern abstammten. Mag dieser madenessende Zwerg sich vor mir verneigen, nicht ich mich vor ihm.« Er tippte Benkai mit dem Fächer an die Brust. »Er ist eine Schlange, und wenn ich … wenn unser Wille geschieht, so wird er eines Tages aufhören zu zischen.«

Die beiden Männer waren allein im Beratungszimmer, dennoch schaute Saburo sich um, als müsse er sich vergewissern, daß er nicht belauscht wurde. »Ich habe mit anderen gesprochen, und auch sie wünschen den Affen zu entfernen. Sein Appetitmuß gezügelt werden. Und zwar bald. Jawohl.«

»Mit Respekt, ehrenwerter Herr«, sagte Benkai. »Hideyoshi ist zu stark, als daß wir ihm im offenen Kampf gegenübertreten könnten. Er hat viele Krieger, und viele Herren liegen vor ihm auf den Knien. Alle haben geschworen, ihm bis in den Tod zu folgen, wie ich geschworen habe, Euch zu folgen.«

»Ja, ja. Hideyoshi ist der Kopf, und jene, die ihm folgen, sind der Körper. Aber ihr seht, Benkai, wenn der Kopf entfernt ist, ist der Körper nutzlos.«

Saburo hob den goldenen Fächer vor den Mund und kicherte kokett. *»Ninja,* ja, ja. *Ninja.«*

Ninja. Sippen von Spionen und Meuchelmördern, die während der endlosen, seit Jahrunderten das Land zerreißenden Machtkämpfe im Dienst der rivalisierenden Feudalherren gestanden hatten. Schwarzgekleidete Männer und Frauen, durchtrainiert und geübt im Kriegshandwerk. Meister der Spionage, der Erpressung und des lautlosen Tötens. Meister auch der Verkleidung und imstande, tausend verschiedene Gesichter und Gestalten anzunehmen.

Der Name bedeutete ›Einschleicher‹; ihr Gewerbe, *ninjitsu,* war die Kunst der Verstohlenheit oder Unsichtbarkeit. Beide Begriffe waren eine Huldigung ihrer Ausbildung, welche die *ninja* zu Leistungen befähigte, die von ängstlichen und unwissenden Zeitgenossen als übernatürlich angesehen wurden.

Die verschiedenen *ninja*-Sippen boten ihre Dienste den *daimyos* und Feldherren an; in diesem Fall hatte Saburo in seinem eigenen und im Namen zweier anderer Feudalherren die Initiative ergriffen und die Koga-Sippe – mächtig genug, ihre eigene Provinz zu regieren – mit der Ermordung Hideyoshis beauftragt.

»Unser Affe ist recht geschäftig gewesen«, sagte Saburo. »Möge der Tod ihm Ruhe und ewigen Schlaf bringen.«

»Hai.« Wieder neigte Benkai zustimmend den Kopf. Es war nicht an ihm, seinem Lehnsherren zu widersprechen. Noch verschwendete er einen Gedanken an den Umstand, daß dreihundert Jahre brutaler Machtkämpfe durch Männer wie Nobunaga und Hideyoshi ein Ende gefunden hatten. Benkai hatte vom *daimyo* Reis, Land, Pferde und Diener erhalten, und er diente ihm im Guten wie im Bösen, weil er es so gelobt hatte.

Hideyoshi war ein großer Herr, mit Eigenschaften, die Benkai bewunderte. Aber er war Saburos Feind, und das machte ihn auch zu Benkais Feind. Das Karma hatte bestimmt, daß Benkai Saburo diente, nicht Hideyoshi. Und das Karma bot keinen Ausweg. Ein Mann von Ehre mußte den Wein in seinem Glas trinken.

Die Grillen waren verstummt.

Benkai wandte sich vom Fenster, die Frau anzuschauen, die am Boden saß und mit einem Bambusstab den Tee rührte, der in einem Topf auf dem *hibachi* summte. Sie lebte in luxuriösen Gemächern, geschmückt mit den feinsten Holzschnitzereien, Glockenspielen, bemalten Wandschirmen und lackierten Truhen aus Rotholz. Wie in den Räumen des *daimyo* ein Stockwerk höher wurden auch hier die Strohmatten täglich gewechselt. Solcher Luxus war nicht nach Benkais Geschmack; er war ein einfacher Mann, der einfache Dinge bevorzugte.

Die Frau war Saga, eine siebzehnjährige Konkubine, die Saburo vor zwei Jahren von einem der Feudalherren, mit denen er jetzt Hideyoshis Ermordung plante, zum Ge-

schenk gemacht worden war. Sie war elegant und exotisch, eine kleine Frau mit modisch geschwärzten Zähnen, rasierten Augenbrauen und zerbrechlichen Kämmen aus gravierten Austernschalen im kunstvoll aufgesteckten schwarzen Haar. Benkai fand sie anmaßend und allzu selbstsicher. In ihren Handlungen kannte sie weder Schranken noch Zögern, und entweder haßte oder liebte sie, ohne einen Mittelweg.

Benkai schaute auf sie herab, als Saga, auf einer Strohmatte kniend, den grünen Tee in Trinkschalen goß. Mit außerordentlicher Anmut neigte sie den Kopf, nahm seine Teeschale mit beiden Händen und streckte sie ihm entgegen. Ihr Gesicht, mit der Schminke aus Bleiweiß und dem kleinen rotbemalten Mund, war ausdruckslos.

Benkai kniete ihr gegenüber nieder, ruhte auf seinen Fersen, die Handflächen auf den Schenkeln. Nach langen Sekunden nahm er den Tee aus ihren Händen, trank aber nicht.

Er sagte: »Ich habe entschieden. Es ist besser, daß du die Namen der Männer niederschreibst, die du als Verräter anklagst, und das Papier unterschreibst. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es meinen Herrn Saburo erreicht.«

»Hai.« Sie verneigte sich, stand unter Seidengeraschel auf und ging zu einem faltbaren Wandschirm, der mit goldenen Reihern und silbernen Falken bemalt war. Sie verschwand dahinter und kam Sekunden später mit ihrer Schreibschatulle wieder zum Vorschein. Sie kniete dem Samurai gegenüber nieder, öffnete die Schatulle, bereitete den Tintenstein und zerstieß die Tinte im Mörser.

Sie wählte ein Blatt gelben Papiers und einen neuen Pinsel. »Die Männer, deren Namen ich aufzeichnen werde, sind bedeutend. Sie stehen zwischen mir und meinem Herrn Saburo. Jeder von ihnen ist ein Mann von Stand und Autorität. Sie sind erfreut, daß er einen neuen Favoriten gefunden hat.«

Beinahe hätte Benkai sich ein Lächeln gestattet. Heute nacht vergnügte Saburo sich mit Hayama, einem schönen

zwölfjährigen Knaben, der ein begabter Schauspieler, Sänger und Tänzer war. Benkai selbst fand – wie andere Krieger – Gefallen an dem Jungen und hätte sich seiner erfreut, wäre ihm der *daimyo* mit seinem Anspruch nicht zuvorgekommen.

»Wie bist du zu den Namen dieser Männer gekommen?«

»Als Ihr zum Fenster tratet, war ich im Begriff zu …«

»Ich bin jetzt hier. Fahre fort.«

»Vor weniger als einer Stunde belauschte mein Sklave Ichiro ein Gespräch, das Männer in dem Stall führten, wo er schläft. Gewisse Personen, die dort vor dem Regen Unterstand gesucht hatten, waren unachtsam mit ihren Worten. Ichiro lauschte. Er lauschte gut.«

»Er kann nicht sehen. Er macht Musik und kriecht am Boden.«

Saga hielt seinem Blick stand. »Er hört mit den Ohren eines Luchses, mein Herr. Und er kann nur zu mir kommen. Ein Sklave kann sich dem *daimyo* nicht nähern.«

»Du kannst es tun.«

Sie senkte den Kopf. »Ich erfreue ihn nicht mehr. Für ihn bin ich eine eifersüchtige Frau, nichts weiter. Und würde solch eine Frau nicht alles tun, um die Gunst ihres Herrn zurückzugewinnen? Ist es nicht weiser, wenn Ihr zu ihm geht?«

»Solch eine Frau«, sagte Benkai, »könnte sogar lügen.«

Sagas Lächeln hatte eine feine Schärfe. *»Hai,* solch eine Frau könnte sich als falsch erweisen. Aber ich werde die Liste vorbereiten und Euch aushändigen. Laßt unseren Herrn Saburo über meine Loyalität richten. Schon daß ich zu Euch davon spreche, bringt mein Leben in Gefahr. Wenn diese Männer erfahren, daß Ihr und ich zusammengetroffen sind, bin ich verloren.«

Seufzend legte sie den Pinsel aus der Hand, nahm ihre Teeschale und hob sie zum Mund. Sie nippte, dann blickte sie ihn über den Rand hinweg an und wartete, daß er trinke.

Benkai hob die Schale an die Lippen. Saga hielt den Atem an, und ihre Augen weiteten sich plötzlich. Der Samurai kostete vom Tee und runzelte die Brauen.

Im nächsten Augenblick hob er den Kopf und blickte zu dem bemalten Wandschirm, hinter den Saga gegangen war, ihre Schreibschatulle zu holen. Stechmücken tanzten vor dem Wandschirm, angezogen von der Anwesenheit einer hinter dem Wandschirm versteckten Person.

Und die Oberfläche des Tees war wolkig. *Gift.*

Augenblicklich schleuderte Benkai die Teeschale zur Seite.

Eine Falle. Saga, behindert vom langen Seidenkimono, krabbelte auf die Beine. Das Lächeln auf ihrem maskenhaften Gesicht war jetzt grausam und triumphierend. Mit einem Griff zog sie einen *tessen,* einen Kriegsfächer, aus dem weiten Ärmel des Kimonos. Ein Zurückschnellen ihrer Hand, und der Fächer öffnete sich; seine Eisenrippen und geschliffenen Kanten glänzten im Licht einer Papierlaterne.

Stolz schwang in ihrer Stimme. »Es ist zu spät. Ihr werdet ihn nicht rechtzeitig erreichen. Niemals.«

Benkai wußte jetzt, wer sie war. *Kunoichi,* ein weiblicher *ninja.* Und er wußte, warum die Grillen verstummt waren.

Es zu wissen und zu handeln, war ein und dasselbe. In einer Bewegung war Benkai auf den Beinen, hatte das Langschwert gezogen und hielt es mit beiden Händen über den Kopf.

Zwei Schritte trugen ihn zu dem Wandschirm, wo die Schwertklinge in einem bläulichweißen Aufblitzen von Stahl niedersauste, den Bambusrahmen zersplitterte, das Reispapier durchschnitt und den Schädel eines kauernden *ninjas* spaltete. Als der tote Mann vornüber fiel, drehte sich Benkai nach links, und sein blutiges Schwert biß in einen maskierten, angreifenden *ninja,* der einen *bo* schwang, einen Hartholzstab. Der Getroffene starrte hinab auf die nasse scharlachrote Linie, die nun seinen Leib teilte. Der *bo* entglitt seinen Fingern, er brach schreiend in die Knie und versuchte die quellende graue Masse seiner Eingeweide wieder in den Körper zu drücken.

Drei weitere *ninja* sprangen zum offenen Fenster herein und landeten geräuschlos auf dem mattenbedeckten Boden.

Benkai, das Blut erhitzt von einer mörderischen Wut, stürmte ihnen entgegen, das Kurzschwert jetzt in der linken Hand, das Langschwert in der rechten. Der erste *ninja,* mager und geschmeidig, kauerte am Boden und bewegte seinen *shinobi-zue,* den Bambusstab, nahe am Boden vor sich hin und her. Aus dem Inneren des Stabes wickelte sich eine zwei Meter lange Kette mit einem Stahlgewicht am Ende ab. Bevor das Gewicht seine Knöchel umschlingen konnte, sprang Benkai hoch und nach links, so, daß die Kette unter seinen Füßen passierte. Ein einziger Stoß, und die Spritze seines Kurzschwertes war tief in der Kehle des *ninja.*

Ein Rückhandschlag mit dem Langschwert, und ein zweiter *ninja,* in Begriff, einen *shuriken,* ein flaches, sternförmiges Messer, zu schleudern, hatte Hände und Unterarme verloren; sie waren an den Ellbogen abgetrennt.

Der dritte *ninja,* ein Schwert in der Hand, griff mit ausgestreckten Armen an, die Klinge auf Benkais Herz zielend. Benkai parierte den Angriff mit dem Langschwert, schlug die Waffe des anderen so kraftvoll beiseite, daß der *ninja* aus dem Gleichgewicht kam und seine linke Seite ungedeckt war. Ein schnelles Zustoßen, und das Kurzschwert des Samurai verschwand bis zum Heft in der ungeschützten Achselhöhle des *ninja.*

Benkai flog herum, und in diesem Augenblick schien ein rasender Schmerz seinen Schädel zu zerreißen. Unter Aufbietung aller Willenskraft hielt er sich auf den Beinen, setzte den Kampf fort, genährt von der Wut des Kampfes und einer manischen Kraft, die seinem Geist und Körper erlaubte, den Schmerz hinzunehmen, den der in sein linkes Auge gefahrene Pfeil erzeugte.

Der Weg des Kriegers war Tod. Nur indem er sich Tag und Nacht auf diesen Gedanken konzentrierte, konnte ein Samurai seine Pflicht tun und die Würde bewahren, die Teil seiner. Ehre war. Das Leben eines Samurai gehörte seinem Herrn. Es ohne Bedauern oder Zögern niederzulegen, war der Ruhm des Kriegers.

Halb blind, atmete Benkai durch die Nase ein und ließ die

Luft durch den Mund ausströmen. Es war der rauhe, rasselnde Atem eines verwundeten, in die Enge getriebenen, aber noch immer gefährlichen Tieres. Auf der anderen Seite des Raumes legte der *ninja,* der den Pfeil abgeschossen hatte, schnell einen weiteren auf den *hankyu,* den kurzen Halbbogen, der am Körper verborgen getragen werden konnte. Er hob den Bogen, zog die Sehne zurück und ließ einen zweiten Pfeil fliegen. Benkai, dessen Bart vom eigenen Blut glänzte, hob das Langschwert und schlug den Pfeil mit einer verächtlichen Bewegung aus dem Handgelenk zur Seite. Einstweilen mußte der Tod noch Distanz halten.

Vier *ninja* blieben übrig. Benkai sah die Öffnung im Boden, wo sie sich verborgen hatten. Er sah Saga bei ihnen stehen, dem Anführer etwas zuflüstern und mit dem Kriegsfächer herüberzeigen.

Auf dem Hof, den Wällen und von einem Teepavillon nahe der nördlichen Zugbrücke wurden Rufe laut. Das befestigte Schloß war infiltriert, verraten von Saga, die im Bett Saburos Vertrauen gewonnen hatte, und von falschen Freunden, denen Treue und Ehre nichts bedeuteten. Bevor er starb, wollte Benkai vom schwarzen Wein trinken; er wollte an den Verrätern seine Vergeltung üben. Vergeltung war heilig. Solange er Niedertracht und Verrat nicht bestrafte, würde es weder in dieser Welt noch in der nächsten Freiheit für ihn geben.

Saga wies mit dem Kinn auf ihn. »Tötet ihn! Er darf nicht zu Saburo!«

Die *ninja* schoben sich näher heran, ermutigt, doch nervös und eingeschüchtert durch den in Benkais Auge steckenden Pfeil. Kein gewöhnlicher Mensch konnte sich mit solch einer Wunde auf den Beinen halten. Ein gewöhnlicher Mensch würde sich in Todesqualen am Boden winden oder bereits tot sein. Benkai aber hielt sich aufrecht, das Schwert kampfbereit.

Sagas Stimme war ein leises Zischeln. »Er blutet. Er ist kein Dämon; er ist ein gewöhnlicher Sterblicher. Tötet ihn, und ihr werdet belohnt. Ich schwöre es.«

Ihre Worte machten den Männern Mut; sie verteilten sich und versuchten Benkai zu umringen. Er ließ seinen Blick geringschätzig über ihre Waffen gehen. Eine Handsichel, Hartholzstäbe, beschwerte Ketten, Klettereisen, Schwerter, ein Blasrohr mit Giftpfeilen. Waffen, die verstümmeln, blenden, töten konnten. Aber keine war darunter, die es mit Benkais Muramasa-Klinge aufnehmen konnte.

Es war keine Zeit, den Pfeil herauszuziehen oder die Blutung zu stillen. Saburo war in ernster Gefahr, vielleicht sogar tot. Die Ehre verlangte, daß Benkai zum *daimyo* eilte, oder die Götter und seine Vorfahren würden die Gesichter von ihm abwenden. Besser war es, fünfhundertmal ohne Hände wiedergeboren zu werden als ewige Schande zu ertragen.

Er mußte sich zu Saburo durchkämpfen oder bei dem Versuch sterben.

Den blutbefleckten Pfeil wie ein hölzernes Hörn in seinem Auge tragend, sprang Benkai mit einem Kampfschrei auf die *ninja* zu.

Eine Woche vor dem Angriff auf das Schloß Ikuba hatten die Koga-*ninja* Edo als Pferdehändler, buddhistische Mönche, Bettler und Bauern infiltriert. Sie verbargen sich in Häusern, die im Besitz von Hideyoshis Agenten waren, welche ihnen über Saburo, das Schloß, die Truppenstärke und das Wetter berichteten. Zur Vorbereitung des nächtlichen Überfalls verbrachten die *ninja* die letzten vierundzwanzig Stunden in völliger Dunkelheit. An einem Freitag um Mitternacht begann der Angriff im Schutz des Regensturms.

Zuerst mußte der Graben überwunden werden. Nachdem sie die Gänse und Enten vergiftet hatten, stiegen schwarzgekleidete *ninja* ins Wasser, tauchten unter und atmeten durch Bambusrohre, während sie unter Wasser zur zwanzig Meter hohen Schloßmauer schwammen. Im Schütze der Dunkelheit und des Wolkenbruches machten sie sich an den gefährlichen Aufstieg. Jeder Mann trug außer seinen Waffen metallene Stacheln an Händen und Füßen, um am regen-

nassen Stein besseren Halt zu finden. Kraft, Ausdauer und Geschmeidigkeit machten den *ninja* zu einem hervorragenden Athleten, einem vielseitigen, unbarmherzigen Kämpfer und nicht zuletzt zu einem findigen Geheimagenten.

Die Koga-*ninja* wußten von den Korridoren im Schloß Ikuba, die ›Nachtigallenböden‹ genannt wurden, sorgfältig präparierten Holzböden, die ›sangen‹ oder quietschten, wenn jemand sie betrat, was die Aussichten eines Meuchelmörders, unbemerkt zu den Räumen des *daimyo* zu gelangen, beträchtlich verringerte. Sie wußten auch, daß man diese Böden geräuschlos begehen konnte, wenn einem gezeigt wurde, wie es gemacht wurde. Auch wußten sie von Korridoren, die in Sackgassen endeten, von Räumen mit Falltüren, die sich in Gruben mit zugespitzten Bambusstäben öffneten, von Räumen, in denen Netze auf einen unvorsichtigen Eindringling herabfielen.

Und sie wußten von Saburos Geheimgang.

Östlich des Schlosses, in einem kleinen hölzernen Gebäude, das ein buddhistischer Schrein war, entkleideten sich vier *ninja* und rieben ihre Körper mit Öl ein. Dann traten sie zu einer Öffnung im Boden, wo der Anführer auf eine Leiter stieg und in einen unterirdischen Gang hinabkletterte. Sie trugen keine Waffen, Laternen oder Fackeln. Der letzte Mann schloß die Falltür über sich und ließ ein Dutzend *ninja* zurück, die im Licht einer einzigen Öllampe im Schrein standen.

In einem Winkel des kahlen kleinen Raumes lagen zwei Mönche in ihren Gewändern; die Lederschnüre, mit denen sie erdrosselt worden waren, lagen noch um ihre Kehlen. Auf das Signal eines *ninja* wurden die beiden entkleidet. Minuten später saßen zwei *ninja* in den Mönchsgewändern an einem offenen Fenster und befingerten die lackierten Holzkugeln einer Gebetsschnur, die Gesichter unter den safrangelben Kapuzen verborgen. Aus einiger Entfernung wirkte der Schrein, dessen Wächter unter dem geschweiften Ziegeldach saßen und zum Rauschen des Wolkenbruches still meditierten, vollkommen friedlich.

Im Inneren des unterirdischen Ganges, der Saburos geheimer Fluchtweg war, rannten die vier nackten *ninja* durch Schlamm und vulkanische Asche. Jeder Schritt brachte sie näher zum Schloß. Obwohl die *ninja* über ausgezeichnete Nachtsicht verfügten, streifte jeder mit einer Hand an der feuchten Erdwand entlang, um in der Finsternis Richtungssinn und Gleichgewicht zu bewahren. Jeder hatte sich einen Baumwollappen in den Mund gesteckt, um sein Atmen zu dämpfen.

Nach den Kundschaftermeldungen tat ein halbes Dutzend Wachen irgendwo zwischen dem Schrein und dem Schloß Tunneldienst. In der Finsternis, wo es unmöglich war, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, töteten die *ninja* mit den bloßen Händen jeden, der Kleider trug.

Anschließend sollten sie die Uniformen der getöteten Wächter anziehen und mit den im Schrein wartenden *ninja* Verbindung aufnehmen. Darauf hatte die vereinigte Streitmacht ins Schloß einzudringen und Saburo und Benkai zu töten. Saburo hatte in dem Glauben, er werde vom *Iki-ryo* seines Leibwächters geschützt, geprahlt, daß nicht einmal die Götter an Benkais Schwert vorbeikämen.

Die vier nackten *ninja* legten sich im Gang auf den Bauch und lauschten. Vor ihnen streifte eine Lanze gegen einen Schild. Eine Lederpanzerung knarrte, und jemand klagte über die geringe Reisration der Soldaten. Ein sechzehnjähriger Wächter, zum erstenmal im Tunneldienst, wurde von einem anderen wegen seines fehlenden Bartwuchses geneckt. Sechs Stimmen waren es, die etwa fünf Meter entfernt aus einem niedrigen Höhlenraum drangen, der nur von einer Harzfackel, die in der Erdwand steckte, erhellt wurde. Dies war das Quartier der Wachsoldaten, die den Zugang zum Schloß kontrollierten.

Der bartlose Wächter ließ sein Schwert fallen und wurde vom Wachhabenden streng getadelt. Ein anderer Soldat schärfte die Spitze seiner Bambuslanze mit dem Messer. Waffen machten Geräusche, insbesondere in dem engen Raum eines Höhlengangs, und die Waffen der Wachmann-

schaft wurden hier zu einem Nachteil. Es lag in der Verantwortlichkeit des *ninja*-Anführers, seinen Männern den entscheidenden Vorteil zu verschaffen.

Er zog den nassen Lappen aus dem Mund, nahm die kauernde Haltung eines sprungbereiten Läufers ein und blickte über die Schulter, um sich zu vergewissern, daß seine Männer noch flach am Boden des Ganges lagen. Dann lief er ohne ein Wort mit außerordentlicher Geschwindigkeit los. Innerhalb von Sekunden war sein muskulöser, von Öl und Schweiß glänzender Körper an den nichtsahnenden Wachen vorbei und griff nach der Fackel. Er riß sie aus der Wand, sprang zum Eingang und schleuderte sie über seine liegenden Männer weit zurück in den Gang, so daß der Höhlenraum plötzlich in Dunkelheit lag.

Der junge Wachsoldat stieß einen Schrei aus, der abrupt erstarb.

Über dem Schloß Ikuba zog ein grauer und feuchter Morgen auf, aber schon bald ließ der heller werdende Schein am Osthorizont die Konturen der Hügel und den vom Regen lehmig angeschwollenen und über die Ufer getretenen Sumida-Fluß erkennen. Und nun zeigte sich, daß die Reisfelder, Wege, Marschwiesen und die ganze Flußebene schwarz von Hideyoshis Kavallerie und Fußtruppen waren, einer Armee, die eine ununterbrochene Reihe von Siegen zuversichtlich gemacht hatte. Nicht anders als die Koga-*ninja* hatte der Gekrönte Affe seinen Aufmarsch im Schutz von Regen und Dunkelheit vollzogen. Das befestigte Schloß des *daimyo* war umzingelt, seine Garnison zahlenmäßig weit unterlegen und von allen Verstärkungen und Hilfsquellen abgeschnitten.

In Saburos Gemächern beobachtete Benkai, den Pfeil noch immer im Auge, die Vorbereitungen seines Herrn zum *seppuku,* dem Aufschlitzen des Leibes, dem rituellen Selbstmord, der das Herz der Kriegsdisziplin war. Ein ängstlicher Saburo trat auf den dicken roten Teppich, der auf drei Seiten von einem weißen Wandschirm umschlossen war, und ließ sich unbeholfen auf die Knie nieder. Seine zitternden Hän-

de fummelten an dem Kimono. Benkai wartete, bis Saburo seine Brust entblößt hatte, bevor er einem der vier Wachsoldaten in den luxuriös ausgeschmückten Räumen zunickte. Der Mann trat nach vorn, kauerte hinter Saburo nieder und entfernte die Sandalen des *daimyo*. Ein Mann, der im Begriff war, *seppuku* zu begehen, ließ bisweilen aus Nervosität die Sandalen von den Füßen fallen. Dies verlieh ihm ein würdeloses Aussehen, das vermieden werden mußte.

Benkai bot einen schrecklichen Anblick. Da war der Pfeil und das Blut in seinem Gesicht und auf der Brust, und da war Sagas Kopf, mit ihrem schwarzen Haar an seine Schärpe gebunden. Und da war das Schwert des Muramasa. Er hatte es mit weißem Papier gesäubert, und nun lag es in seiner herabhängenden rechten Hand, bedrohlich in seiner düsteren Schönheit. Die Wachsoldaten waren soeben Zeugen gewesen, wie die Muramasa-Klinge ein halbes Dutzend *ninja,* die aus dem Geheimgang vorgedrungen waren, niedergeschlagen und in Stücke gehauen hatte, bis die überlebenden Eindringlinge zurückgetrieben worden waren.

Hinter der verriegelten Tür zum Geheimgang verspotteten und bedrohten die *ninja* Saburo. Benkai wußte, daß sie früher oder später einen anderen Weg finden und durchbrechen würden. Diesmal jedoch würde keine Saga da sein, ihnen die Tür zu öffnen.

Die Wachsoldaten des *daimyo* fanden Benkai furchterregender als die Vorstellung, unter den Händen der *ninja* oder Hideyoshis zu Tode zu kommen, und sie gehorchten seinen Befehlen ohne Frage. Die Furcht hatte sie des Urteilsvermögens beraubt; es kam nur darauf an, Benkai zu gehorchen. Er sagte ihnen, daß *seppuku* für Saburo der einzige Weg sei, die Ehre zu bewahren und der Schmach von Gefangenschaft und Erniedrigung zu entgehen. Die Niederlage war sicher. Die Kette des Schicksals hatte sich um den Hals des *daimyo* zusammengezogen. Geriet er in Gefangenschaft, so erwartete ihn Kreuzigung oder ein langsamer, qualvoller Tod unter den Händen seiner Häscher, wenn sie in die Nervenbahnen seiner Wirbelsäule schnitten.

»Ein Samurai muß zwischen Ehrlosigkeit und Ruhm wählen«, sagte Benkai. *»Seppuku* ist der Weg zum Ruhm.«

»Hai«, riefen die Wachsoldaten.

Saburos Zimmer schimmerten von Lack und Gold. Vergoldete Decken mit eingesetzten Seidentapeten, die feingemalte Wasserfälle und Küstenlandschaften zeigten, blickten herab auf kunstvolle Elfenbeinschnitzereien und Lackarbeiten, Möbel aus Bambus und Teakholz, Schmucktruhen und faltbare Wandschirme aus Zedernholz mit Einlegearbeiten aus Perlmutt. Der Duft von Räucherstäbchen und den fünfzehn Meter hohen wilden Kamelien, die südlich der Schloßmauer wuchsen, parfümierte die Luft.

Nahe der verbarrikadierten Eichentür zu den Privatgemächern des *daimyos* roch die Luft nach dem Rauch von Feuern, die in allen drei Geschossen um sich griffen. Von den Nebengebäuden jenseits des Hofes stieg dichter Rauch empor. Und es roch nach dem frischen Blut der toten *ninja* und des Knaben Hayama, der von einem Hieb mit einer Handsichel, der Saburo gegolten hatte, niedergestreckt worden war. Der *daimyo* weinte um den toten Jungen, in Benkais Augen ein Zeichen von Schwäche.

Benkai hatte entschieden, daß sein Herr sterben müsse, bevor sein Mut weiter geschwächt würde, und bevor die *ninja* ihn lebend in ihre Gewalt bringen könnten. Er winkte die vier Wachsoldaten herbei, denen er befohlen hatte, als *kenshi* zu wirken, als offizielle Zeugen des Selbstmordes ihres *daimyo.*

Asano, der älteste von ihnen, entzündete zwei Kerzen, die vor dem weißen Wandschirm aufgestellt worden waren. Jede Kerze war vier Fuß hoch, in weiße Seide gewickelt und steckte auf einem Bambusständer. Weiß war die Farbe der Reinheit und des Todes.

Ein zweiter Wachsoldat brachte Saburo ein *hachimaki,* das weiße Stirnband, das die Bereitschaft zu einer großen geistigen oder körperlichen Anstrengung symbolisierte. Während Benkai einen weißen Seidenstoff um seinen Schwertgriff wand, brachte der dritte Wachsoldat Saburo eine Scha-

le Reiswein; der *daimyo* leerte sie mit vier Schlucken. Das Wort für vier und Tod war ein und dasselbe, *shi.* Der vierte Wachsoldat legte die Hände mit sanftem Druck auf Saburos Unterarme, um das Zittern seiner Hände zu verbergen.

Die warnenden Trommeln, Muschelhörner und Gongs, mit denen man versucht hatte, die Krieger des *daimyo* zur Verteidigung zusammenzurufen, waren jetzt verstummt. Auf einmal war ein neues Geräusch zu vernehmen, das Benkai bewog, sich von Saburo abzuwenden und zum Fenster hinauszublicken. Das Schwirren von Bogensehnen. Zischend sausten die Pfeile von irgendwo im Inneren des Schlosses zum grauen Himmel empor und sanken wieder abwärts, um Hideyoshis Streitkräfte zu treffen. Die Pfeile trugen Botschaften, und Benkai wußte, von welcher Art sie waren.

Die *ninja* hatten Saburo in seinen Privatgemächern gefangen. Sie hatten seine drei Generäle erschlagen und seine Truppen demoralisiert und führerlos gemacht. *Ninjas* in Uniformen, die sie als Krieger des *daimyo* ausgewiesen hatten, waren innerhalb der Mauern aufgetaucht und hatten nach Belieben getötet. Teile der Garnison hatten sich in einer Kaserne eingeschlossen und verweigerten den Kampf, da sie nicht wußten, welchen ihrer eigenen Leute sie noch vertrauen konnten.

»Fürchte den Tag, da Feiglinge nach ihrer Überzeugung handeln«, sagte ein bitterer Saburo.

Außerhalb seiner Gemächer, auf der anderen Seite einer hohen Eichentür, quietschten die Dielenbretter unter den Sandalen fluchender, durcheinanderrufender *ninja,* die sich bemühten, die Tür aufzubrechen. Benkai, dessen Gleichgültigkeit gegenüber der Qual in seinem Schädel die vier Wachsoldaten frösteln machte, lauschte zur Tür. Draußen im Korridor war es plötzlich still geworden, dann vernahm er rennende Schritte. Ein dumpfer Stoß erschütterte die Tür. Die *ninja* versuchten, sie mit einem Rammbock einzurennen.

Saburo kniete auf der roten Matte, umfaßte den Oberkörper mit den Armen und biß sich so stark auf die Lippe, daß

sie blutete. Da es nicht mehr möglich war, stolz zu leben, mußte er stolz sterben. Würde sein Mut lange genug vorhalten, um zu tun, was getan werden mußte?

Aus einem schwarz- und goldlackierten Schränkchen nahm Asano ein weißes Holztablett, auf dem ein in weißes Seidenpapier gewickeltes langes Messer lag. Er trug das Tablett zu Saburo, verneigte sich und stellte es vor den Knien des *daimyo* auf den Boden. Asanos Teil war getan. Um Fassung und äußere Ruhe bemüht, blickte er zu Benkai, sobald er sich wieder aufgerichtet hatte.

Benkai sollte der *kaishaku* sein, der Vollstrecker und Sekundant. Seine Geschicklichkeit mit dem Schwert würde Saburos Todesqual verringern; *seppuku* war äußerst schmerzhaft, die stärkste Mutprobe eines Samurai. Die Japaner glaubten, daß die Seele im Bauch ruhe, und indem man ihn öffnete, würde sich zeigen, ob die Seele rein oder verderbt war. Der Magen galt als das Zentrum des Willens, Brennpunkt des Kampfgeistes, der Kühnheit, des Zornes wie auch der Güte, aller Eigenschaften, die den Samurai ausmachten und von ihm hochgehalten wurden. Das Aufschneiden des Leibes mit dem Messer war eine qualvolle Prüfung, die soviel innere Kraft und Ruhe erforderte, daß nur der wahre *buschi,* der Krieger, der Beherrschteste und Tapferste von allen, sie bestehen konnte.

Wieder stieß der Rammbock gegen die Tür. Benkai trat hinter den weißen Wandschirm und kniete zur Linken seines Herrn nieder, das linke Knie am Boden, das rechte aufgerichtet. Wie es Saburos Rang zukam, hielt er das Schwert mit beiden Händen in die Höhe.

»Wendet Euch nicht um, Herr«, raunte er. »Bitte hebt das Tablett an Eure Stirn, stellt es zurück auf den Boden. Danach mögt Ihr in einem Augenblick Eurer Wahl zum Messer greifen.«

Das war eine barmherzige Lüge. Es blieb ihnen keine Zeit mehr. Jeden Augenblick konnte die Tür unter den Stößen nachgeben, und die *ninja* würden nichts unversucht lassen,

um Saburo lebend in ihre Hände zu bekommen und zu verhindern, daß er von eigener Hand starb.

Benkai wußte so gut wie die Soldaten der Leibwache, daß die Selbstbeherrschung des *daimyo* am Zerbrechen war, und daß er sich Schande bereiten würde. So sollte der Weg des Schwertes Mitleid zeigen. Manche mochten es eine Verletzung des *seppuku*-Rituals nennen, aber Benkai war entschlossen, seinem Herrn diese letzte Freundschaft zu erweisen.

Saburo, dem die Tränen hell in den Augen glänzten, beugte sich vorwärts, das Tablett aufzuheben. Als seine Finger es berührten, sprang Benkai, der jede seiner Bewegungen verfolgt hatte, mit einem Satz in die Höhe, hielt nur eine Sekunde inne und hieb die lange Klinge in den gebeugten Nacken des *daimyo*.

Mit einem dumpfen Laut fiel der vom Rumpf getrennte Kopf auf die Matte. In der momentanen Stille ergoß sich Blut aus dem Hals, während der Körper in seiner knienden Haltung verharrte. Benkai verneigte sich tief und respektvoll, dann wischte er die Klinge mit einem Stück Seidenpapier aus seinem Kimono sauber. Nachdem er das Schwert in die Scheide gesteckt hatte, bückte er sich und zog Saburos Füße nach hinten heraus, so daß der enthauptete Körper vornüberfiel. Aus seinem Kimono nahm er mehr sauberes Papier und einen kleinen Dolch, ging hinüber zu Saburos Kopf und stieß den Dolch tief in das linke Ohr. Am Dolchgriff hob er den kahlen Kopf – es gab keinen Haarknoten zum Anfassen – legte ihn auf das saubere Papier, das er über die Handfläche seiner Linken gebreitet hatte. So hielt er ihn vor den Zeugen in die Höhe.

Ein Wachsoldat wandte den Blick ab, ein anderer beschmutzte sich selbst und mußte an seinem Nebenmann Halt suchen.

»Seht ihn an!« befahl Benkai. Und nachdem jeder Mann den abgetrennten Kopf angesehen hatte, legte Benkai ihn bei den Schultern des *daimyo* nieder. Saburos Blut bildete einen sich ausbreitenden dunklen Flecken auf der Matte.

Die Eichentür zersplitterte, aber das Schloß und die Scharniere hielten.

Benkai nahm das Messer vom Tablett, trat hinter dem Wandschirm hervor und kniete der eingerannten Tür gegenüber nieder. Die Wachen hinter ihm sahen zu, wie er sein *dai-sho* ablegte und beide Schwerter zu seiner Rechten niederlegte. Dann öffnete er seinen Kimono und wartete.

Es war Zeit für ihn, daß er den Sitz seiner Seele öffnete und im Angesicht der Hunde seine Ehre unter Beweis stellte. Es war an der Zeit, daß er sich seinem Herrn anschloß. Wenn die Götter Benkais Aufrichtigkeit sahen, würden sie ihm gewähren, was er am Glühensten begehrte – Vergeltung an jenen, die Saburo verraten hatten. Und wenn es tausend Wiedergeburten bedeutete, Benkai mußte Böses mit Bösem vergelten, Blut mit Blut.

Die Tür gab nach, brach aus den Scharnieren, und Holzsplitter flogen in den Raum. Maskierte *ninja* stürzten herein und prallten beim Anblick des ruhigen und gefaßten Benkai zurück. Sie begriffen augenblicklich, was er beabsichtigte. Der Anblick des Pfeils in seinem Auge hielt sie wie angewurzelt.

Benkai legte das Messer zur Seite, ergriff den Pfeil mit beiden Händen, atmete tief und brach ihn vor seiner Stirn ab, so daß ein Stück im Auge stecken blieb. Verächtlich warf er den blutbedeckten Pfeilschaft beiseite. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, aber er unterdrückte entschlossen jeden Wehlaut.

Nachdem er einige Male tief geatmet hatte, sagte er: »Ich werde euch zeigen, wie ein wahrer Krieger stirbt. Keiner von euch wird jemals erzählen, wie ihr meinen Kopf zu Hideyoshi trugt, dem Affen, dessen Schmutz ihr eßt. Mit Leichtigkeit könnte ich viele von euch töten, aber mein Herr ist tot, und damit wird eure Tötung zu einem bedeutungslosen Unterfangen, so nutzlos wie das Errichten eines Hauses auf Treibsand. Ich sterbe, um mich meinem Herrn anzuschließen. Ich sterbe so, daß die Götter den Mut und die Reinheit meiner Entlassung aus diesem Körper sehen kön-

nen und mir das Recht gewähren, jene zu bestrafen, die meinen Herrn verraten haben. Ich sterbe bereitwillig, zu einer Zeit und an einem Ort meiner Wahl.«

Ohne zu zögern ergriff er Saburos Messer mit beiden Händen und stieß es sich tief in die linke Seite. Ein Zucken ging durch seinen Körper, aber kein Laut kam über seine Lippen. Langsam zog er das Messer durch seinen Leib zur rechten Seite. Dann drehte er es in der Wunde herum und zog es in dem Kreuzschnitt, der *jumonji* genannt wurde, etwas aufwärts. Dies war ein Beweis noch größeren Mutes.

Benkai hielt inne. Schweißperlen bedeckten seine Stirn, sein Hals war steif, mit heraustretenden Adern. Mit zitternden Händen riß er das Messer heraus, steckte die blutrote Klinge in seinen Mund und fiel mit dem Gesicht auf den Boden.

Während die *ninja* noch in scheuem Schweigen dastanden, verdunkelte sich der Himmel und tauchte den Raum in fahle Düsternis. Ein Blitzschlag fuhr über den schwarzen Himmel, Donner dröhnte und rollte, hallte von den Mauern wider. Ein plötzlicher Wolkenbruch ging auf das Schloß und das umliegende Land nieder, verhüllte es mit Vorhängen aus kaltem Regen und Hagel. Im Hof bäumten sich entsetzte Pferde auf, schlugen mit den Vorderhufen die Luft und ängstigten ihre Knechte.

Als der Boden unter ihren Füßen schwankte, ergriffen die *ninja* in Saburos Quartier schreiend die Flucht. Ein Erdbeben. Es konnte einen innerhalb von Sekunden töten. Das Land vibrierte, schwankte, und neigte sich plötzlich mit einem tiefen, untergründigen Grollen. Vieles von dem, was auf ihm lebte, wurde getötet. Das Schloß Ikuba und seine Wälle und Nebengebäude ruhten auf massivem Felsuntergrund und hielten dem Beben stand. Aber die meisten anderen Gebäude in weitem Umkreis brachen zusammen oder rutschten in Spalten ab, die sich allenthalben auftaten. In ganz Edo tötete das Beben unzählige Menschen und Tiere, zerstörte Häuser, Läden, Wege und Reisfelder. Brände brachen aus, Seuchen folgten, und innerhalb von zwei Tagen

verlor Hideyoshi ein Drittel seiner Soldaten und die Hälfte seiner Vorräte.

Bei diesem Stand der Dinge widerrief er seinen Befehl, daß Benkai ein Kriegerbegräbnis erhalten solle. Seinem Instinkt und dem Rat seiner Astrologen und Weisen folgend, ließ er den Samurai verbrennen und die Asche in die vier Winde verstreuen. Damit hörten die Regenfälle auf, und Hideyoshis Truppen wurden nicht weiter von Seuchen dezimiert.

Aber noch ehe das Jahr um war, starben die Anführer der *ninja,* die am Überfall auf Schloß Ikuba teilgenommen hatten, allesamt eines gewaltsamen Todes, und nur mit Glück entging Hideyoshi, der Großmeister der Spionage, dem Anschlag eines Meuchelmörders.

Wenige Jahre später versuchte er Korea zu erobern und scheiterte. In einem langen und elenden Feldzug, der die größte Katastrophe seines Lebens war, verlor er Tausende von Männern. Die Chinesen waren den Koreanern zu Hilfe gekommen, und sie wurden, wie es hieß, von Benkai geführt.

Mit seinem Muramasa und dem *Iki-ryo.*

ERSTER TEIL

Zanshin

Eine starke geistige Konzentration;
eine Entschlossenheit,
ohne Unachtsamkeit oder Leichtsinn
bis zum Ende zu kämpfen.

1

Hongkong, Juni 1982

Pünktlich zur Mittagsstunde signalisierte ein Kanonenschuß den Beginn des Rennens im Aberdeen Harbour. Der elfjährige Todd Hansard, der dem Schauspiel mit seiner Mutter vom Deck einer vertäuten Yacht zusah, verspürte augenblicklich eine Furcht, die ihm den Magen zusammenzog.

Die Frauen ringsum schenkten ihm wenig Beachtung. Sie waren die Ehefrauen der Geschäftsleute, die unter Deck in einem Konferenzraum zusammengekommen waren, dessen Eingang von zwei gigantischen Japanern mit geölten Haarknoten, die sie als *sumotori,* ehemalige Sumoringer, kennzeichneten, bewacht wurde. Kleinere Japaner mit Maschinenpistolen bewachten die Laufplanke der Yacht, die auf einen Tokioter Mischkonzern eingetragen war und den Namen *Kitaro* trug. Die Wachen behielten sowohl die Boote im Auge, die zu beiden Seiten an der Pier festgemacht hatten, als auch die auf der Pier sich drängende Menschenmenge. Für sie existierte die Aufregung um ein zweitausendfünfhundert Jahre altes Rennen zum Gedächtnis eines chinesischen Geistes nicht.

Das Rennen war Tuen Ng, das Drachenbootfest, das jeden Juni zu Ehren Chu Yuans abgehalten wurde, eines ehrlichen chinesischen Staatsmannes, der aus Protest gegen die korrupte Regierung seiner Zeit ins Wasser gegangen war. Teilnehmer an dem ganztägigen Ereignis waren Drachenboote, lange, schmale Kriegskanus mit einem geschnitzten Drachenkopf am Bug und einem ebenso geschnitzten Schwanz am Heck. Jedes Boot trug eine Mannschaft von zwanzig Ruderern, zu deren Förderern und Gönnern chinesische und europäische Banken, Rennunternehmer, Zeitun-

gen, aber auch die Polizei, die Feuerwehr und die Gewerkschaften zählten. Das Ereignis, eines der beliebtesten von ganz Hongkong, war eine Ehrung der vergeblichen Rettungsversuche von Sympathisanten, die zum Fluß gestürzt waren, den verlorenen Chu zu retten.

Todd Hansard atmete den Geruch von Sägemehl und Holzwolle. Die Yacht lag an der kleinen Insel Apleichau vor Anker, einem winzigen Eiland, das die besten Bootsbauer Hongkongs beherbergte, und die Holzgerüche wehten von den großartigsten und vielleicht traditionellsten ihrer Werke herüber – vierundzwanzig Meter langen Dschunken, die ohne Baupläne und Blaupausen aus Teakholzplanken gebaut wurden, allein nach der Erfahrung und dem Instinkt. Aus Respekt vor Chus Geist waren die Arbeiten in den Bootswerften vorübergehend unterbrochen worden. So inbrünstig glaubten die Chinesen an Ahnenverehrung, aber auch an alles Okkulte und Übernatürliche, daß einmal jährlich die Gebeine der Vorfahren aus ihren Gräbern genommen und liebevoll gewaschen wurden. Die Bauarbeiten waren auch aus einem anderen Grund unterbrochen worden. Die Chinesen waren Spieler, und die Arbeiter wollten das Rennen verfolgen, auf dessen Ausgang sie viel gewettet hatten.

In Aberdeen, einem Dorf an der Südküste der Insel Hongkong, gegenüber der Insel Apleichau, verfolgten Massen von Chinesen und eine Anzahl Europäer das Rennen von weißen Stranden, felsigen Buchten und von den Dächern abgestellter Personenwagen und Busse. Sie feuerten ihre Favoriten in den Dialekten von Kanton und Schanghai an, auf Mandarin und Englisch, und warfen in Seide gewickelte Päckchen mit Reis in den Fluß, um Chus Geist zu nähren. Manche führten Vögel in Käfigen mit sich – ein Statussymbol der Kolonie. Andere stellten Schirmmützen, Polohemden und Papierfähnchen in den Farben ihrer Lieblingsmannschaft zur Schau und trugen Räucherstöcke als Glücksbringer.

Verkäufer von Nudeln und Fleischklößchen hatten auf

beiden Seiten des Hafens Stände aufgeschlagen. Aberdeens berühmte schwimmende Restaurants ließen keine weiteren Gäste an Bord ihrer bereits überfüllten Decks. Auf Tausenden von Sampans und Dschunken, die in der Bucht vor Anker lagen, schlugen die *Tanka,* die Bootsleute, die in diesem schwimmenden Slum lebten und starben, Zimbeln und Gongs, um böse Geister zu vertreiben.

Todd Hansards Mutter und die japanischen, chinesischen und europäischen Frauen um sie fächelten sich Luft zu und schwatzten mit eindrucksvoller Schnelligkeit in ihren fernöstlichen Sprachen und in Englisch. Er war das einzige Kind und das einzige männliche Wesen unter diesen *tai-tais,* Frauen, die zu reichen Männern gehörten. Ein paar von ihnen hatten scherzhaft mit Todd geflirtet, eine Art der Zuwendung, die er unbehaglich und peinlich fand. Der Hubschrauber rettete ihn vor weiteren Aufmerksamkeiten dieser Art. Er stieg hinter den Hochhäusern aus Stahl und Glas aufwärts, knatterte dann über die *Kitaro;* er trug Polizeikennzeichen. Sekunden später legte er sich auf die linke Seite und schwebte über einigen Sampans, die auf die Rennstrecke geraten waren. Der chinesische Pilot, mit einer spiegelnden Sonnenbrille und einem Cowboyhut, schaltete seinen Lautsprecher ein und befahl den Schaulustigen an Bord der Sampans und Ruderboote, die Rennstrecke zu verlassen.

Todd krümmte sich, beide Hände gegen die Ohren gedrückt. Die Trommeln. Die Drachenboote führten sie mit sich, um den Takt für die Ruderschläge anzugeben, und nun erfüllte ihr Dröhnen seinen Kopf mit einem pulsierenden Schmerz, der, wie ihm schien, schon immer sein Begleiter gewesen war. Ein eisiges Frösteln, ausgelöst vom Lärm der Zimbeln und Gongs, machte ihn zittern.

Die Alpträume hatten vor zwei Monaten begonnen, befrachtet mit Schrecken und quälendem Entsetzen, tagsüber gefolgt von Erscheinungen und Hirngespinsten und immer wieder den Omina, niederdrückenden Vorahnungen unheilbringender und bösartiger Dinge.

Er schwankte und spürte, daß er im Begriff war, ohn-

mächtig zu werden. Er hielt sich an der Reling fest und hob seinen Blick zur Sonne, überließ sich ihrer Hitze und blendenden Weiße. Er durfte die Augen nicht schließen. Der Schlaf war zu einem dunklen Leiden geworden, einem Blick in die Hölle, wo die unvollendeten Aufgaben vergangener Lebenszeiten verborgen waren. Er glaubte an das Karma und wußte, daß das Leben die Summe aller früheren Leben vor der Geburt war. Aber er wußte nicht, was seine unvollendeten Aufgaben waren. Er verstand soviel, daß ein vergangener Schrecken die Hände nach ihm ausstreckte, aber den Grund wußte er nicht.

Er sprach zu niemandem davon, nicht einmal zu seiner Mutter. Wie sollte er ihr klarmachen, daß er von dem Bösartigen und Schrecklichen in seinen Träumen entsetzt war und sich gleichwohl durch ein Versprechen von Macht davon angezogen fühlte?

Todd Hansard war der Sohn einer chinesischen Mutter und eines weißen Vaters. Er war groß für sein Alter, ein dünner Junge mit glattem schwarzem Haar und von einer traurig-beseelten Schönheit, die beinahe feminin war. Seine Augen waren ungewöhnlich – eins war von einem überraschenden Blau, das andere von einem tiefen Violett. Ähnliche Gegensätze bestimmten seine Gemütsart und Energie. Seine Stimmungen wechselten zwischen freundlicher Aufgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, während seine Energie erst vor kurzer Zeit von Trägheit in Überaktivität umgeschlagen war.

Zur Bestimmung seiner Zukunft hatte Todds Mutter Astrologen, Seher, Zahlenmystiker und geistliche Ratgeber konsultiert, was ihren Mann aufbrachte. »Großer Gott, Frau«, sagte er, »wann wirst du endlich lernen, was Vernunft und was Humbug ist?«

Sein verdrießlicher Spott wurde noch ätzender, als ein Seher erklärte, daß Todd psychische Kräfte besitze, eine mystische Jenseitigkeit, die den Mann so erschreckte, daß er sein Gespräch mit dem Jungen vorzeitig beendete und aus dem Haus der Hansards floh.

Bis vor einem Jahr war Todd von chinesischen Jungen seines Alters tyrannisiert und verprügelt worden. Das chinesische Gefühl der Überlegenheit und Verachtung gegenüber den *gweilos,* den Ausländern, hatte den Mischling Todd zu ihrer Zielscheibe gemacht, bis er die Kunst der Selbstverteidigung entdeckt hatte. Seine ersten Lehrer waren die chinesischen Diener im Haus seiner Eltern am Victoria Peak gewesen, Hongkongs feinstem Wohnviertel. Sie lehrten in Kung Fu und den Umgang mit Waffen. Am frühen Morgen nahmen sie ihn mit zum Botanischen Garten, wo er, umgeben von chinesischen Zwergkiefern und Bambuswäldern, mit Hunderten von Chinesen die langsamen, ballettähnlichen Bewegungen des *Tai Chi Chuan* übte. Dies waren die Boxübungen, die aus der Gymnastik buddhistischer Mönche hervorgegangen waren.

Doch aus Gründen, die Todd selbst nicht verstand, zog er japanische Kampfformen vor, insbesondere Kendo, das er mit einem an Besessenheit grenzenden Fleiß übte. Er machte rasche Fortschritte und zeigte soviel Talent und Geschicklichkeit, daß sein Ausbilder alle Bezahlung verweigerte und anfing, Todd privat zu unterrichten, eine Ehre, die nur selten und dann allein einem Schüler mit außergewöhnlichem Potential zuteil wurde.

Seine Kämpfe außerhalb des *dojo,* dem Fechtsaal, nahmen nun eine andere Wendung. Einer, der sich einen Monat vor dem Drachenbooterennen ereignete, führte einen Polizeiinspektor zum Haus der Hansards, einem Herrensitz des 19. Jahrhunderts mit Bogenfenstern, chinesischen Ebenholzmöbeln und einer Veranda, die von hängenden Bambusmarkisen beschatten war. Er sprach mit Todds Mutter, einer schlanken, wunderschönen Frau aus Schanghai, deren schwarzes Haar bis zur Taille reichte. Solche Schönheit deprimierte den Inspektor; er wußte, daß er sie niemals besitzen konnte.

»Brach dem Anführer Hüftgelenk und Backenknochen, wissen Sie«, sagte er. Der Inspektor war Waliser und hatte Mühe, aus seinem Notizbuch zu lesen. Vor Katharine Han-

sard mochte er seine Brille nicht aufsetzen. »Schlug einen zweiten Jungen bewußtlos und verhalf einem dritten zu einem Bänderriß im rechten Knie.«

Er klappte das Notizbuch zu und lächelte. »Ein hübsches Stück Arbeit, würde ich sagen. Und Ihr Sohn ist wie alt?«

Katharine Hansard erwiderte sein Lächeln nicht. »Elf. Inspektor, ich verstehe nicht, warum Sie hergekommen sind. Sie haben gesagt, diese Jungen seien Mitglieder einer Bande, jugendliche Strolche, die meinen Sohn ohne Provokation angriffen.«

»Ganz recht. Und Ihr Junge gab ihnen eine ordentliche Abreibung. Mit einem Besenstiel, übrigens. Den Besen riß er einer alten Dame aus den Händen, die den Gehsteig vor ihrem Laden kehrte. Augenzeugen sagten, Ihr Sohn habe wie ein Wilder gekämpft, wie ein Besessener. Es scheint, Sie haben eine Miniaturausgabe à la Jekyll und Hyde am Hals, Mrs. Hansard. Nach allem, was ich von Lehrern und Freunden gehört habe, ist er sonst durchaus wohlerzogen und respektvoll gegenüber den Lehrkräften. Da gibt es keine Schwierigkeiten.«

Der Inspektor strich sich den dicken roten Schnurrbart mit gepflegten Fingerspitzen und stellte sich vor, wie sie sich unter ihm im Bett wand. »Wir müssen uns fragen, warum er in letzter Zeit solch ein kriegerischer Bursche geworden ist.« Er klopfte mit dem Finger auf das Notizbuch und steckte es in die Brusttasche zurück. »Es war nicht das erste Mal, verstehen Sie. In den letzten drei Monaten war er ungewöhnlich oft an Schlägereien unter Jugendlichen beteiligt, die aktenkundig geworden sind. Eine relativ neue Entwicklung. Er ist …«

»Er ist halb weiß.«

»Das habe ich bemerkt, Madam.« Ein weiteres Lächeln, das ebenso unbeachtet blieb wie das erste.

»Das ist der Grund, warum er geschlagen worden ist«, sagte sie.

»Nicht in letzter Zeit, da ist er nicht geschlagen worden. Er ist in all den erwähnten Schlägereien Sieger geblieben.

Und in jedem dieser Fälle verletzte er die anderen Jungen ganz erheblich.«

Sie berührte ihr schwarzes Haar mit einer schmalen, goldbraunen Hand. Die Gebärde machte ihm Herzklopfen. »Mein Sohn hat niemals jemanden angegriffen, Inspektor. Sie haben das wahrscheinlich irgendwo in Ihren Notizen aufgeschrieben. Todd kämpft nur in Selbstverteidigung.«

»Einverstanden. Was mich hierher geführt hat, ist jedoch die Unverhältnismäßigkeit dieser Verteidigung, die Heftigkeit. Ihr Sohn geht seine Angreifer unweigerlich hart an, und immer mit einer Waffe.«

Er sah eine rasche Verhärtung in ihrem Blick, ein leichtes Anheben des Kopfes. Wie dein verdammter Vater, dachte der Inspektor. Und der hat es mehr als faustdick hinter den Ohren.

»Lassen Sie mich meine letzte Feststellung präzisieren«, fügte der Inspektor hinzu. »Ihr Sohn gebraucht auch die Fäuste, zieht aber eine Waffe vor, wenn sich eine finden läßt. Einen Stock, ein Stück Holz, ein *shinai,* das beim Kendo verwendete Bambusschwert. Nach den Berichten von Augenzeugen führt er sich bisweilen wie ein kleiner Dämon auf, vor allem, wenn er etwas in den Händen hat, womit er kämpfen kann. Ich gebe zu, daß er sich friedfertig verhält, wenn er in Ruhe gelassen wird, aber wenn es Streit gibt, verliert er die Kontrolle.«

Die Worte waren kaum heraus, da merkte er schon, daß er zu weit gegangen war. Katherine Hansard erhob sich von ihrem Stuhl. »Der Hausdiener wird Sie zur Tür begleiten.«

»Mrs. Hansard …«

»Wenn Sie noch etwas zu diskutieren wünschen, wenden Sie sich bitte an meinen Mann. Sicherlich wissen Sie, wer er ist. Und Sie wissen, wo Sie ihn erreichen können.«

Verärgert über diesen kaum verhüllten Hinweis auf seine Machtlosigkeit im Vergleich zu den Hansards, wandte sich der Inspektor um, hustete in die vorgehaltene Hand und blickte durch eines der Bogenfenster hinaus. Dort war ein chinesischer Diener in einer weißen Jacke mit einem lang-

stieligen Kescher dabei, Blätter aus einem Schwimmbecken zu fischen. Ein Jahr vor der Pensionierung lohnte es nicht, sich die Hansards zu Feinden zu machen. Was hatte sein Vater, der Kohlenbergmann, immer gesagt? ›Wenn du dem Leben nicht deine Bedingungen auferlegen kannst, mußt du die Bedingungen akzeptieren, die das Leben dir auferlegt.‹ Jedenfalls hätte es schlimmer sein können. Die eingebildete Schnalle hätte ihm geradesogut mit ihrem gelbhäutigen Vater drohen können. Dieser schlitzäugige Galgenvogel war einer der gefährlichsten Männer in Hongkong und zu seiner Zeit für nicht wenige Todesfälle verantwortlich gewesen, darunter auch Polizisten.

Was Mr. Hansard betraf, so war er ohne Zweifel ein Mann, mit dem man rechnen mußte. Er war ein Bankier, und Bankiers, nicht der Gouverneur oder die königliche Verwaltung, regierten Hongkong. Ein Wort von Ian Hansard in gewisse Ohren konnte den Inspektor in ernste Schwierigkeiten bringen.

Er nahm seine Brille aus einer Innentasche, setzte sie auf und wandte sich um, um Katharine Hansard mit einem forschenden Blick zu mustern. Sie war noch schöner als er zuvor gesehen hatte, aber der Ausdruck ihres Gesichts war haßerfüllt. Weil sie sich einbildete, er versuche ihrem Sohn etwas anzuhängen, haßte sie ihn.

Der Inspektor räusperte sich. »Ich hoffe es wird nicht nötig sein, Ihren Gatten mit dieser Sache zu behelligen, Mrs. Hansard. Es war aber meine Pflicht, Sie als Erziehungsberechtigte über die Verwicklung Ihres Sohnes in diese – ah – Vorkommnisse der letzten Zeit zu unterrichten. Da er der angegriffene Teil war, steht es Ihnen überdies frei, Anzeige zu erstatten.«

Durch das Fenster sah Katharine Hansard den Wagen des Inspektors die kiesbestreute Zufahrt hinausrollen. Dann wandte sie sich um und stieg die Treppe hinauf, um nach Todd zu sehen. Erschrocken hob sie die Hand zum Mund, als sie sah, wie der Junge sich im Schlaf hin- und herwarf und stöhnte. Plötzlich fuhr er im Bett hoch, schweißgetränkt

und schnaufend, als wäre er außer Atem. Sie eilte hinzu, setzte sich auf die Bettkante und nahm ihn in die Arme.

Sobald er sich beruhigt hatte, fragte sie ihn nach seinem Traum, aber Furcht war alles, an was er sich erinnern konnte.

Mit dreißig arbeitete Katharine Hansard nicht mehr als Krankenschwester, sondern widmete sich der Bildhauerei und ihrem Sohn, den sie praktisch allein aufgezogen hatte. Sie entstammte einer reichen und mächtigen Familie; ihr Vater war Führer einer Triade und eine der Schlüsselfiguren der Hongkonger Unterwelt. Sie hatte einen reichen Engländer geheiratet, Ian Hansard, Präsident einer Hongkonger Bank mit Filialen in aller Welt. Es fehlte ihr an nichts, und doch hatte die stille, reservierte Katharine Hansard ein leidvolles Leben geführt. Erst in letzter Zeit war ihr klargeworden, daß es selbstgewählt war.

Ihrem Vater zum Trotz hatte sie ein Verhältnis mit einem Amerikaner gehabt, Todds Vater, den sie seit der Geburt des Jungen nicht mehr gesehen hatte. Um dem Kind einen Namen zu geben, hatte Katharine Ian Hansard geheiratet, den sie nicht liebte. Er war ein kleiner blonder Engländer mit dem guten Aussehen eines alternden Chorknaben und dem brennenden Ehrgeiz, ein bemerkenswertes Leben zu führen. Deprimiert von den zerstobenen Träumen seines Vaters im sozialistischen England unter der Labour-Regierung, war der fleißige, geschäftstüchtige und aufstrebende Hansard nach Hongkong emigriert, wo nur das Geschäft zählte.

In einer Umgebung, wo Prinzipien und Moral schädlich sein konnten, ging er beiden aus dem Weg und hatte Glück. Mit fünfunddreißig war er der Jüngste unter den bedeutenden Bankiers der Kronkolonie und zeigte nur gelegentlich ein privates Mißvergnügen darüber, was er geworden war.

Zu Todd hatte er nie ein enges Verhältnis gewonnen. Schließlich war der Junge nicht sein Sohn, und Hansard hatte ohnedies den englischen Widerwillen, Zärtlichkeit zu zei-

gen. Was ihn allerdings verdroß, war das enge Verhältnis zwischen Katharine und dem Jungen, vor allem, wenn sie kantonesisch sprachen, einen Dialekt, den er weder verstand noch jemals zu lernen beabsichtigte. Er hatte seine Frau wegen ihrer exotischen Schönheit und des Neides geheiratet, den sie bei anderen Männern auslöste; rivalisierende Nutznießer dieser Schönheit konnten nicht mit seiner Duldsamkeit rechnen. Was ihm gehörte, war sein und wurde nicht geteilt, schon gar nicht in seinem eigenen Haushalt. Außerdem war Todd, obschon respektvoll und zu Hause wohlerzogen, für Ian Hansards Geschmack zu intelligent.

»Der Bursche ist ein richtiger Genius«, hatte Hansard einmal zu seiner Frau gesagt. »Ich will nicht behaupten, daß ich die Arbeitsweise seines Gehirns verstehe, aber er hat was zwischen den Ohren. Die Funktion eines Genies, hat man mir gesagt, bestehe darin, uns Kretins nach zwanzig Jahren mit Ideen zu versorgen. Zu seinem plötzlichen Interesse an japanischen Dingen will ich nur soviel sagen: Man kann nicht wißbegierig sein, ohne boshaft zu sein, findest du nicht? Nicht, daß ich damit sagen wollte, der Junge sei übergeschnappt, verstehst du.«

Hansard mußte vorsichtig sein, wenn er mit Katharine über den Jungen sprach. Ein falsches Wort, und sie konnte mißmutig und nachtragend sein. Er zog es vor, sich den Japanern zuzuwenden, die ein viel sichereres Ziel abgaben.

»Wohlgemerkt«, sagte er, »die Japaner sind in ihrer höflichen Art boshaft genug. Ich könnte Todd ein paar Geschichten über die verdammten Japsen erzählen, schließlich mache ich mit ihnen Geschäfte. Ian Fabian Charles Hansard weiß Tatsachen über die Japaner, die eine sehr interessante Lektüre abgeben würden, sollte ich mich jemals entschließen, sie zu Papier zu bringen. Aber manche Dinge bleiben am besten ungesagt. Man bedauert nie sein Stillschweigen, nur seine Worte.« Er schaute seine Frau an und dachte an ihren Vater, einen weiteren orientalischen Herrn, der Geheimnisse zu wahren hatte.

Auf dem besonnten Deck der *Kitaro* schob ein weißuniformiertes Besatzungsmitglied einen Wagen mit dampfenden Bambuskörben zu einem leeren Tisch, der von einem übergroßen Sonnenschirm beschattet wurde. Die Körbe enthielten Hors d'œuvres, gedämpfte Kartoffeln, gehacktes Schweinefleisch, Reismehlklößchen, Vanilletörtchen und rote Bohnensuppe. Ein zweiter Wagen folgte mit Cognac, Champagner, Sodawasser, Sektkübeln, Dosen mit alkoholfreien Getränken und Schalen voll frischer Früchte. Die schwitzenden Damen setzten sich mit Beifallsgemurmel um den Tisch. Todd blieb allein an der Reling und ließ den Ruf seiner Mutter, zu ihr zu kommen, unbeachtet.

Die Trommeln. Die Zimbeln und Gongs …

Er brach in die Knie, bedeckte das linke Auge mit beiden Händen. Ein jäher Schmerz fuhr durch seinen Kopf. Er fiel aufs Deck und wälzte sich in vergeblichem Bemühen, ihn abzuschütteln, von einer Seite zur anderen. Kalter Schweiß durchtränkte sein Hemd; er verlor rasch das Bewußtsein. Katharine Hansard rief ihn beim Namen, aber er sank nun rasch in rote Dunkelheit und gefrorenen Dunst. Seine letzte Erinnerung vor der Ohnmacht war die Wärme seines eigenen Blutes im Gesicht und an den Händen.

Er war in Japan, im Inneren eines von Papierlaternen und Kienspänen beleuchteten Schlosses. Das Schloß wurde belagert, und ninja *hatten einen Weg herein gefunden. Nun näherten sie sich ihm, schwarzgekleidete Phantome, die lautlosen Tod brachten. Er zog sein* katana *und hielt es wartend mit beiden Händen über den Kopf. Auch er trug Schwarz, einen Kimono von schwarzer und grauer Seide, mit einem* mons, *seinem Familienwappen, auf Rükken und Ärmeln. Aber etwas stimmte nicht. Der Schmerz. Ein furchtbarer Schmerz in seinem linken Auge. Er durfte jedoch nicht versagen, durfte ihm nicht nachgeben. Er mußte stehen und kämpfen.* Hai.

Aus anderen Räumen drang Waffengeklirr, das helle Klingen gekreuzter Schwerter und die Schreie Verwundeter. Er witterte Rauch und hörte Schritte über die quietschenden Dielenbretter ren-

nen. Etwas war an seinen Gürtel geknotet. Der Kopf der Frau, die Augen wie im Schlaf geschlossen, die Lippen geöffnet, als wolle er sprechen. Wann hatte er sie getötet, und warum? Von neuem überkam ihn ein Bewußtsein dringender Eile; er mußte zu einem Raum im Obergeschoß. Er mußte sich einen Weg durch die ninja *bahnen. Jemand im Obergeschoß brauchte ihn, aber wer? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er angreifen, daß er töten mußte.*

Todd schlug die Augen auf. Er lag todmüde auf dem Deck, das Hemd klebte ihm am Körper. Unter seinem Kopf war eine Schwimmweste, und seine Mutter kniete neben ihm, die Hand an seiner Stirn. Sein Stiefvater, die *tai-tais* und ein paar japanische Besatzungsmitglieder blickten zu ihm herab, und ein kleiner Japaner in einem Anzug kauerte auf Todds anderer Seite und fühlte ihm den Puls. Er sprach japanisch zu ihm.

Ein verdrießlicher Ian Hansard sagte: »Nun, in Gottes Namen, Todd, antworte dem Mann. Wie oft muß er sich noch wiederholen?«

Der Junge zog die Brauen zusammen.

»Vor einer Minute schwatztest du noch wie eine verdammte Elster«, sagte Hansard. »Ich wußte gar nicht, daß du japanisch kannst.«

Todd, benommen und schwach, versuchte sich aufzurichten und sank zurück.

»Kann kein japanisch«, sagte er. »Kann nicht sprechen …«

Hansard verdrehte die Augen nach oben. »Himmel hilf. Todd, wir hörten deutlich, wie du japanisch sprachst. Es ist nicht nötig zu lügen. Niemand schert sich darum, in welcher Sprache du plapperst, nur vergeude nicht unsere Zeit mit Lügen, das ist alles.«

Hansard fühlte sich vom brennenden Blick seiner Frau durchbohrt, sah sie aber nicht an. Verdammt sollen sie sein, alle beide, ihn aus einer Besprechung zu holen, die für seine Bank Millionen bedeutete. Diesmal wollte er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg halten und der Welt sagen, daß

der liebe kleine Todd vollkommen übergeschnappt war. Lebte in einem Wolkenkuckucksheim, dieser Junge. Es war nicht Hansards Art, Todd den Hosenboden strammzuziehen oder ihn übers Knie zu legen, aber diese Schauspielerei konnte nicht einfach hingenommen werden. Und wenn es Katharine nicht gefiel, konnte sie sich zum Teufel scheren.

Plötzlich sah Hansard einen Vorteil in Todds sonderbarem Benehmen. Es war genau der Anlaß, den er brauchte, um den kleinen Nichtsnutz in ein Internat in der Schweiz oder in England zu stecken, wo die Lehrer nur grausam waren, um den Zöglingen Gutes zu tun. Und damit konnte er sich bei seiner Frau zugleich für die Briefe revanchieren, die sie nach wie vor an Todds Vater in Amerika schrieb.

Zwar stimmte es, daß sie den Mann seit Todds Geburt nicht gesehen hatte, und sie machte keinen Versuch, die Briefe, die sie in ihrem Atelier verwahrte, vor ihm zu verstecken. Hansard hatte insgeheim ein paar davon gelesen und daraus ersehen, daß die beiden noch immer durch eine Vertrautheit miteinander verbunden waren, die er nur beneiden konnte. Seine eigene Untreue vermochte seine Eifersucht nicht zu lindern. Er konnte Katharine besitzen, aber sie würde ihm niemals gehören. Und so oft er dem Jungen ins Gesicht sah, um Ähnlichkeiten mit dem Amerikaner darin zu finden, blieb ihm doch nur die Erkenntnis, daß er von seiner Frau nicht geliebt wurde.

»Todd«, sagte Hansard, »unter Deck wurde mir gesagt, daß du halbblind seist. Statt dessen sehe ich dich mit zwei gesunden Augen. Würdest du nicht sagen, daß eine Erklärung angebracht ist?«

Katharine Hansard hob die Hand ihres Jungen und drückte sie sich an die Wange. »Er blutete. Der Arzt …«

Hansard schüttelte den Kopf. »Katharine, mein Herz, Dr. Orito sagte, Todd fehle körperlich nichts, und das schließt seine Augen mit ein. Beide Augen. Unnötig zu sagen, daß der Arzt nicht an Bord ist, um jemanden in irgendwelchen Fantasien zu bestärken. Wird Todd bei der Party, die wir nächste Woche für die Filmleute geben, mit einem gleichen

oder ähnlichen Anfall aufwarten? Könnte peinlich für uns beide werden. Sehr, sehr peinlich.«

Er streifte imaginäre Fusseln von seinem Hemd, einem von Dutzenden, die zum Preis von je hundert Pfund bei Turnbull & Asser in London für ihn maßgeschneidert worden waren. »Katharine, Liebling, wenn wir nach Hause kommen, müssen wir zwei ein offenes Wort über Todds Zukunft sprechen. Es gibt Internate, wo Jungen in einer Art und Weise zur Disziplin erzogen werden, daß sie davon profitieren. Wenn du mich nun entschuldigen willst, unten warten Geschäftsfreunde auf mich.«

Er überquerte das Deck und lief den Gang zur Kajüte hinab. Er war nicht glücklich über das Unbehagen, das er bei der Erwähnung der Internatserziehung sofort in seiner Frau gespürt hatte, aber es geschah ihr recht.

Dr. Orito schloß seine schwarze Tasche und wandte sich auf englisch an Katharine Hansard. »Bitte, Ihr Sohn, hat er in letzter Zeit Krankheit?«

Sie wandte den Blick nicht von dem Jungen. »Er hat Schlafstörungen, ja. Und schlechte Träume. Sehr schlechte Träume.«

»Hat er Medikamente irgendeiner Art genommen, die vielleicht verursachen ihn zu halluzinieren?«

»Nein.«

»Ich sehe. Er hat starke Einbildungskraft. Er spricht von *ninja* und Schlössern und einer Schlacht, in welcher er kämpft.« Der Arzt lächelte. »Vielleicht er hat gehört ein wenig japanisch irgendwo und erinnert sich, aber wußte nicht, daß er erinnerte.«

»Er lernt Kendo von einem japanischen Lehrer, aber er hat die Sprache nicht gelernt.«

»Mmm, ja.« Orito schaute zu Todd, der seinen Blick erwiderte. »Seltsame Augen, Ihr Sohn. Höchst seltsam. Bitte, Sie bringen ihn hinein, fort von der Sonne und der Aufregung des Rennens.«

Todd hatte Katharines Hand gehalten, und als sein Griff sich lockerte, blickte sie zu ihm hinab und sah seinen Kopf

in ihrem Schoß. Ihre Augen begegneten einander; sie lächelte, und er schloß die Augen und schlief. Nicht den Schlaf der Ruhe, sondern der Erschöpfung. Im Schlaf sah er verletzlicher denn je aus, und sie fragte sich, ob sie genug Kraft haben würde, sein Leiden weiterhin zu ertragen.

Als Orito ihre Tränen sah, erkannte er, daß er nicht mehr zu ihr sagen konnte; Tränen erweichten Steine und zähmten Tiger. Er hatte dem Jungen in die Augen gesehen und seine Worte gehört, und in beiden Gefahr gelesen. Aber er konnte jetzt nicht zur Mutter sprechen. Der morgige Tag lag in den Händen der Götter, und während das Schlimmste nicht immer gewiß war, so war es doch sehr wahrscheinlich. Er ging fort, ohne Katharine zu warnen, ohne ihr zu sagen, daß – nach ihrem Sohn – die *ninja* bald sie und ihren Mann töten würden.

2

Im modernen Tokio findet man noch immer Schreine, die Inari geweiht sind, dem Reisgott, und den geheimnisvollen weißen Füchsen, die als seine Boten dienten. Die meisten dieser Schreine werden von Geschäftsleuten und Industriellen instand gehalten, die dort um Firmengewinne und unbegrenzten Reichtum statt um eine reichliche Reisernte beten. Am Rande der Stadt, in übervölkerten Vierteln voll billiger Häuser und Holzhütten, die heute auf alten Reisfeldern stehen, wird eine moderne Version des *Ta-asobi*-Rituals, eines alten Fruchtbarkeitsritus, aufgeführt.

Hier stoßen in einer dunklen, kalten Februarnacht alte Männer in weißen Kimonos vor einem abgenutzten Schinto-Schrein vier Bambusstäbe in die Erde und umspannen diese mit einem Strohseil. Dies ist jetzt das geheiligte Reisfeld, und in seiner Mitte steht eine große Trommel. Bald wird der Frühling kommen, und die Götter werden ihre Wohnsitze auf den Bergen verlassen, um in den Reisfeldern zu leben.

Dämonische Geister und Kobolde werden sie angreifen. Die *Ta-asobi*-Rituale sind in diesem Konflikt den Göttern eine Hilfe.

Im Inneren der heiligen Einfriedung bearbeiten die alten Männer den Boden mit imaginären Hacken. Dann, sobald einer von ihnen auf die Trommel schlägt, tanzen die anderen und schaben Bambusstäbe gegeneinander, um mit dieser Pantomime das Verjagen von Vögeln darzustellen. Dann wird zu einem gesungenen Gebet symbolisch gepflügt und gedüngt. Schließlich werden vier kleine Jungen, welche die Rolle der *saotome* spielen – von Mädchen also, die Reissetzlinge pflanzen – zur Einfriedung geführt. Während die Zuschauer in die Hände klatschen und schreien, werden die Jungen über die große Trommel geworfen. Der Reis ist gepflanzt.

Diese Pantomime erlaubt dem Japaner, die beiden Pole des Menschen darzustellen: Fleisch und Geist, Körper und Seele, Materielles und Metaphysisches, Leben und Tod, Gott und Mensch, Gut und Böse, das Alte und das Neue. Alle bilden einen ununterbrochenen Zyklus, ein immerwährendes Spiel ohne Anfang und Ende.

Es gibt auch ein Reisritual, das einmal im Jahr im Geheimen und von einem Mann allein ausgeführt wird. Es findet im Herzen Tokios statt, in Sichtweite von Luxushotels, Hochhausblocks und grellen Nachtklubs. Der Mann ist der Kaiser, der tief in den ummauerten Gärten des historischen Kaiserpalastes ein winziges Reisfeld bearbeitet. Niemand darf ihn dabei beobachten, aber was er tut, dramatisiert die unauflöslichen Bande zwischen Japans hektischer Gegenwart und seiner mystischen und grausamen Vergangenheit.

Kurz nach Sonnenaufgang verließen zwei Männer mit den schwarzen Lederkoffern von Kendokämpfern das Schloß Ikuba und gingen über den Hof. Einer war Kon Kenpachi, Japans berühmtester und umstrittenster Filmregisseur. Der andere war Zenzo Nosaka, ein reicher Industrieller und Machtfaktor unter den *zaikai,* den Großunternehmen des

Landes. Beide Männer trugen Sommerkimonos und *geta,* japanische Holzsandalen, die auf dem Kopfsteinpflaster klapperten, bis die zwei den Hof durchschritten hatten und am Rand eines Gartens stehen blieben.

Des Gartens starre Schönheit kam von polierten schwarzen Felsblöcken, die in einem Halbkreis auf Sand angeordnet waren, der geschickt geharkt war und einen ruhigen See versinnbildlichte. An seinem Rand stand ein kleiner Schinto-Schrein aus grünem Bambus. Auf dem einzigen Regal des Schreins ruhten ein runder, polierter Metallspiegel und ein Schwert, Symbole der Weisheit und des Mutes von Amaterasu, der Sonnengöttin, von der abzustammen die frühen Herrscher Japans behaupteten. Um böse Geister fernzuhalten, war der Eingang zum Schrein mit einem geflochtenen Strohseil verhängt.

Kenpachi und Nosaka verneigten sich schweigend, dann gingen sie weiter. Der Filmregisseur, begierig, mit dem Wettkampf zu beginnen, ging voraus.

Das Schloß Ikuba, das Kenpachi gehörte, lag auf einem Felshügel zwischen einer Schnellstraße und einem öffentlichen Park in Schinjuku, Tokios Quartier Latin. Die eleganten Geschäfte, Filmkunsttheater, Jazzklubs und Badehäuser zogen Künstler, Intellektuelle, Homosexuelle, die Jugend und die *yakuza* an, Gangster, die mitgeholfen hatten, Kenpachis Bild von sich selbst zu formen.

Der Schloßgraben war vor Jahrhunderten aufgefüllt und als Rasenfläche gestaltet worden. Das Areal des Schlosses spiegelte Kenpachis Hang zum Luxus wider: Es gab ein Schwimmbecken, zwei Gästehäuser und ein Kino mit fünfundsiebzig Plätzen und einem hervorragend ausgestatteten Schneideraum. Drei Gärten umgaben das dreistöckige Schloßgebäude; einer war um einen Zierteich angelegt, den eine elegante Rotholzbrücke überspannte, die aus Hideyoshis vierhundert Jahre altem Schloß in Osaka stammte. Wo einst die längst verschwundenen Stallungen gewesen waren, befand sich jetzt eine Reihe von Garagen, in denen ein britischer Morgan, ein Mercedes, ein Daimler von 1929, ein

Rolls Royce Silver Cloud, ein Lincoln Continental und mehrere Motorräder standen.

Nur zwei Gebäude waren aus den Tagen Saburos geblieben: das Schloß mit seinen schwarzgeziegelten, geschweiften Dächern, und der *dojo,* der originale Fechtsaal, der schon von Benkai, Saburos Leibwächter, benutzt worden war.

Am Eingang des *dojo* blieb Kenpachi stehen und blickte nach Osten zum sonnengeröteten Tokio-Turm im Herzen der Stadt. Im Laufe des Tages würde der Turm, zwanzig Meter höher als der Eiffelturm, der ihm als Vorbild gedient hatte, von der Dunstglocke über der Stadt verhüllt sein, einer so massiven Luftverschmutzung, daß an den großen Straßenkreuzungen Leuchttafeln elektronisch berechnete Belastungswerte anzeigten.

Als Junge hatte Kenpachi überall in Tokio stehen und den viele Kilometer entfernten Fujijama sehen können. Damals war die Luft rein und klar gewesen. Das Land war geachtet und geliebt worden. Doch alles das hatte sich geändert. Heute war die Schönheit des schneebedeckten heiligen Berges und des blauen Himmels darüber vom Rauch Tausender Fabriken und den Abgasen von Millionen Personen- und Lastwagen verhüllt. Wildblumen und kleinere, schwächere Tiere starben.

In den vergangenen Jahren war Kenpachis Zorn auf ein Japan, das durch Verwestlichung, durch geldgierige japanische und westliche Geschäftsleute, durch die Ausbreitung amerikanischer Unkultur moralisch bankrott gemacht wurde, immer mehr gewachsen. Er war dahin gekommen, das moderne Japan und jene, die dafür verantwortlich waren, zu hassen. Vor Monaten hatte er den Entschluß gefaßt, mit diesen Leuten abzurechnen. Seine Antwort war diejenige eines Samurai gewesen, eine Antwort von Blut und Tod.

Kon Kenpachi war einen Meter achtundsechzig groß, hatte glattes schwarzes Haar, braune Augen und eine Narbe zwischen linkem Ohr und Backenknochen, die der finster blickenden Schönheit seiner ebenmäßigen, durch die vollen

Lippen gemäßigten Züge eine gefährliche Schärfe verlieh. Er war achtunddreißig, schlank, doch muskulös, und jahrelange Körperertüchtigung und regelmäßige Übungen in Karate und Kendo hatten kein Gramm überflüssiges Fett an seinem Körper gelassen. In den Übungen verkörperte er für sich die Rolle eines Samurai, eines Kriegers, der sich allein gegen die Egoisten der traditionellen japanischen Werte stellte, Werte, die auf dem Buschido beruhten, dem Ehrenkodex des Samurai: Ehre, Treue und Mut. Es war eine Haltung, die seinem Verlangen nach Ruhm entsprang.

Der exzentrische Kenpachi liebte es, den altjapanischen Traditionen theatralische Schnörkel hinzuzufügen; wenn er eine Gesellschaft oder Pressekonferenz gab, pflegte er einen Kimono, *dai-sho,* Armbänder mit Edelsteinen an beiden Handgelenken und eine Sonnenbrille zu tragen.

Obschon verheiratet, machte er kein Hehl aus seiner Neigung zu *onnagata,* den männlichen Schauspielern, die im Kabuki-Theater Frauenrollen spielten. In einer Gesellschaftsglosse über eine Party, wo ein betrunkener Kenpachi und sein *onnagata*-Liebhaber am Rand des Schwimmbeckens Gartenmöbel und Liegestühle mit Samuraischwertern in Stücke gehackt hatten, schrieb ein Zeitungskritiker: »Aischylos hatte recht. Ein reicher Dummkopf ist eine drückende Last. Wenn von jemandem gesagt werden kann, daß er ein Esel im Löwenfell ist, so ist es unser Herr Dai-sho.«

Dai-sho war in diesem Fall ein Slang-Begriff für bisexuell.

Der Regisseur Kenpachi hatte zwei Oskars gewonnen, dazu diverse Festspielpreise in Asien, Europa und Südamerika. Seine Filme waren dicht und hypnotisch, gewalttätig und erotisch, persönliche Aussagen einer dunklen Vision, die ihn von Tokio bis Beverly Hills zu einer Kultfigur gemacht hatten. Als Mann wie als Regisseur war er charismatisch und arrogant, ein Intellektueller mit einem Zug von dem Strolch, der schamlos um Berühmtheit buhlte, während er nach der Art eines feudalen *daimyo* im achthundert Jahre alten Schloß Ikuba wohnte.

Der vielseitige Kenpachi war auch Schauspieler, Dichter,

Dramatiker, Künstler und Komponist und lebte das Leben, als sei es ein Preis, der Gewinnern zustehe. Er ging in seiner Arbeit und in seinen Vergnügungen auf. Das vollkommene Leben bestand für ihn nicht darin, alles zu tun, dessen man fähig ist, sondern alles zu tun, was man gern möchte. Jetzt, auf dem Höhepunkt seiner künstlerischen Kraft, drehte er seinen ersten Film mit Hollywoodunterstützung und einer gemischten japanisch-amerikanischen Besetzung, ein Film, der, wie er prahlte, sein Meisterwerk sein würde. Nur Kenpachi und eine Handvoll vertrauter Freunde wußten, daß dieser Film auch sein letzter sein sollte.

Sobald er fertiggestellt wäre, beabsichtigte Kenpachi durch *seppuku* aus dem Leben zu scheiden.

Vor drei Monaten war das amerikanische Filmangebot eines von dreien gewesen, die Kenpachi als sein abschließendes Werk in die engere Wahl gezogen hatte. Damals war er zu dem prächtigen, in der Nähe des kaiserlichen Palastes gelegenen Wohnhaus Zenzo Nosakas gegangen. Nosaka war zweiundachtzig, in ausgezeichneter körperlicher und geistiger Verfassung, ein zierlicher, grauer Mann mit dem kalten Blick einer mitleidslosen Katze. Weil er die Feinde seiner Interessen mit den Feinden der Menschheit gleichsetzte, hatte er es zu dem Erbarmungslosesten und Gefürchtetsten unter den *zaikai* gebracht. Nosaka, Abkömmling eines von Hideyoshis bedeutendsten Hauptleuten, war Kenpachis langjähriger Mentor. In den frühen Jahren des Regisseurs hatte Nosaka ihn aus erniedrigender Armut gerettet und seine Filme unterstützt. Als ein Skandal Kenpachi bedroht hatte, waren es Nosakas Geld und Macht gewesen, die ihn vor Erpressung, Gefängnis und Schande bewahrt hatten. Der *zai*-faji-Führer, ein vorzüglicher Kendoka und bekannter Sammler von Samuraischwertern, hatte Kenpachi in die Fechtkunst eingeführt und war bis auf den heutigen Tag sein härtester Fechtgegner geblieben. In der Tradition des älteren zum jüngeren Samurai waren Nosaka und Kenpachi einst Liebhaber gewesen.

Sein Leben lang hatte Kenpachi sich immer für die Gefahr entschieden. Diese Unbekümmertheit hatte ihm Reichtum und Ruhm gebracht und vor Scheitern und Schande gerettet. Das Erlebnis der höchsten und letzten Gefahr im *seppuku* war alles, was ihm blieb. Dazu benötigte er Nosakas Hilfe, doch würde es nicht taugen, dem alten Mann zu schmeicheln. Schmeichelei war für die Schwachen, und Nosaka war nicht schwach. Um seinen Plan zu verwirklichen, würde er Nosaka zeigen müssen, daß für ihn etwas dabei herausschaute.

»Ich spreche zuerst von meinem Tod, Nosaka-san. Er wird würdevoll sein und einem erhabenen Ziel dienen. Ich beabsichtige einen Freitod aus Protest. Er soll tadeln und verurteilen. Ich verdamme Japan um dessentwillen, was es geworden ist, und sterbe, um es aufzurütteln. Ich gebe mein Herzblut, um es von Amerika zu befreien. Jemand muß unser Land beschämen, damit es den Kurs ändere. Ich werde meinen Leib öffnen und Japan durch den Anstoß meiner symbolischen Tat zur Umkehr bewegen, zur Orientierung am ruhmreichen Nippon der Vergangenheit.«

Er schloß die Augen. »Die Wiederherstellung der bewährten Tugenden, die moralische Wiedergeburt des Volkes und die Unverletzlichkeit des Herrscherhauses sind Ziele, für die zu sterben sich lohnt. Mein Tod möge den Kaiser als das wiedererstehen lassen, was er einst war: ein göttliches Symbol der Autorität, ein Gott hier auf Erden. Japan kann nicht seine alte Größe wiederfinden, solange der Kaiser als ein sterblicher Mensch wie du und ich betrachtet wird. Ruhm, Nosaka-san wird durch Blut und Tod erreicht.«

Nosaka befingerte eine lange Kette winziger schwarzer Perlen, die ihm vom Hals hing. An dieser Perlenkette war ein goldgerändertes Monokel befestigt, das er nun in die linke Augenhöhle steckte. Er musterte Kenpachi lange, schweigende Sekunden. Nosaka, Abkömmling von Samurai, war vom Tod niemals überrascht. Tod war die Umarmung, die immerwährende Nacht, der man nicht entgehen konnte.

Es gab keinen glücklicheren Menschen als den, der wußte, wann er zu sterben hatte. War Kenpachi-san solch ein Mann?

Der Filmregisseur goß Tee in zwei Schalen, dann reichte er eine dem alten Mann, der ihm gegenüber am Boden saß, in einem Raum, an dessen Wänden Samuraischwerter und die anderen mittelalterlichen Waffen hingen. Nosaka hatte ihm viel gegeben und sein berufliches und persönliches Leben geleitet. Aber er konnte Kenpachi nicht das Bedauern darüber nehmen, daß er keiner Familie von Samurai entstammte. Daß er im letzten großen Krieg nicht für Japan hatte kämpfen können.

Kenpachi verehrte die kaiserliche Familie, doch haßte er sie auch wegen des Verfalls ihrer Haltung und Würde seit der Besetzung. Es war schändlich, daß der Kronprinz eine Bürgerliche geheiratet hatte. Gleichzeitig zu lieben und zu hassen war ein Widerspruch, der sich mit Kenpachis Leidenschaften indes durchaus vereinbaren ließ.

Seine Hauptleidenschaft war ein Glaube, der den Tod mit Jugend und Schönheit verband. Er war besessen von dem Gedanken, eine Möglichkeit zu finden, Schönheit angesichts von *mujo,* Unbeständigkeit und unausweichlicher Veränderung, bewahren zu können. Und gegen alle Wahrscheinlichkeit hatte er eine Lösung gefunden; Schönheit konnte für immer erhalten bleiben, aber nur indem man jung starb, wenn die Schönheit am bezauberndsten und gewinnendsten war. Von diesem Punkt an romantisierte er den Tod, den blutigen Tod, in seinem Leben und in seiner Arbeit. Für ihn war der Tod der Jungen von höchster Schönheit.

Kenpachis Wertschätzung der eigenen Schönheit war ein offenes Geheimnis. Da gab es jeden Tag intensive Übungen, ständige Beobachtung des Gesichts und der Figur, um auch den geringsten Makel aufzuspüren, die grimmige Rückkehr zur Disziplin nach jeder Ausschweifung. Seine Schönheit war es gewesen, die ihn in Nosakas Leben geführt hatte, und für den *zaikai*-Führer war Kenpachi Sohn, Schüler und

Liebhaber gewesen. Nosaka hatte niemals einen Mann oder eine Frau so sehr geliebt wie den sinnlichen Kenpachi. Nur sie beide wußten, wieviel Schmerz dieses Verlangen über den Geschäftsmann gebracht hatte; es war beinahe Nosakas Sklaverei geworden.

Kenpachi wußte, daß Nosaka mit der Weisheit eines Samurai es eines Tages vorziehen würde, diese Schönheit, die ihm soviel Genuß bereitet hatte, durch *seppuku* erhalten zu sehen. Es war besser, sich dessen, was man einst geliebt hat, als zeitlos schön zu erinnern, als es welken und absterben zu sehen.

Und Nosaka wußte, daß Kenpachis Fehler, seine zerstörerischen Exzesse und Genüsse, eines Tages ihren Preis fordern würden; dem Genuß folgte der Schmerz, und jede Aktion hatte ihre Reaktion. Nosaka war einer jener seltenen Männer, die wußten, wie man alt werden muß. Kenpachi wußte es nicht.

Es war an der Zeit, Nosaka einen Grund zu geben, sich Kenpachis großem Plan anzuschließen.

»Nosaka-san, ich habe erfahren, daß der Amerikaner Jude Golden im Sterben liegt. Aus diesem und anderen Gründen, die ich erklären werde, erbitte ich deine Hilfe zur Wiederbelebung der Blutsbruderschaft.«

Ein verblüffter Nosaka zog zu heftig an der Kette schwarzer Perlen, so daß diese über die Strohmatte rollten. Um sich zu beruhigen, blickte er zu einer Wand, wo er eine Sammlung *tsubas,* Stichblätter, aufgehängt hatte, die dünnen Metallscheiben, die eines Kriegers Hand beim Gebrauch des Schwertes schützten. Mit unterdrückter Erregung beobachtete Kenpachi den alten Mann, sah dessen Blick starr und wie glasig werden, und wußte, was geschah. Die Jahre fielen von ihm ab; Nosaka war wieder jung, ein junger Offizier der *Kempai Tai,* der gefürchteten Militärpolizei. Man schrieb die Jahre nach 1930, Japans ereignisreichste und kriegerischste Zeit. Das Land war ein autoritär-konservativer Staat, beherrscht von einer militärischen Elite, die offen den Krieg mit China suchte und insgeheim Vorbereitungen für den

Krieg mit Großbritannien und Amerika vorbereitete, da diese der Schaffung des erträumten Großjapans niemals zustimmen würden. Das Militär beherrschte auch den Kaiser, hielt an einer starren Außenpolitik fest und behielt bei allen Entscheidungen das unverrückbare Ziel eines Reiches im Auge, das von Sibirien bis Südostasien und weit in den Pazifik ausgriff.

Diese Vision wurde von einer Mehrzahl der jungen Offiziere geteilt, die das westliche Parteiensystem und den Parlamentarismus ablehnten und sich für die Idee der konservativ-autoritären Showa-Restauration begeisterten. Zur Förderung ihrer Pläne gründeten sie mit der Unterstützung reicher Industrieller und pensionierter Offiziere Geheimbünde wie den Jimmu-Bund, die Partei des Himmlischen Schwertes, den Kirschenbund und die Blutsbrüderschaft. Sie alle – auch die Weißen Tiger und die Schwarzer Drachen-Gesellschaft zählten dazu – arbeiteten außerhalb der staatlichen Sicherheitsdienste und waren beim politischen Gegner gefürchteter als diese. Nach außen firmierten sie als patriotische Klubs, kulturelle Vereinigungen und Vereine zur Wehrertüchtigung, während sie sich mit Spionage, Erpressung und Mord beschäftigten. Ihre Ziele waren Gewerkschaftsführer, verwestlichte Journalisten, ausländische Diplomaten, liberale Politiker, Geschäftsleute.

Nosaka, ein herausragender Kendoka und Judoka, war Gründungsmitglied der Blutsbrüderschaft. Reichlich fließende Spenden von konservativen Geschäftsleuten und seine Führungseigenschaften befähigten ihn, die besten Fechter aus Tokios *dojos* zu rekrutieren und die Blutsbrüderschaft zu einer der wirkungsvollsten Spionage- und Terrororganisationen Japans zu machen.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Nosaka wegen seiner Bindungen an die Blutsbrüderschaft und wegen angeblicher Brutalitäten gegen alliierte Kriegsgefangene in seiner Eigenschaft als Offizier der Militärpolizei vor ein amerikanisches Kriegsverbrechertribunal gestellt und zum Tode verurteilt. Jude Golden leitete die Gruppe der amerikani-

schen Ankläger, die die Verurteilung durchsetzten. Zum Vollzug des Urteils kam es jedoch nicht.

Die Tugenden des Kriegers – Standhaftigkeit, Treue, Mut und Selbstdisziplin – halfen ihm, dem Henker zu entgehen, der seine engsten Kameraden unter demütigenden Umständen zu Tode brachte. An Körper und Geist gestählt, beseelt von einem unbeugsamen Willen, widerstand er Prügeln, Einzelhaft und Versuchen, ihn durch Aushungern zu einem Geständnis zu bringen, wo andere vor den Siegern krochen oder als gebrochene Männer aus der Haft kamen.

Gerichtsverfahren, Einkerkerung und Mißhandlungen waren jedoch ein Gesichtsverlust gewesen. Der Mann, den Nosaka dafür in erster Linie verantwortlich machte und dem er niemals vergab, war Jude Golden.

Die Blutsbrüderschaft. Weder Zeit noch Distanz konnten solch eine Erinnerung auslöschen.

Als Nosaka wieder Kenpachi ansah, war des alten Mannes Gesicht eine strenge Maske. Dem anderen wurde unbehaglich; er fürchtete, brauchte und liebte den *zaikai*-Führer in einem. Nosakas Blick bewirkte, daß Kenpachi sich schwach und intrigant wie eine Frau vorkam. Er beugte sich vorwärts und begann Nosakas Perlen aufzulesen.

»Was fürchtest du?« fragte der alte Mann.

»Ich möchte die Schande auslöschen, die die Amerikaner über dich gebracht haben, Nosaka-san. Ich …«

»Es fällt mir ganz leicht, Leute zu täuschen, die der Meinung sind, sie täuschten mich. Du hast im Laufe der Jahre meine Hilfe und meine Zuneigung gehabt, und obwohl ich deine Eigenliebe bisweilen empörend und verurteilenswert finde, werde ich mein Gesicht nicht von dir abwenden. Du solltest jedoch nicht versuchen, mich zu manipulieren.«

»Vergib mir, Nosaka-san«, flüsterte Kenpachi mit niedergeschlagenem Blick. »Ich spreche die Wahrheit über Jude Golden, aber du hast recht mit dem, was du über mich sagst, wie immer. Ich fürchte sehr das Alter, Krankheit, Verfall. Mit jedem Tag fürchte ich sie mehr und mehr. Ich kann

mich nicht der Vorstellung stellen, daß jeder Tag die Verwesung meines Fleisches näherbringt. Ich bin fest entschlossen, von eigener Hand zu sterben, zu einem Zeitpunkt meiner eigenen Wahl, und dieser wird bald sein. Ich fürchte den Tod weniger als das Alter. Nachdem ich dies akzeptiert habe, spreche ich jetzt von der Blutsbrüderschaft zu dir.«

Er blickte auf. »Ich möchte, daß die Blutsbrüderschaft zehn Männer tötet, und diese Tötungen sollen geschehen, bevor ich sterbe.«

Er wartete auf eine Reaktion. Sie blieb aus, und er fuhr fort: »Sie sind dir bekannt. Sie sind Japans Feinde, gewisse Bankiers, ein bestimmter Journalist, verschiedene Geschäftsleute und Politiker, deren Worte und Taten keiner von uns beiden billigen kann. Manche sind hier in Japan, andere befinden sich gegenwärtig im Westen, in Amerika und Europa. Ich mache sie für das verantwortlich, was aus Japan geworden ist: eine verseuchte, würdelose käufliche Erweiterung des Westens.«

Nach einer Weile sagte Nosaka: »Bitte lege die Perlen in eine leere Teeschale.« Er nahm das Monokel vom Auge, betrachtete es nachdenklich und blickte zu Kenpachi auf. »Sollte ich die Hilfe verweigern, wirst du dein Vorhaben dennoch ausführen … in vollem Umfang?«

»Hai.«

»Ich sehe. Nun, wir beide kennen Männer, die töten, nicht wahr?«

Kenpachi verneigte sich in dem Bewußtsein, daß Nonsakas Bemerkung eine unheilvolle Implikation enthielt: Der alte Mann war einer der wenigen, die wußten, daß Kenpachi selbst zweimal getötet hatte, einmal in einem Geheimritual und einmal um des Schauers seelischer Erregung willen.

Nosaka nahm die Teeschale mit den schwarzen Perlen auf und rührte mit dem Zeigefinger darin. »Männer, die sich hinter hohen Mauern und Leibwächtern verstecken, versehen mit der selbstgerechten Gewißheit, daß ihre Wahrheit die einzige sei und von allen akzeptiert werden müsse. Eine vergangene und gegenwärtige Gefahr für unser Land. Dei-

ne Worte waren in einer anderen Zeit meine Worte, und ich glaubte so aufrichtig daran, wie du jetzt daran zu glauben scheinst. Ja, ich kenne die Männer, die du zu töten wünschst, und ich verabscheue sie, vielleicht mehr noch als du es tust.«

Er nahm eine Perle aus der Schale und rollte sie zwischen Daumen und Zeigefinger. »Wir, die *Ketsumeidan,* die Blutsbrüderschaft, waren furchtlos. Das Wissen, daß es nichts Ruhmreicheres gab als für das Vaterland zu sterben, machte uns tapfer. Wir glaubten an die *geba,* die Verehrung göttlicher Gewalt, und an die Unsterblichkeit des gefallenen Kriegers als Stern am Firmament.«

Er starrte in die kleine Schale mit den Perlen, als sähe er dort Vergangenheit und Zukunft. »Wir waren Helden, die nur ein einziges brennendes Verlangen in sich trugen: Japans Ruhm und Größe zu mehren. Es war, kann ich dir sagen, ein großes Erlebnis und eine große Zeit in unserer Geschichte. Niemals habe ich mich später so erfüllt, so lebendig gefühlt wie in jenen Tagen mit der Blutsbrüderschaft. Ich habe oft daran gedacht, besonders jetzt, da ich alt bin und beinahe mit dem Leben abgeschlossen habe. Auch ich muß mich für den Tod vorbereiten, für den Tag, wenn die Götter die Schnur durchtrennen, die mich an dieses Rad von Geburt und Tod bindet.«

Er schaute Kenpachi an. »Es gibt Dinge, die ich nicht ungetan lassen möchte.«

Ein leiser Vorwurf war in der Stimme des Regisseurs, als er sagte: »Drei Amerikaner verurteilten dich in deiner Verhandlung. Jude Golden war der Vorsitzende. Ich habe die Namen nicht vergessen.«

Nosaka stellte die Teeschale mit den schwarzen Perlen beiseite. »Wir vergeben, wenn es uns paßt, und es hat mir nie gepaßt, ihnen zu vergeben. Man kann die Augen vor allem verschließen, nur nicht vor den Erinnerungen. An dem Tag, als ich zum Tod durch den Strang verurteilt wurde, gelobte ich, die drei Amerikaner zu töten. Dieses Gelöbnis hielt mich am Leben. *Hai.* Ich hatte diesen Gedanken kaum

gefaßt, da wußte ich, daß der Tod mich erst ereilen würde, nachdem ich Jude Golden, Salvatore Verna und Duncan Ivy unschädlich gemacht hätte.«

Er blickte an Kenpachi vorbei zur Wand, wo das Gehäuse einer Meeresschnecke hing, das vor Jahrhunderten als Hörn für das Angriffssignal gebraucht worden war. *Der Feind von gestern, Freund von morgen.* Durch eine Laune des Schicksals waren Nosaka und die drei Amerikaner gezwungen gewesen, Verbündete zu werden. Diese Schicksalslaune war der kalte Krieg, als Japan mit Amerika gegen Japans alte Feinde Rußland und China Partei nahm. Auf einmal hatten ein in den Koreakrieg verstricktes Amerika und ein Nachkriegsjapan, das bestrebt war, den Kommunismus in Schach zu halten, Nosakas Kenntnisse und Verbindungen benötigt.

Man hatte ihn am Leben gelassen und begnadigt, und er war Geschäftsmann geworden und hatte es durch Fleiß, Umsicht und Kaltblütigkeit zu Reichtum gebracht. Die drei Amerikaner waren sogar seine heimlichen Geschäftspartner geworden. Einer war jetzt ein bedeutender Gewerkschaftsführer in New York; die anderen zwei waren ins Bankgeschäft gegangen. Alle drei waren korrupt und geldgierig und ahnten nicht, daß der unversöhnliche Nosaka jeden von ihnen im Geiste tausendmal getötet hatte. Die Nachricht, daß Jude Golden dem Tode nahe sei, mahnte Nosaka, daß er noch eine unerledigte Aufgabe hatte. Oder er selbst könnte sterben und würde nichts als gebrochene Gelübde zu bieten haben, wenn er den Göttern gegenüberträte.

Nosakas Blick kehrte zurück zu Kenpachi. Eine raubtierhafte Spannung kam in die Züge des alten Mannes. »Du sagst, Jude Golden liege im Sterben. Woher weißt du das?«

»Von seiner Tochter, die sich Jan nennt. Sie ist die Produzentin des amerikanischen Films, dessen Regie man mir angeboten hat und der hier, auf den Philippinen und in Hongkong gedreht werden soll. Sie wollte morgen nach Tokio kommen, um das Projekt mit mir zu besprechen, mußte den Termin aber verschieben. Ihr Vater wurde plötzlich mit

einer ernsten Herzinsuffizienz ins Krankenhaus eingeliefert.«

Nosaka schloß die Augen und saß aufrecht, die Handflächen auf den Oberschenkeln. Kenpachi schaute ihn an und schwieg. Endlich murmelte der alte Mann: »Nimm das amerikanische Angebot an.«

Er ist bereit, mir zu helfen, dachte ein erfreuter und erleichterter Kenpachi. Er verneigte sich. *»Hai, sensai.«*

Nosaka öffnete die Augen. »Ich mochte die Namen jener wissen, die du für geeignet hältst, die vorgeschlagenen Aufgaben zu übernehmen. Gib mir nur Krieger. Sobald ich sie gründlich ausgeforscht habe, werden wir den nächsten Schritt tun. Gib mir auch die Namen der zehn, die du getötet haben willst. Auch über sie müssen wir Nachforschungen anstellen. Wenn wir zuschlagen, darf für Irrtümer kein Raum sein. Was dein *seppuku* betrifft, wann beabsichtigst du es zu tun?«

»Ich werde einen letzten Film vollenden, mein Meisterwerk, und dann werde ich mein Leben dem Vaterland weihen.«

Nosaka neigte den Kopf. »Befolge bei deinem *seppuku* die angemessenen Formen. Traditioneller Wein, Zeugen, den Schwertgriff mit Weiß umwickelt, und so fort. Vor allem schenke der Auswahl eines *kaishaku* große Beachtung, des Mannes, der deinem Schmerz ein Ende machen wird, bevor er unerträglich wird. Es ist eine besondere Position, die nur von einem geübten Schwertfechter und wahren *buschi* ausgefüllt werden kann.«

Schwindlig vor Glück erwiderte Kenpachi die Verneigung des alten Mannes. Der Waffenraum wurde für ihn zu einem Meteor, der ihn unendlichen und unvorstellbaren Freuden entgegentrug.

Buschido. Aus Nosakas Mund hatte das Wort die Gewalt eines Schlages ins Gesicht, und Kenpachi zuckte zusammen, als sei er gerade geschlagen worden. Auf einmal fürchtete er sich, ohne zu wissen warum.

»Indem ich mit dir gemeinsame Sache mache«, sagte No-

saka, »habe ich dir nicht das Recht gegeben, dich auf meine Kosten zu vergnügen. Du wirst meine Anweisungen ohne Abweichungen befolgen. Ist das klar?«

»Hai, sensai.«

»Wahres Wissen ist Sein und Werden. Keine Wahrheit ist dein, bis du sie selbst erfahren hast. In der Gefangenschaft war ich gezwungen, die in meinem Geist enthaltenen Kräfte freizusetzen, oder ich wäre unter den Händen der Amerikaner gestorben. Ich mobilisierte Kräfte, die in meiner Seele verborgen waren, die in jedes Menschen Seele verborgen sind: Er muß sie nur suchen. Du mußt das gleiche tun. Du mußt über deine Grenzen hinausgehen, und damit wirst du die absolute Kraft des Körpers, des Geistes und des Willens erlangen.«

»Wie?«

»Buschido. Durch die Ausübung von Kendo und Karate, verbunden mit *zazen,* Meditation. Reiche tiefer in dich selbst, als du jemals für möglich hieltest. Schaue in deine Seele und erforsche den Tod und werde wahrhaft furchtlos. Vor allem finde einen Weg, den universalen Geist zu berühren, den einen Geist, dem wir alle angehören. Denn dann wirst du imstande sein, den zu finden, der dein *kaishaku* sein wird.«

Nosaka seufzte. »Vor Hunderten von Jahren mußte man *zazen* wenigstens zehn Jahre praktiziert haben, bevor einem erlaubt wurde, mit der Praxis der Kampfformen zu beginnen. Ach, die Krieger jener Tage! Sie hatten eine Willenskraft, die Berge vor ihnen zerbrechen und Ozeane austrocknen ließ. Was ist die erste Wahrheit des Zen?«

»Daß es keine Einheit gibt, daß eins alles und alles eins ist. Doch das All bleibt All, das Eine bleibt das Eine.«

»Wissen und Handeln sind eins. Alle deine vergangenen Leben sind in dem einen. Körper und Geist müssen als eins zusammenwirken …«

Kenpachi, den die Erregung gepackt hatte, hörte Nosakas Worte kaum. Er nahm unbestimmt wahr, daß der alte Mann sich erhob und zu einer Truhe aus Kiefernholz ging, sie öff-

nete und mehrere Gegenstände herausnahm. Dann kniete Nosaka vor Kenpachi nieder und händigte ihm die Gegenstände einen nach dem anderen aus.

»Benkais Muramasa«, sagte Nosaka und übergab ihm das Langschwert.

Kenpachis Augen zeigten nur noch das Weiße.

»Saburos Messer«, sagte Nosaka. »Dasselbe, mit dem Benkai vor vierhundert Jahren *seppuku* beging. Diese beiden Stücke sind die Juwelen meiner Sammlung. Alle großen Waffen haben ihre eigenen Seelen, ihre eigenen Kräfte. Diese Waffen haben mir die Kraft gegeben, die ich benötigte, um erfolgreich zu sein. Nun übergebe ich sie dir. Gebrauche sie mit Stolz und vergiß nie den Ruhm und die Ehre, die sie verkörpern. Wenn du dich zur Meditation niederläßt, lege das Schwert und das Messer neben dich. Immer.«

Kenpachi, Tränen in den Augen, konnte nur nicken.

»Und nun dies.« Er reichte Kenpachi ein kleines schwarzes Lackkästchen, das in Gold und Silber gefaßt war. Der Deckel des Kästchens hatte eine körnige Verarbeitung, die sich rauh anfühlte.

»Leg deine Hand darauf«, befahl Nosaka. »Benkais Asche ist in den Deckel einlackiert.«

Kenpachi erschauerte mit geschlossenen Augen.

»Öffne ihn nicht«, sagte Nosaka. »Läutere dich zuerst. Werde tauglich für deinen *kaishaku.* Werde seiner würdig. Du wirst wissen, wer er ist, wenn er dir sagt, was in diesem Kasten ist. Der Mann, der dein Sekundant sein wird, wird vom Inhalt dieses Kastens zu dir hingezogen werden. Nachdem du ihn getroffen hast, wirst du den Kasten öffnen, denn du wirst augenblicklich die Wahrheit dessen erkennen, was er sagt. Verweigere mir darin nicht den Gehorsam, denn ich brauche dich nur anzusehen, um wie immer von deiner Schwäche zu wissen. Und diesmal werde ich mein Gesicht für immer von deinem abwenden.«

»Hai, sensai.«

»Wenn du töten mußt, um diesen Kasten zu behalten, tue es ohne Zögern.«

»Hai.«

»Du hast nur eine kurze Zeit, um eine neue Betrachtungsweise der Wirklichkeit anzunehmen. Übe Buschido und, wie ich es im Gefängnis tat, sende deinen Geist zu jenen der früheren Samurai aus und erbitte ihre Hilfe. Wenn dein Glaube stark ist, wirst du erhalten, was du wünschst. Laß die Geister der früheren Krieger deinen *kaishaku* wählen. Glaube, und sie werden zu dir kommen.«

Nosaka lächelte bei der Erinnerung daran, was er im Gefängnis erreicht hatte, während er im Schatten des Todes gewesen war. »Ich werde dir zeigen, wie du vom Weg des Schwertes Gebrauch machen mußt, um deinen Geist zu stärken. Ich werde dir zeigen, wie du die verborgenen Kräfte in dir selbst finden kannst. Du wirst glauben, was du am wenigsten für möglich hältst.«

Kenpachi, der das lackierte Kästchen fest in beiden Händen hielt, öffnete die Augen. Er spürte eine neue und lebendige Kraft in sich, und es war, als verstünde er erst jetzt die Notwendigkeit, sich zu opfern. Er würde wie nie zuvor sein Herz und seinen Geist erforschen müssen. Er würde mit Wahrheiten zu tun bekommen, die von anderer Art als jene waren, die er sich immer zurechtgemacht hatte. Ohne zu wissen, woher die Worte kamen, sagte er: »Benkai wird zu mir kommen. Er wird mein *kaishaku* sein. Ehre und Ruhm werden mein sein. Benkai wird sie mir bringen.«

Der *dojo* des Schlosses. Kenpachi hatte den alten Fechtsaal so einfach gelassen, wie er es zu Benkais Zeit gewesen war. Das Gebäude bestand nur aus dem einen Raum und hatte weder moderne Schlösser noch Elektrizität; das einzige Licht kam von zwei Fenstern und einem halben Dutzend Papierlaternen, die an kahlen Wänden hingen. Es gab wenig Ausschmückung; an einer Wand befand sich eine Liste mit den Namen alter Schwertschmiede, und an einer anderen zwei gerahmte Tuschzeichnungen von Priestern und Vögeln, die Benkai mit außergewöhnlicher Kunstfertigkeit gemalt hatte. Über dem Eingang hingen lederne und hölzer-

ne Schwertscheiden, deren Lack getrocknet und vom Alter rissig war.

Es war ein Ort, der nach Schweiß und Stroh roch, ein Ort, wo man die tote Kälte der Vergangenheit spürte.

Hinter der verriegelten Tür des *dojo* standen Kenpachi Und Nosaka einander in der Mitte des Saales gegenüber. Beide nahmen die *seiza* ein, die förmliche kniende Position, bei der man auf den Fersen saß, den Rücken gerade hielt und die Handflächen auf den Oberschenkeln ruhen ließ. Beide trugen einen Hosenrock, die *hakama,* eine gesteppte Baumwolljacke, die *keigoki,* den baumwollenen Hüftschurz, *tare,* und darüber einen Brustpanzer aus Bambus und Leder, der unter einem Dutzend Schichten schwarzen Lacks glänzte, einen Kopfschutz aus Baumwolle und Leder mit einem stählernen Schutzgitter für das Gesicht und auf die Schulter fallenden Lederplatten, die den Hals und die Kehle schützten. Hände und Unterarme steckten in langen, gepolsterten Lederhandschuhen. Der Gesamteindruck war zugleich mittelalterlich und futuristisch.

Beide Männer griffen mit der linken Hand zur Matte und nahmen den *shinai* auf, einen leichten Schlagstock aus vier einen bis einen Meter zwanzig langen Bambusspießen, die mit einer Schnur zusammengebunden waren. Hinter dem Griff war ein Hornring befestigt. Der *shinai* wurde als ein richtiges Schwert respektiert.

Sie erhoben sich, noch immer einander zugewandt, und verneigten sich aus der Hüfte, den *shinai* gegen den linken Schenkel gedrückt, als stecke er in einer Scheide. Einige Sekunden beobachteten sie einander, bevor sie in die Ecke gingen und eine kauernde Haltung mit gespreizten Beinen einnahmen. Hier zogen Kenpachi und Nosaka langsam den *shinai* aus der gedachten Scheide, ergriffen ihn mit beiden Händen, die rechte über der linken, und richteten die Waffe nach vorn.

Die Bambusstöcke berührten und kreuzten einander an den Spitzen.

Kenpachis Gesicht war schweißbedeckt; in der Mitte sei-

ner Stirn pulsierte eine Ader. *Zazen,* die Meditation hatte ihn nicht entspannt. Er war nervös, die Folge eines vierundzwanzigstündigen Fastens und einer anstrengenden Woche mit Filmaufnahmen für den amerikanischen Streifen, der den Namen *Ukiyo* erhalten hatte, die treibende Welt, wo man ohne einen Gedanken an das Morgen dem Vergnügen nachjagte. Es war das erste Mal seit zwei Wochen, daß er mit Nosaka focht, der geschäftlich im Ausland gewesen war. Kenpachi würde sich anstrengen und Kampfgeist zeigen müssen.

Auch die Sache mit dem schwarzen Lackkästchen hatte ihn zunehmend irritiert. Er wollte es jetzt öffnen, heute, tat es jedoch nicht, weil er Nosakas Zorn fürchtete. Die vergangenen Wochen intensiver Buschido-Übungen, die langen Stunden der Meditation eingeschlossen, hatten ihn angestrengt und unruhig gemacht. Ohne Nosaka davon zu erzählen, nahm Kenpachi weiterhin Drogen, da er glaubte, daß sie während der Meditation bewußtseinserweiternd wirkten.

Im Schlaf sah der Regisseur, erschöpft von langen Stunden mit dem Aufnahmeteam und seinen immer mehr Zeit beanspruchenden Buschido-Übungen, in die dunklen Höhlen seines eigenen Geistes, sah das Böse in seiner schönsten und häßlichsten Form und begriff, daß alles möglich war. Im Schlaf erfreute er sich einer profanen und furchterregenden Freiheit.

Im Wachen überlegte er, ob es nicht Verrücktheit sei, von einem Fremden zu erwarten, daß er den Inhalt eines Kastens beschreibe, den er nie gesehen hatte.

Der flackernde Schein der Papierlaternen machte lange Schatten auf den Strohmatten des *dojo.* Saburos Messer und Benkais Langschwert, noch in der Scheide, ruhten auf einem kleinen hölzernen Tisch nahe der Tür. Im tanzenden gelben Schein einer Laterne schienen die beiden roten Drachen auf der Scheide sich aus ihrer Umschlingung zu lösen und auf dem lackierten schwarzen Holz umherzugleiten.

Der *shinai* jedes breitbeinig und geduckt stehenden

Kämpfers war auf die Kehle des Gegners gerichtet. Beide hielten die Rücken gerade, beobachteten einander aufmerksam, den Kopf aufrecht und beide Ellbogen nahe an der Brust. Ein leises Grunzen von Nosaka war das Signal anzufangen.

Sie richteten sich auf, jeder setzte den rechten Fuß nach vorn, zielte nun mit dem *shinai* auf die Augen des Gegners, um diesem möglichst die Sicht zu nehmen. Die Augen zuerst, sagte der alte Schwertfechter. Dann die Beinarbeit, gefolgt von Mut und Stärke. Die Augen ermöglichten einem, Schwächen des Gegners auszumachen, seine Furcht, seine Technik und seinen Kampfgeist zu beurteilen. Die Beinarbeit befähigte einen, mit der Schnelligkeit und der Wildheit eines herabstoßenden Falken anzugreifen.

Im Kendo gab es sieben Zielpartien, die sich mit den geschützten Körperstellen deckten: der linken und rechten Seite des Kopfes; dem Kopfschutz; den Handgelenken und der linken oder rechten Seite des Brustpanzers.

Kenpachi griff sofort an.

Er sprang vorwärts, den *shinai* in die Höhe gehalten, dann schlug er rasch abwärts nach Nosakas linker Kopfseite. Der alte Mann parierte den Schlag mit Leichtigkeit und stieß den *shinai* zur Seite. Ohne seinen Angriff zu unterbrechen, schlug Kenpachi zuerst nach Nosakas rechtem Handgelenk, dann nach der linken Brustseite. Jeder Angriff wurde von Nosaka, der seinen Gegner nach rechts umkreiste und den Abstand zwischen ihm und Kenpachi vergrößerte, blokkiert.

Mit einem Ausruf sprang Kenpachi zu einem neuen Angriff vor und trieb den alten Mann mit einem Dutzend rascher, harter Schläge zum Kopf, der Brust und den Handgelenken zurück. Nosaka parierte, wich aus, und als er den letzten Angriff unwirksam gemacht hatte, tat er einen schnellen Schritt schräg vorwärts nach links und erzielte einen Treffer an Kenpachis rechter Brustseite.

Mit kaum gezügelter Verärgerung zielte der Regisseur einen Stoß nach Nosakas Kehle; der alte Mann wich seitwärts

aus und berührte gleichzeitig Kenpachis rechtes Handgelenk. Kenpachi setzte zu einem neuen Angriff an, doch Nosaka parierte seine Waffe mit einer kleinen kreisförmigen Bewegung seines *shinai* aufwärts und nach rechts. Eine Sekunde später schlug er Kenpachi wieder auf die rechte Brustseite.

Kenpachi griff an; diesmal wurde sein *shinai* nach links abwärts pariert. Die nächste Bewegung sah er nicht, fühlte aber die Spitze von Nosakas Waffe hart gegen seinen Halsschutz stoßen.

»Geduld«, sagte Nosaka und trat zurück, außer Reichweite.

Geduld. Kenpachi erinnerte sich der Worte, die Nosaka ihm vor vielen Jahren eingeprägt hatte, die Worte des großen Hideyoshi an seine Nachfolger: Die starken, männlichen Gestalten im Leben sind diejenigen, welche die Bedeutung des Wortes Geduld verstehen. Geduld bedeutet, daß man seine Neigungen zügelt. Widerwillig verlangsamte Kenpachi das Tempo des Kampfes, griff weiter an, versuchte aber nicht mehr, eine Blöße zu erzwingen wo keine war. Nun begann er anzuwenden, was er in den jüngsten praktischen Übungen mit der Blutsbrüderschaft gelernt hatte.

Und er begann, Treffer zu erzielen, mit sauberen, kräftigen Schlägen.

Die beiden standen einander unmittelbar gegenüber, die Waffen in Hüfthöhe an den Stichblättern gekreuzt, als Nosaka mit beiden Händen vorwärts stieß, um Kenpachi zurückzudrängen. Gleichzeitig trat er selbst einen Schritt zurück, die Waffe zum Schlag erhoben, und Kenpachi, der die Blöße sah, schlug ihm rasch auf den Kopfschutz.

Im Siegesrausch setzte der Regisseur den Angriff mit drei weiteren Schlägen nach dem Kopf fort. Der zurückweichende Nosaka blockierte die Schläge mit hochgehaltener Waffe. Kenpachi beschleunigte sein Tempo, sprang vor, täuschte einen Schlag nach dem Kopf vor und traf Nosakas ungeschützte rechte Seite. Wieder ein Punkt.

Der alte Mann konterte unverzüglich mit einem Schlag

nach Kenpachis rechtem Handgelenk und zwang ihn, die Hand herunterzunehmen, um dem Schlag auszuweichen. Nosaka verfolgte die Finte jedoch nicht weiter; statt dessen erzielte er zwei Treffer – einen Stoß zur Kehle, gefolgt von einem Schlag zum Kopf.

Keiner der beiden sprach. Worte waren überflüssig. Es gab nur die Konzentration auf den Kampf, auf den vollen Einsatz von Körper, Geist und Seele in einer Kampfform, deren Geschichte beinahe zweitausend Jahre zurückreichte. Kenpachi und Nosaka waren sich nur des Augenblicks bewußt, daß der Unterschied zwischen Leben und Tod in einer schnellen Bewegung des Handgelenks lag, daß sie durch Kendo intensiver lebten als zu jeder anderen Zeit.

Die Bambusstöcke schlugen mit rhythmischem Klack-klack-klack gegeneinander. Die bloßen Füße raschelten leise auf den Strohmatten. Dazu kam von Zeit zu Zeit der *kiai,* der wilde Kriegsschrei, der den Feind schrecken und dem Angreifer Mut machen sollte.

Mit seinem tigerhaften, unerbittlichen Kampfgeist erzielte Nosaka weitere Treffer, mischte Finten und Ausweichmanöver mit einer geschickten Kombination von Angriff und Verteidigung. Kenpachi, der emotioneller und unbekümmerter vorging, erzielte weniger. Aber es war offenkundig, daß er seine Technik in den vergangenen drei Monaten verbessert hatte, und vor allem seinen *shin,* seinen Kampfgeist.

Der Kampf endete. Ein erschöpfter Kenpachi nahm den Kopfschutz ab, atmete tief und wartete auf Nosakas Kritik.

»Gut«, sagte der alte Mann. Mehr nicht.

Es war genug.

Ein frohlockender Kenpachi verbeugte sich aus der Hüfte. *»Domo arigato gozai mashite, sensei«,* sagte er. Ich danke dir sehr, Meister.

»Dein Kampfgeist ist stärker geworden. Ich fühle ihn noch jetzt. Das seppuku eines solchen Mannes ist eine würdige Gabe für das Vaterland.«

»Deine Worte bedeuten mir viel, Nosaka-san. Aber ich bin bei der Suche nach meinem *kaishaku* nicht weitergekom-

men. Drei Monate ist es her, daß du mir den Kasten gabst, der geschlossen bleibt, wie du weißt. Die Dreharbeiten gehen gut voran. Ich werde sie planmäßig abschließen, vielleicht einen oder zwei Tage eher. Es ist mein Wunsch, innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach seiner Fertigstellung zu sterben. Die Blutsbrüderschaft wird ihr Werk bis dahin getan haben, und mein Tod würde viel Bedeutung gewinnen. Einige Männer in der Blutsbrüderschaft haben gesagt, sie würden geehrt sein, mein *kaishaku* zu sein. Aber wenn ich den Kasten erwähne, haben sie keine Antwort.«

Nosaka steckte seinen *shinai* in eine schmale lederne Tragetasche und zog den Reißverschluß zu. »Die Blutsbrüderschaft hat fünfmal für uns getötet. Zweimal hier in Japan, einmal in Rom, einmal in São Paulo. Und Duncan Ivy, der erste der drei Amerikaner, die vor siebenunddreißig Jahren über mich zu Gericht saßen, ist jetzt tot. Fünf Tote für das neue Japan. Wie geht es weiter?«

Kenpachi, der niedergekniet war und seinen Brustpanzer mit dem Kopfschutz zusammenlegte und in einer runden ledernen Tragetasche verstaute, hielt inne und blickte zum zaitoi-Führer auf. »Unsere Männer sind bereits in Paris. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wird der Franzose Henri Labouchère nicht mehr am Leben sein, um Atomreaktoren auf japanischem Boden zu finanzieren und zu bauen. Und der Amerikaner Salvatore Verna wird sterben, ehe diese Woche endet.«

»Ach ja, Verna.« Nosakas Haß auf Verna war besonders grimmig. Der New Yorker Gewerkschaftsboß hatte nicht nur versucht, ihn an den Galgen zu bringen, sondern Vernas Habgier hatte Nosaka vor einiger Zeit gezwungen, die Pläne zur Errichtung einer Autofabrik im Wert von sechshundert Millionen Dollar aufzugeben.

Der alte Mann richtete seinen Blick auf Kenpachi. »Du wirst gut zuhören, was ich dir jetzt sage. Heute ist Sonntag. Morgen sollst du mit der amerikanischen Produzentin Jan Golden, Jude Goldens Tochter zusammentreffen. Es geht

um die Frage, ob du Außenaufnahmen in Hongkong machen wirst oder nicht.«

»Hai. Sie ist dagegen. Jeder Drehtag kostet fünfzigtausend amerikanische Dollar, und wir würden eine Woche in Hongkong sein, vielleicht zehn Tage. Sie möchte Geld und Zeit sparen.«

»Du wirst darauf bestehen, wie geplant in Hongkong zu drehen. Tue, was du zu tun hast, aber sieh zu, daß du gehst, wie es ursprünglich geplant worden war.«

»Miß Golden trifft morgen nachmittag von Los Angeles kommend in Tokio ein. Wir werden beim Abendessen über die Angelegenheit sprechen.«

»Sie ist eine Frau und wird sein, was immer du willst.«

Kenpachi lächelte. »Es beunruhigt sie, daß sie sich von mir angezogen fühlt.«

Nosaka faltete sein *hachimaki* sorgsam zu einem sauberen Viereck. »Möge deine Macht über Miß Golden deinem Verlangen nach einem ruhmreichen Tod gleichkommen.«

Sein Blick ging zu Kenpachi. »Nun werde ich dir sagen, warum es wichtig ist, daß du so bald wie möglich nach Hongkong gehst. Meine Geschäfte führten mich dorthin, wie sie mich nach Manila, Singapur, Seoul und Djakarta führten. Aber in Hongkong sah ich während einer Zusammenkunft an Bord meiner Yacht, der *Kitaro,* zum erstenmal den Jungen.«

»Den Jungen?«

»Orito, mein Arzt, wurde gerufen, ihn zu behandeln. Es scheint, daß der Junge eine Art Trance oder Vision hatte. Man konnte es sogar einen ziemlich gespenstischen Tagtraum nennen. Nachdem Orito mir berichtet hatte, was der Junge in seiner vermeintlichen Trance gesagt hatte, ging ich an Deck, um ihn mir anzusehen. Ich sprach ihn nicht an. Das werde ich dir überlassen.«

Der alte Mann betupfte sich den Hals mit dem gefalteten *hachimaki.* »Sein Name ist Todd Hansard. Komm, laß uns baden, während ich dir von ihm erzähle.«

3

An einem heißen Julinachmittag stieg Frank DiPalma in einen klimatisierten 1927er Rolls Royce, den prachtvollsten Wagen, den er je gesehen hatte.

Das elegante Innere war atemberaubend. Es war ein Salon des 18. Jahrhunderts auf Rädern, mit einer gemalten Decke voller Rokokoputten und von Aubusson-Wandteppichen bezogenen Polstern, auf denen Schlösser, Bäume und Gärten in Seide gewebt waren. Einst das Eigentum von Viktor Emanuel III., dem italienischen König, der Mussolini zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, gehörte der Wagen jetzt SalvatoreVerna, einem New Yorker Gewerkschaftsführer, der nach DiPalma in den Fond stieg und die Tür hinter sich zuwarf.

Die Vordersitze waren leer. Ein Chauffeur wurde nicht benötigt; der Rolls Royce fuhr nirgendwo hin; an diesem Nachmittag diente er als Versammlungsort.

Er stand in der Garage von Vernas Haus, einem Herrensitz an der Küste von Long Island, prachtvoll gelegen zwischen einem Höhenzug und den Sanddünen und seichten Lagunen der Atlantikküste. Vor nicht allzu langer Zeit wären DiPalma und Verna beim ersten Anblick übereinander hergefallen. Damals war DiPalma ein höchst erfolgreicher Ermittler der Drogenfahndungsabteilung der New Yorker Polizei gewesen, verantwortlich für Vernas einzige Gefängnisstrafe, eine einjährige Freiheitsstrafe wegen Aussageverweigerung vor einem Schwurgericht. Zur Vergeltung hatte Verna durch seine Verbindungen zur Unterwelt ein Kopfgeld auf DiPalma ausgesetzt.

Heutzutage war Frank DiPalma ein bekannter Fernsehberichterstatter, der sich auf Enthüllungsreportagen aus der Welt des Verbrechens spezialisiert hatte, und Sally Verna war noch immer ein korrupter Gewerkschaftsführer. Er rechnete auf DiPalma, daß er ihm in einer Gefahr für Leib und Leben beistehe.

Das Garagentor war geöffnet, und DiPalma konnte von seinem Platz einen Ausschnitt der Anlagen sehen, die Ver-

nas Luxusvilla umgaben. Direkt voraus waren einige Beispiele der Kunst des Heckenschneidens – ein großer Bär, ein Löwe und ein Nashorn, fachmännisch aus einer dunkelgrünen Buchsbaumhecke modelliert. Zur Rechten spielten drei von Vernas Enkelkindern in einem Schwimmbecken aus Carraramarmor, eingefaßt von Nachahmungen griechischer Säulen und schwarzen Sphinxen. DiPalma hatte den Landsitz von der Außenseite besehen, nachdem er von zwei bewaffneten Wächtern am Tor eingelassen worden war. Das ganze Bauwerk war mit weißem Marmor verkleidet, und durch offene Verandatüren waren eine Emfpangshalle mit Statuen in Wandnischen und einem großartigen Treppenaufgang zu sehen, flankiert von marmornen Putten, die auf marmornen Delphinen ritten.

Ein verdammter Eispalast, dachte DiPalma.

Zum Grundbesitz gehörte eine private Anlegestelle, ein Kabinenkreuzer und ein paar Motorboote. Das gesamte Anwesen war in den zwanziger Jahren von einem Alkoholschmuggler für seine sechzehnjährige Braut errichtet worden. Nun gehörte es Sally Verna.

DiPalma streichelte den silbernen Knauf eines schwarzen, eichenen Spazierstocks, der sein Markenzeichen und seine bevorzugte Waffe war; er war ein ausgezeichneter Kendoka und geübt in *escrima* und *arnis,* den Stockfechtertechniken der Filipinos. Seine Gedanken waren nicht bei dieser Zusammenkunft mit Sally Verna; sie waren in Hongkong bei Katharine Hansard, der Chinesin, die ihm den Stock geschenkt hatte, der Frau, die er einst geliebt und seit mehr als elf Jahren nicht gesehen hatte.

Seine Gedanken waren auch bei Todd, seinem und Katharines Sohn. DiPalma hatte den Jungen nie gesehen, nur Aufnahmen von ihm. Am Vortag hatte er einen dringenden Anruf von Katharine bekommen, in dem sie ihn gebeten hatte, sofort nach Hongkong zu kommen. Sie fürchtete um ihr und Todds Leben. Der Junge habe eine Vision gehabt, die darauf hindeutete, daß sie beide in Lebensgefahr schwebten.

DiPalma war hundemüde. Ein Filmbericht hatte redigiert, ein Auftragstermin verschoben und der Produzent und der Programmdirektor einer Fernsehgesellschaft hatten überzeugt werden müssen, daß er dem Ruf Folge leisten und in jedem Fall reisen werde, selbst wenn es bedeutete, daß sie ihn feuerten. Außerdem hatte das Drehbuch für eine bereits gefilmte Reportage umgeschrieben und diese in aller Eile gedreht werden müssen.

DiPalma hatte wenig Zeit für Sally Verna. Eine halbe Stunde, nicht mehr. Danach sollte die Limousine, die den früheren Drogenfahnder nach Long Island gebracht hatte, ihn zum Kennedy-Flughafen bringen, wo er den vierzehnstündigen Flug nach Hongkong antreten wollte. Eine schlafende Erinnerung erwachte mit Gedanken an eine andere Frau, die einst seine Hilfe benötigt hatte. Lynn, seine tote Frau. Sie war bei einer fehlgeschlagenen Geiselnahme umgekommen, dem Ergebnis einer Verschwörung, die ein rachsüchtiger Drogenhändler gegen DiPalma angezettelt hatte.

Und noch etwas bedrückte ihn. Katharines Vater, ein Triadenführer, hatte gelobt, DiPalma umzubringen, sollte er jemals wieder in Hongkong auftauchen. Die Schwangerschaft seiner Tochter war eine Schande gewesen, eine Entehrung für einen Mann in seiner Position. Aber DiPalma konnte Katharine nicht im Stich lassen. Er hatte bereits eine Frau im Stich gelassen, und das belastete sein Gewissen schwer genug.

Frank DiPalma war Mitte vierzig, etwas über mittelgroß und massig, ein ergrauender Bär von einem Mann, mit schweren Augenlidern und einem verschlossenen Gesichtsausdruck, der Frauen gefiel. Er ging mit einem kaum wahrnehmbaren Hinken und hatte eine schläfrige, gleichwohl bedrohliche Sexualität. Er hatte zwanzig Jahre bei der New Yorker Polizei gedient, die meiste Zeit beim Rauschgiftdezernat. Im Dienst hatte er es zum Rang eines Polizeileutnants gebracht, bei Sondereinsätzen der DEA und des FBI mitgewirkt und als Berater zur Bekämpfung der Rauschgift-

kriminalität für Polizeibehörden in den Staaten und im Ausland gearbeitet.

Selbst nachdem er seinen Abschied genommen hatte, gehörten DiPalmas Berichte über den illegalen Drogenhandel und seine Absatzwege noch jahrelang zur Pflichtlektüre in den Rauschgiftdezernaten der Polizei.

Vor zwei Jahren war er zum Fernsehen übergewechselt. Es war ihm gelungen, zwanzig Jahre Polizeierfahrung als Drogenfahnder mit einer kompromißlosen Ehrlichkeit zu Kapital zu machen, und so war er unerwartet in mittlerem Alter noch zur Mediengröße geworden. Mit seiner höflichen, aber untergründig drohenden Ruhe berichtete der heiser sprechende, ehemalige Drogenfahnder in einer Art und Weise über Verbrechen, wie sie das Fernsehpublikum bis dahin nie gekannt hatte; er sprach ohne Übertreibung oder Sentimentalität und stets mit einer um so wirkungsvolleren und bisweilen erschreckenden Klarheit. Seine Informationsquellen, die meist aus früheren Verbindungen gespeist wurden, blieben unerreicht von anderen Fernsehjournalisten, denen sein Hintergrund fehlte. Die Skala seiner Informanten reichte vom Hinrichtungsspezialisten einer Gangsterbande bis zur Geliebten eines Senators, vom Direktor einer römischen Filmgesellschaft bis zu hohen Beamten des Justizministeriums.

Die Ergebnisse waren preisgekrönte Enthüllungsreportagen, die auf gründlichen Recherchen beruhten, hohe Einschaltquoten, Verehrerbriefe und Feinde. Die Feinde waren die Werbemanager und Programmdirektoren der Fernsehanstalten, deren Ratschläge er ignorierte, um ungeschminkt zu berichten, was er für die Wahrheit hielt.

»Sie lassen sich von Leuten beeinflussen, denen Sie gefällig sein möchten«, hatte er zu seinem Anwalt gesagt. Wegen DiPalmas Popularität und kritischer Substanz war der Anwalt zweimal zu der Fernsehanstalt gerufen worden, um einen neuen Vertrag auszuhandeln. Der gegenwärtige Vertrag lautete auf eine sechsstellige Summe pro Jahr, bei einer Laufzeit von drei Jahren.

DiPalma sagte: »Gewöhnlich lassen Sie sich beeinflussen, weil Sie bestrebt sind, anderer Leute Wohlwollen zu genießen. Nun, ich will Sie in ein kleines Geheimnis einweihen: Das Wohlwollen der Herren in Nadelstreifen ist mir herzlich gleichgültig.«

»Das sagen Sie jetzt«, erwiderte sein Anwalt. »Wenn Sie eine große Nummer sind, können Sie hoch pokern. Und wenn Sie es nicht sind, können Sie es nicht. Was geschieht, wenn die Erfolge ausbleiben, wenn die Einschaltquoten in die Toilette gehen und Sie aufhören, Preise zu gewinnen?«

DiPalma hob seinen Spazierstock zum Mund, hauchte auf den Silberknauf und polierte ihn mit einem schwarzseidenen Taschentuch. Als er den gewünschten Glanz erzielt hatte, sagte er: »Habe ich recht mit der Annahme, daß ich mehr als vierzig Jahre ohne die Herren in Nadelstreifen gelebt habe? Und aß ich in dieser Zeit nicht drei Mahlzeiten am Tag, trug ich keine sauberen Socken und kam über die Straße, ohne von einem Auto überfahren zu werden? Wenn es sein müßte, könnte ich dem Fernsehen morgen den Rücken kehren und brauchte nie zurückzublicken.«

Und ob, dachte der Anwalt. Als die Herren in Nadelstreifen versucht hatten, DiPalma zu bewegen, er solle sich das Haar färben lassen, eine Hornbrille und eine Weste tragen, war er hinausgegangen. Als sie ihm gesagt hatten, er habe Übergewicht, müsse mehr lächeln und solle Sprachunterricht nehmen, war er hinausgegangen. Jetzt ließen sie ihn in Ruhe. Jetzt glaubten sie, daß er sie nicht brauchte. Und sie wollten ihn um so mehr.

Der Anwalt rieb sich die Nase mit rosigem Finger. Unabhängigkeit, selbst unter Opfern bewahrt, war nicht jedermanns Sache. Andererseits war Frank DiPalma nicht jedermann. Er kannte das Geheimnis, hatte die Kraft, allein inmitten anderer zu stehen und wenn es sein mußte, gegen andere. Der Anwalt beneidete ihn darum. Er konnte ihn deswegen auch nicht leiden. DiPalma erinnerte ihn daran, was er selbst sein könnte und nicht war.

DiPalma saß im Rolls Royce und sah zu, wie Sally Verna sich mit zitternder Hand eine Zigarette anzündete. Verna war ein nahezu kahlköpfiger, bulliger Mann von kleinem Wuchs, mit einem kleinen, nervösen Mund und einer muskulösen Robustheit, die er durch Gewichtheben erhielt und die seine fünfundsechzig Jahre Lügen strafte. Seit bald dreißig Jahren führte er eine New Yorker Automobil- und Transportarbeitergewerkschaft, eine der größten im Land. Die Gewerkschaft war während dieser Zeit vollständig unter die Herrschaft der Unterwelt geraten; außerdem hatte sie Bündnisse mit anderen Gewerkschaften der Ostküste geschlossen, die Verna und den Unterweltführern außerordentliche Macht verliehen.

Aber Verna und seine Unterwelt-Geschäftsfreunde geboten nicht nur über viele tausend Gewerkschaftsmitglieder, sondern durch die Bündnisse über das Personal eines halben Dutzends großer Flughäfen entlang der Ostküste, von den Ladearbeitern bis zu den Sicherheitsdiensten und Angestellten. Sie besaßen auch Banken, Grundbesitz und Hypotheken in mehreren Städten, hatten Investitionen in Atlantic City, Las Vegas und Spielkasinos in der Karibik, und schließlich verwalteten sie einen Pensionsfonds im Wert von Milliarden Dollar.

Verna selbst hatte in wenigstens sechs von der Unterwelt beherrschten Gewerkschaften örtlichen, regionalen und landesweiten Charakter bezahlte Positionen inne, die ihn in die Lage versetzten, Gefälligkeitskontrakte mit untertariflichen Löhnen und anderen Vorteilen zu verkaufen.

Männer in Sally Vernas Position hatten gewöhnlich andere, die ihre Schmutzarbeit erledigten. Aber Verna war anders. DiPalma wußte, daß der gerissene und nachtragende Gewerkschaftsführer wenigstens zwei Menschen umgebracht hatte. Nicht, weil er mußte, sondern weil er es wollte. Ein Kollege und Partner in dunklen Geschäften hatte ihn einst betrogen und war dann aus New York geflohen. Achtzehn Jahre später kehrte er mit verändertem Aussehen zurück; er glaubte, daß man ihn nicht wiedererkennen würde

und daß der Streit zwischen ihm und Sally vergessen sei. Als er in einer Bar in Queens sein Bier trank, kam von hinten ein Mann auf ihn zu und schoß ihm drei Kugeln durch den Kopf. Zwanzig Gäste waren in der Bar, doch niemand sah Sally Verna abdrücken.

Dem Informanten, der DiPalma geholfen hatte, Verna vor das Schwurgericht zu bringen, erging es schlechter. Verna brachte seine Identität in Erfahrung, ließ ihn in ein ungenutztes Kühlhaus bringen und an Fleischhaken aufhängen. Dann folterte der Gewerkschaftsführer ihn persönlich mit einem elektrischen Stachelstock, wie er von den Viehtreibern benutzt wurde; um den Tod des Informanten so schmerzhaft wie möglich zu machen, wurde er mit Wasser übergössen, damit die elektrischen Schläge wirksamer waren. Der Mann brauchte drei Tage, bis er starb, und Sally Verna war jeden Tag zur Stelle und weidete sich an dem Anblick des Informanten, der schreiend an den Fleischhaken zuckte und zappelte, die sich bei jeder Bewegung in sein Fleisch bohrten.

DiPalma fragte sich, ob Verna Bestrafung fürchtete.

Verna drückte seine halb gerauchte Zigarette mit einer Drehung in den Aschenbecher des Wagens und zündete sich sofort eine weitere an. »Ich war nicht sicher, daß Sie kommen würden.« Er griff zu einem Fernsprechgerät, das zwischen seinen Beinen auf dem Sitz lag. »Ich werde Ihnen was zu trinken bringen lassen.«

DiPalma schüttelte den Kopf. Er hatte seit elf Jahren keinen Alkohol mehr getrunken, seit jener Nacht in Hongkong, als eine Schrotladung seine linke Hüfte zerschmettert, ihm beinahe den linken Arm ausgerissen und ihn mit einem Magen zurückgelassen hatte, der weder Alkohol noch gewürzte Speisen vertrug.

Er sagte zu Verna: »Ich bin hier, weil ich für Reportagen bezahlt werde. Am Telefon sagten Sie etwas von einer sehr großen Sache, einer Geschichte, die Sie mir nur unter vier Augen erzählen könnten. Und wir wissen beide, daß Sie nichts zu gewinnen haben, wenn Sie mich belügen.«

»Wieso belügen? Hören Sie mich an, und entscheiden Sie dann selbst. Ich glaube, ich werde auch auf diesen Drink verzichten. Mein Magen ist nicht mehr der beste. Bevor ich auf diese Sache eingehe: Wir treffen uns hier draußen in der Garage, weil ich nicht möchte, daß meine Frau uns zusammen sieht. Sie weiß, daß wir zwei in der Vergangenheit zusammengestoßen sind. Sie erholt sich gerade von einer Bypass-Operation am Herzen, und ich möchte nicht, daß sie sich sorgt. Sie ist mit meiner Tochter und dem Schwiegersohn draußen auf dem Segelboot. Gibt mir eine Gelegenheit, mich meiner Enkelkinder zu erfreuen. Wenn man von erfreuen sprechen kann. Scheiße.«

Verna blies Rauch auf das polierte Lenkrad aus rotem Kaliforniaholz. »Ich höre, daß Sie nach Hongkong fliegen.«

DiPalmas Augen wurden schmal. »Seit wann interessieren Sie meine Reisepläne?«

»He, verstehen Sie mich nicht falsch. Was Sie dort drüben anfangen, ist Ihre Sache. Ich habe nicht gefragt und will es nicht wissen. Ich hörte bloß, daß Sie fliegen, das ist alles.«

»Niemand weiß, warum ich fliege, und Sie haben recht, es ist meine Sache.«

»DiPalma, es ist mir nicht leicht gefallen, zu Ihnen zu kommen. Ich tat es wegen der Schwierigkeiten, in denen ich stecke, und die auf meine Familie übergreifen könnten; und ich möchte das verhindern, wenn ich kann. Ich habe kein Recht, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, aber ich tue es. Sie reisen nach Hongkong, und Sie sind der einzige Mann, den ich kenne, der nicht gekauft oder abgeschreckt werden kann. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn Sie auf diese Sache eingehen, könnten Sie in Schwierigkeiten kommen.«

»Welcher Art?«

Verna musterte ihn forschend. »Der Art, daß ein paar sehr starke Leute in Japan und ihre amerikanischen Freunde über Sie herfallen könnten. Leute mit Geld und Macht, wie Sie es sich kaum vorstellen können.«

DiPalma blickte auf seine Armbanduhr. »Sally, Sie haben

siebenundzwanzig Minuten. Danach muß ich zum Flughafen.«

Verna fuhr sich mit einer schwieligen Hand über den fast kahlen Kopf. »Gut, okay. Ich will etwas von Ihnen, aber ich zahle dafür mit der größten Geschichte, die Sie je bringen werden. Ich möchte, daß Sie in Hongkong ein Paket für mich abholen. Es ist nicht, was Sie denken, also sagen Sie nicht gleich nein. Kein Rauschgift, keine Juwelen, kein Bargeld. Nichts Illegales. Ich will Sie nicht hereinlegen. Sally Verna hat sein Gehirn nicht im Hintern.«

DiPalma drehte sich auf seinem Sitz herum, bis er den Gewerkschaftsführer vor sich hatte. Sein Lächeln war frostig. »Sally, wenn ich auch nur glaubte, daß Sie mich hereinlegen wollten oder versuchten, sich für diesen Stolperer damals zu revanchieren, würde ich jetzt nicht dasitzen und Ihnen zuhören.«

»He, wenn es Sie beruhigt, Sie können das Paket aufmachen.«

»Das würde ich auch tun, so sicher wie der Bär im Wald scheißt. Was ist drinnen?«

»Es ist eine Akte. Verschiedene Unterlagen. Bankpapiere, Berichte, Korrespondenz. Ein dicker Packen.«

»Und was haben Sie gegen die Post? Oder dagegen, daß einer Ihrer plattnasigen Freunde das Paket abholt?«

Verna ließ sich mit der Antwort Zeit. Er schaute DiPalma nicht an. »Dort drüben ist ein Eingeweihter, der in einer großen Bank arbeitet und Material über die Tätigkeiten der Bank gesammelt hat. Es würde ihm nicht guttun, mit mir oder irgendwelchen meiner Leute gesehen zu werden. Er möchte eine neutrale Mittelsperson. Anders würde er die Unterlagen nicht aus der Hand geben. Wir zahlen eine Menge dafür.«

»Wir?«

»Ich habe einen Freund, dessen Namen ich nicht erwähnen werde. Noch nicht, jedenfalls. Wie auch immer, dieses Zeug ist zu wertvoll, als daß wir es der Post oder irgendeinem Boten anvertrauen könnten. Der Mann, der es über-

bringt, sollte ein Mann sein, der einer heiklen Situation gewachsen ist und sich seiner Haut wehren kann, wenn es sein muß. Er wird Schneid brauchen.«

DiPalma beobachtete den anderen nachdenklich. Verna zog tief an der Zigarette, und die Angst stand in seinen Augen. DiPalma hatte nie aufgehört, sich als einen Polizisten zu sehen, und vieles vom Wissen eines Polizisten war hauptsächlich Vermutung. Man kombinierte das mit Spekulation und versah das Ganze mit ein paar Fragezeichen. Es bedeutete, daß man sich auf seinen Instinkt verlassen mußte. Der Instinkt sagte, daß Sally Verna, ein Mann, der nicht leicht einzuschüchtern war, im Augenblick zuviel Angst hatte, um zu lügen.

»Was diese Geschichte betrifft«, sagte DiPalma. »Wie groß ist groß?«

»Groß genug. Ich schwöre bei den Köpfen meiner Enkelkinder, daß es die größte Sache meines Lebens ist.«

»Und um daran zu kommen, muß ich Ihnen ein Paket aus Hongkong bringen. Was wäre, wenn ich Ihnen einfach eine Postkarte zurückschicken würde?«

»DiPalma, in dieser Welt gibt es kein kostenloses Mittagessen. Wenn Sie spielen, müssen Sie zahlen.«

DiPalma tippte mit dem Spazierstock an Vernas Knie. »Sie vergessen etwas. Sie kamen zu mir, ich kam nicht zu Ihnen. Das heißt, Sie bezahlen. Und ich bin kein Mitspieler. Noch nicht.«

Verna schnaubte, so daß zwei Rauchströme aus seiner rotgeäderten Nase schossen. »Wie Sie wollen. Haben Sie schon mal von der Blutsbrüderschaft gehört? Der *Ketsumeidan?«*

DiPalma mußte sich ein Lachen verbeißen. »Hört sich nach Freunden von Ihnen an. Leute mit weißen Hemden und Krawatten, eingedrückten Nasen und Diamantringen.«

»Sehr komisch. Vor einigen Wochen wurde in San Francisco ein Bankier namens Duncan Ivy getötet.«

DiPalma gähnte und nickte. »Die Polizei glaubt, daß es ein Mord nach dem Manson-Schema gewesen sein könnte.

Ja, ich erinnere mich. Ivy, seine Frau, Ivys Anwalt und seine halbwüchsige Tochter, die anscheinend gerade zu Besuch war. Der falsche Ort zur falschen Zeit. Alle mit Messern oder Schwertern in Stücke geschnitten, vielleicht mit Macheten. Keine Verdächtigen, kein Motiv.«

Verna drückte die Zigarette aus. »Sie wissen nicht die Hälfte davon, mein Lieber. Der Präsident eines japanischen Flugzeugkonzerns war auf einer Geschäftsreise in Brasilien …«

»São Paulo. Mit ihm und zwei Leibwächtern geschah das gleiche. Wir haben einen Nachrichtenraum im Sender, Sally. Da spucken die Fernschreiber unaufhörlich Meldungen aus, mehr als Sie sich vorstellen können. Hier und da lese ich welche davon.«

»Also wissen Sie davon. Wissen Sie auch von dem japanischen Journalisten in Tokio? Oder dem japanischen Bauunternehmer in Osaka? Oder dem italienischen Grafen in Rom, der der japanischen Regierung Pläne zum Bau eines Flughafens verkaufen wollte, der der größte der Welt gewesen wäre?«

DiPalma rollte den Spazierstock zwischen den Handflächen und wartete.

»Die Blutsbrüderschaft«, sagte Verna. »Sie hat die alle auf dem Gewissen.«

»Sie reden wie der Pfarrer in der Kirche. Vielleicht verraten Sie mir, woher Ihre Information kommt?«

»Meine Information ist rechtschaffen. Glauben Sie mir, sie ist gut. Aber wie Sie selbst sagten, Sie sind noch kein Mitspieler, also lassen Sie uns mit Namen vorsichtig sein. Sie laufen nicht herum und geben Ihre Informanten preis, also erwarten Sie nicht, daß ich es anders mache. Erst wenn Sie an Bord kommen. Sagen wir einstweilen, daß ich einen Freund habe, der ein Japanexperte ist. Er hat auch gute Verbindungen zu Geheimdienstleuten. Er ist wirklich verdammt gut, wenn es um die Beschaffung von Tatsachen geht, mein Freund. Einstweilen wollen wir ihn Mr. O. nennen, weil er immer organisiert.«

»Und Mr. O. hat Verbindungen zu den ausländischen Geheimdiensten?«

»Mr. O ist ziemlich gut verdrahtet, das kann ich Ihnen sagen. Sie haben mich nach der Blutsbrüderschaft gefragt. Sie wissen wahrscheinlich, daß es ein japanischer Geheimbund ist.«

Verna unterrichtete DiPalma über die Blutsbrüderschaft, die alte und die Neuauflage.

»Wer ist der Kopf der neuen Version?«

»Zenzo Nosaka. Derselbe Mann, der schon in der alten an führender Stelle stand.«

»Mein Gott.« DiPalma ließ den Kopf in den Nacken fallen. Er konzentrierte sich auf ein paar Putten direkt über ihm.

»Sie kennen Nosaka?« fragte Verna.

Nicht bloß Nosaka, dachte DiPalma, sondern auch Kon Kenpachi, seinen großen und guten Freund. Die zwei Japaner waren unzertrennlich und überzeugte Verfechter einer rechtskonservativen, nationalen Politik. DiPalma hatte Nosaka nie getroffen, war aber mehr als einmal mit Kenpachi zusammengekommen. Sie haßten einander. Das Schwert, *ken,* verband sie; das Schwert hatte sie auch zu Feinden gemacht.

Im Anschluß an den beinahe tödlichen Anschlag auf sein Leben in Hongkong hatte DiPalma seine Kraft und den Gebrauch seines linken Armes durch Kendo wiedergewonnen. Seine Gesundheit hatte sich gebessert, und die Vorliebe für den Sport war geblieben. Er hatte ein natürliches Talent für das Fechten mit Schwert und Stock. Dieses Talent und die beharrliche Geduld des Polizeifahnders hatten ihn zu einem Fachmann für Samuraischwerter werden lassen, ihre Geschichte, ihre Hersteller, die Feudalherren und Krieger, die sie besaßen.

In dem Maße, wie sein Ruf als Kendoka und Schwerthistoriker sich verbreitete, wurde DiPalma gebeten, in Seminaren über japanische Geschichte an amerikanischen Universitäten zu sprechen, von Gruppen amerikanischer Geschäftsleute und anderen, die sich für japanische Kultur in-

teressierten. Er begann Schwerter zu sammeln und seine eigene Geschichte über ihre Stammbäume zu schreiben, reiste sogar nach Japan, um die Waffen, ihre Hersteller und ihre Geschichte auszuforschen. Darauf schrieb er ein kleines Buch über japanische Schwerter und Fechtkunst, das ihn in Fachkreisen bekannt machte. Amerikanische Sammler und Antiquitätenhändler wendeten sich an ihn, um seine Meinung über die Echtheit eines Schwertes zu hören.

Während eines Aufenthalts in Japan bezeichnete DiPalma ein berühmtes Schwert kurzerhand als Nachahmung. Das Schwert gehörte Kenpachi, der DiPalma daraufhin einen Ignoranten und einen publizitätssüchtigen *gaijin* nannte. Es erwies sich jedoch, daß DiPalmas Behauptung zutraf, und das konnte Kenpachi ihm nicht vergeben. Kein Weißer durfte einem japanischen Kendoka an Wissen oder Kampftechnik überlegen sein.

Kenpachis Verärgerung nahm eigentümliche Formen an. Im New Yorker Kendo-Verein forderte ein Unbekannter DiPalma zu einem Zweikampf heraus. Es wurde ein harter und schwerer Kampf, aber DiPalma errang einen Punktsieg über den Fremden, der den Fechtsaal verließ, ohne seine Gesichtsmaske abzunehmen.

Später hörte er, daß sein Gegner Kenpachi gewesen sei, der den Flug nach New York nicht gescheut hatte, um DiPalma herauszufordern. Es paßte zu Kenpachis Extravaganz, solch eine Reise zu machen und seinen Stolz zu schützen, indem er maskiert kämpfte. Die Niederlage konnte er jedoch nie verwinden. DiPalma wurde sein geschworener Feind.

DiPalma fragte: »Ist der Name Kon Kenpachi in Zusammenhang mit der Blutsbrüderschaft erwähnt worden?«

»Nein. Wer ist das?«

»Ein Freund von Nosaka. Sie fragten mich, ob ich Nosaka kenne. Nicht persönlich, aber ich weiß einiges über ihn. Der Hurensohn ist über achtzig, geht nie ohne Hut und Mantel aus und ist ein großer Kendoka. Kendo ist …«

»Ich weiß, was es ist. Nach dem Zweiten Weltkrieg ver-

brachte ich einige Zeit in Japan. Damals lernte ich Nosaka kennen.«

DiPalma merkte auf. Nicht Vielwissen machte einen klug; es kam darauf an zu wissen, was notwendig war. Die Morde in Rom und San Francisco waren Tatsachen, und die anderen ließen sich unschwer nachprüfen. Und Zenzo Nosaka war lebendig und focht wie ein Junger. Oberflächlich gesehen, schien Sally Vernas Geschichte Hand und Fuß zu haben. Seine Furcht mußte von etwas oder jemand Besonderem verursacht sein. Einem wie Zenzo Nosaka.

Aber warum hatte Nosaka es auf Sally Verna abgesehen? Und wie konnten Bankunterlagen und Korrespondenz in Hongkong den Mann am Leben erhalten?

Unklar waren auch die Rollen der beiden Mitspieler, die Sally nicht preisgeben wollte. Der eine war Mr. O., der Informationen sammelte, der andere war der geheimnisvolle Mann in Hongkong, der auf einem Paket mit brisanten Papieren saß, das Sally gebracht haben wollte.

Verna sagte: »Ich gebe Ihnen Nosaka und die Blutsbrüderschaft. Sie bringen mir diese Unterlagen aus Hongkong. Wie ich sagte, vergewissern Sie sich. Sehen Sie nach, daß Sie nicht Rauschgift oder was anderes ins Land schmuggeln.«

»Ich habe eine Frage zu Ihrem kleinen Paket. Angenommen, ich sehe die Papiere durch und finde, daß Sie und Ihr Mr. O. in irgendeine Niedertracht verstrickt sind.«

»In Gottes Namen, DiPalma, reicht es nicht, daß Sie mich schon einmal in den Knast gebracht haben? Okay, vielleicht, aber nur vielleicht, könnte mein Name und der meines Freundes in diesen Unterlagen auftauchen. Ein paar Kröten mögen von Hand zu Hand gegangen sein, aber das ist es schon, soweit es uns betrifft. Dafür, was ich Ihnen über Nosaka gebe, können Sie es sich leisten, alles über mich und Mr. O. zu vergessen. Tatsächlich möchte ich Ihr Wort, daß wir in keiner Reportage oder Dokumentation erwähnt werden.«

Das kann ich mir denken, dachte DiPalma. Was war

schlimmer – das Sally gegebene Wort zu brechen oder zu halten? »Ich will Ihnen was sagen«, sagte er, »wir stellen alle derartigen Versprechen einstweilen zurück.«

»Welche Wahl bleibt mir? Hören Sie, Nosaka ist die große Nummer. Wenn Sie ihn zur Strecke bringen, erweisen Sie in Anbetracht der Art, wie er hierzulande Geschäfte durchzieht, der ganzen verdammten Nation einen guten Dienst.«

»Was ist mit der Art seiner Geschäfte?«

»Zahlungen hier und in einem Dutzend anderer Länder. Bestechung von verschiedenen Regierungen, von Leuten unten in Washington, Schmiergelder an die Zollbehörden aller Länder, die Sie nennen können. Industriespionage, Erpressung. Wie, zum Teufel, meinen Sie, konnte Japan so reich werden?«

DiPalma grinste. »Ich sage es ungern, Sally, aber was er tut, erinnert mich ein wenig an Sie und Ihre Jungs.«

»Passen Sie auf, ich habe Sie nicht hier herausgelockt, um Sie abzuschießen. Ich erzähle Ihnen von Nosaka, daß er Leute umbringen läßt, daß er die halbe Welt besticht. Die Japsen nennen das *shieh lei,* Geschenk. Niemand versteht sich darauf so gut wie Nosaka. Und um das zu tun, muß er eine Menge Geld herumschieben, und wenn ich sage, eine Menge, dann meine ich eine Menge.«

»Durch seine Bank?«

»Sie sagen es. Und durch ein paar andere schlaue Manöver. Das meinte ich, als ich sagte, Sie müssen in dieser Sache vorsichtig hantieren. Er hat starke Freunde, Leute, die er seit Jahren mit großem Geld bezahlt. Bringen Sie ihn zur Strecke, können Sie sich vorstellen, daß Sie für den Rest Ihres Lebens ausgesorgt haben.«

Leichter gesagt als getan, dachte DiPalma. Nosaka war einer der reichsten Männer Japans, sogar der Welt. Er beherrschte Gesellschaften, die Fahrzeuge und elektronische Erzeugnisse herstellten. Er besaß Grundbesitz in verschiedenen Ländern und eine Bank mit Filialen in mehr als fünfzig Ländern. Und er hatte in der Tat Freunde in hochgestellten Positionen, auch in Washington. Wenn man einen

Mann wie ihn öffentlich angriff und bloßstellte, mußte man jedenfalls eine Nahaufnahme von seiner bösartigsten Seite präsentieren können.

DiPalma, der mit den Jahren zum Menschenkenner geworden war und Gesichter und Masken zu lesen verstand, war überzeugt, daß Sally Verna bis jetzt die Wahrheit in kleinen Portionen ausgegeben hatte. Der Gewerkschaftsführer schien unschlüssig; welche Brücken er abbrechen und welche er überqueren sollte. DiPalma gab ihm einen Stoß.

»Sally, die Zeit wird knapp. Sie stecken mit Nosaka unter einer Decke. Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht warum, aber es ist oder war so, und darum will er Sie unter die Erde bringen. Nun kommen Sie schon heraus damit, Sally, und ohne Umschweife. Was verbindet Sie mit dem alten Mann, und warum will er Ihre Lichter ausmachen?«

Verna wandte sich von DiPalma ab und starrte auf einen zusammengerollten Feuerwehrschlauch, der an der Garagenwand hing. Die Zigarette zwischen seinen Fingern war vergessen. »Es war 1946. Ich war noch in der Armee und beim Internationalen Militärtribunal für den Fernen Osten in Tokio. Wir machten Jagd auf japanische Kriegsverbrecher. Ich pendelte zwischen der Zentralstelle zur Erfassung von Kriegsverbrechen und der Anklagebehörde hin und her. Gott, wir waren Heißsporne, ein Haufen junger Klugscheißer, die die Welt für die Demokratie retten wollten.

Ich, Mr. O. und die anderen. Wir schalteten die militärische und politische Führung der Japaner aus. Tojo, Dohihara, Hirota, Itagaki, Kimura, Muto und wie sie alle hießen. Auch Nosaka nahmen wir uns vor, obwohl er damals noch nicht zur Machtelite gehörte. Wir sammelten Material, vernahmen Zeugen, stellten die Anklage auf die Beine. Hinter Nosaka waren wir besonders her, weil er bei der Kempai Tai gewesen war, einem Haufen von Schurken. Sie waren die Militärpolizei, die japanische Gestapo, und nicht gerade zimperlich, wenn es darum ging, Gefangene zum Sprechen zu bringen, insbesondere amerikanische Flieger. Während

des Krieges kam Nosaka herum. Tokio, Hongkong, Malaya, Singapur. Er war überall, wo Gefangenen Aussagen abgepreßt wurden. Wo es zweckmäßig erschien, wurden auch Frauen gefoltert. Spielte keine Rolle.«

Verna wandte sich grinsend zu Palma. »Am Tag der Urteilsverkündung – er wurde zum Tode durch Erhängen verurteilt –, sagte Nosaka zu uns: ›Ihre Gunstbezeigung wird erinnert werden, und der Empfänger ist dankbar.‹ Hübsch, nicht? Die Japaner kommen nicht offen heraus und sagen, was sie denken. Sie müssen höflich sein, selbst wenn sie einem die Eier zwischen zwei Ziegelsteinen zerquetschen. Er meinte damit nichts anders als daß er dafür, was wir ihm gerade angetan hatten, töten würde.«

»Wie kommt es, daß er überlebte?«

»He, Mann, sind Sie naiv? Der Feind von gestern, Freund von morgen. Es kam der Kalte Krieg, und Rußland und Japan tauschten die Plätze. Nun war Rußland der Bösewicht, und Japan der gute Kerl, weil die verdammten Japsen nichts für den Kommunismus übrig haben. Nosaka war sein Gewicht in Gold wert. Ein schlauer Bursche. Die ganze Zeit, während er auf seine Hinrichtung wartete, gab er uns Informationen, ich meine, wirklich gutes Zeug, und so schaffte er es, daß der Termin immer wieder aufgeschoben wurde. Zuerst gab er ein paar von seinen eigenen Leuten preis, Kerle, von denen wir nie etwas gewußt hatten und die wir nicht ausfindig machen konnten, bis er uns die Hinweise gab.«

Verna fuhr mit der Hand unter sein Polohemd und kratzte sich die Brust. »Amerika fürchtete den Kommunismus, und Nosaka wußte die Namen von allen möglichen kommunistischen Agenten, Leuten in China, in allen Winkeln des Pazifik, überall. Und seine Informationen waren in Ordnung.«

DiPalma sagte: »Und so führte eins zum anderen, kann ich mir denken. Zuerst wird seine Hinrichtung verschoben, dann wird er zu einer Haftstrafe begnadigt, und ehe man sich’s versieht, läuft Nosaka frei herum und hat die Taschen voll Geld.«

»Was soll ich Ihnen sagen? Rußland riß sich ganz Osteuropa unter den Nagel. Nordkorea und China wurden kommunistisch. Dann baute Rußland die Atombombe, und in Washington pinkelten sie in die Hosen. Nosaka wurde zum Retter in der Not.«

Es gab viele Gründe, so Verna, warum der kleine Mann in Hut und Mantel plötzlich unentbehrlich war. Er wußte die Namen der japanischen Spione in Afghanistan, die seit Jahren über die Grenze nach Rußland gegangen waren und Informationen zurückgebracht hatten. Der Japaner, die während des Krieges in der Schweiz operiert und Spionage gegen Rußland getrieben hatten. Die Namen der russischen Offiziere, die aus Furcht vor Stalins Säuberungen in den späten dreißiger Jahren nach Japan geflüchtet waren. Er kannte Japaner, die vor dem Angriff auf Pearl Harbor als Mittelsmänner für deutsche Spione in England gearbeitet hatten und von russischen Agenten wußten, die sich tief im britischen Secret Service eingenistet hatten.

»Noch was«, sagte Verna. »Die Deutschen erbeuteten haufenweise russische Akten und Unterlagen, fotokopierten das Zeug und gaben es an die Japaner weiter. Und vergessen wir nicht, daß es immer die Politik der japanischen Regierung gewesen ist, dreißig Jahre vorauszuplanen. Das taten sie damals, und sie tun es heute. Ob sie den Krieg gewinnen oder verlieren würden, sie waren bereit, sich mit der Lage auseinanderzusetzen, in der sie sich befinden würden. Und für sie bedeutete das, über jeden alles zu wissen, was von Bedeutung sein konnte. Das ist eine Tradition, die weit in ihre Geschichte zurückreicht.«

»Ein Mann namens Hideyoshi stand an ihrem Anfang«, sagte DiPalma. Er sah auf die Uhr. »Wie brachte Nosaka es fertig, Sie zu benützen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil das der Grund sein muß, warum er Sie am Leben ließ. Männer wie Nosaka stoßen nicht leichtfertig Drohungen aus. Jedes Wort, das er sagt, ist ihm ernst. Wenn zu-

trifft, was Sie über diese Drohung sagen, sind Sie nur am-Leben, weil er Sie brauchte.«

Verna kaute an einem Daumennagel. »Als er ins Geschäftsleben einstieg, brauchte er Verbindungen in Amerika. Im Kongreß mußte der Antrag eines Abgeordneten eingebracht werden, damit er in Japan, das noch unter unserem Besatzungsrecht stand, tun konnte, was er wollte. Wir machten ihn mit einflußreichen Leuten bekannt. Kongreßabgeordneten, Bankiers, Lobbyisten, Geschäftsleuten, die in Japan investieren wollten. In Nosaka. Zahlte sich für ihn aus, die Sache.«

»Und für Sie, Sally. Für Sie und Ihre Freunde.«

»Wie ich sagte, in dieser Welt gibt es nichts umsonst. Sehen Sie, einige Leute in diesem Land wollten Japan wieder auf den Füßen sehen, mit Kerlen wie Nosaka an der Spitze. Japan war immerhin ein Land, das niemals dem Kommunismus anheimfallen würde, nicht mit Burschen wie Nosaka an den Schalthebeln. Wir hatten keine Mühe, ihn mit den richtigen Leuten zusammenzubringen.«

DiPalma rieb sich das Kinn mit dem Knauf seines Spazierstocks. »Diese Bank, die er hat – wieviel davon gehört Ihnen?«

Verna zwinkerte. »Satanskerl. Wie haben Sie das ausgeknobelt?«

»Sie möchten, daß ich Ihren Namen aus den Papieren, die ich aus Tokio holen soll, herausnehme. Bankunterlagen, sagten Sie. So schwer ist es nicht, sich darauf einen Reim zu machen, Sally.«

»Wenn ich mit Ihnen rede, komme ich mir vor wie eine verdammte Glasscheibe. Wir sitzen im Vorstand, Mr. O. und ich. Wir haben noch andere Amerikaner hineingebracht, hauptsächlich Militärs. Jeder wird bezahlt, Aktien, Sonderausschüttungen, was immer. Die Militärleute sind gut Freund mit Pentagon und CIA, also gab die Bank Geld für amerikanische Spionageoperationen, die geheim bleiben sollten.«

»Wie etwas Waffenschiebereien«, sagte DiPalma. »Und

wie steht es mit Drogen? Waffengeschäfte und Drogen gehen zusammen.«

»He, DiPalma, seh' ich so aus? Sie erwarten von mir, daß ich solche Fragen beantworte? Jeder, der Geld in Nosakas Bank einzahlen will, kann das tun. Alle möglichen Aktivitäten laufen über die Bank. Als wäre sie eine Sammelstelle für Nosaka. Industriespionage, zum Beispiel. Die Bank hat Filialen überall in der Welt, und die Leute, die dort arbeiten, sind Spione. Sie stehlen Geschäftsgeheimnisse und leiten sie an Nosaka weiter.«

DiPalma nickte. Das sah nach einer guten Geschichte aus. Industriespionage. Die Kehrseite des japanischen Erfolgs, und Nosaka mittendrin. Noch eine Frage hatte er Sally Verna zu stellen.

»Ich gewinne den Eindruck, daß Sie in letzter Zeit etwas getan haben, was Nosaka an dieses kleine Versprechen erinnerte, das er vor bald vierzig Jahren machte. Was war es?«

Verna starrte geradeaus. »Man könnte sagen, daß ich ein bißchen zu stark drängte.«

»Ich würde sagen, Sie wurden zu geldgierig. Das ist Ihr größter Charakterfehler, Sally. Und diesmal sind Sie an den falschen Mann geraten.«

Ein Blick in Vernas Gesicht verriet, daß DiPalma mit seiner Vermutung nicht weit daneben lag. Sallys Erklärung war nur noch eine Bestätigung.

Ein japanischer Fahrzeughersteller, Soami, hatte auf Long Island eine Fabrik errichten wollen. Soami war Nosakas größter Konkurrent, also wies er Sally Verna an, das Vorhaben zu torpedieren, und das tat er. Er drohte Soami mit Streiks, mit politischen Schwierigkeiten in Albany und in Washington, mit Auflagen und Verzögerungen der örtlichen Genehmigungsbehörden, und ging so weit, daß er den Soami-Managern Probleme mit der Einwanderungsbehörde prophezeite. Soami ließ das Vorhaben fallen.

»Damit war der Weg frei für Takeshi, Nosakas Gesellschaft. Aber ich hatte in dem Punkt meine eigenen Vorstellungen. Ich wollte berücksichtigt werden.«

DiPalma grinste. »Also versuchten Sie, Nosaka zu erpressen. Sie sagten ihm, er solle Ihre Bemühungen honorieren, oder Sie würden die Sache mit Soami an die große Glocke hängen.«

Ein Lächeln, an dem seine Augen nicht teilhatten, zuckte um Vernas kleinen Mund. »Egal was ich ihm verkaufen wollte, er kaufte nicht. Er ist nicht glücklich. Lassen wir es dabei.«

»Ich habe das Gefühl, daß er mehr als unglücklich ist.«

»Da steht er nicht allein. Der Kaiser von Japan ist auch nicht glücklich. Letzte Woche schickte ihm diese hirnverbrannte Blutsbruderschaft einen Brief, der besagte, daß diese Morde ihm zu Ehren verübt werden. Können Sie sich das vorstellen? Die Namen all derer, die bisher umgebracht worden sind, stehen in diesem Brief.«

»Einschließlich Duncan Ivy?«

»Einschließlich. Warum bringen Sie den Namen zur Sprache?«

»Als Sie von seinem Tod sprachen, schienen Sie stärker beunruhigt als über die anderen Todesfälle. Viel stärker.«

Verna ließ die geballte Faust auf seinen Schenkel fallen. »Ivy war mit mir am Kriegsverbrechertribunal. Er war auch der Pate meiner Tochter. Als sie ihn erwischten, und als sein Name auf der Liste der Blutsbrüderschaft auftauchte, da hatte ich die Gewißheit, daß die gelben Teufel hinter mir her waren. In dem Brief an den Kaiser steht, daß alles geschehe, um das alte Japan zurückzubringen. Möchte wissen, was, zum Teufel, die Ermordung von einem halben Dutzend Leuten mit dem alten Japan zu tun hat.«

DiPalma streckte sich. Es war Zeit, sich auf den Weg zu machen und Sally Verna mit den getrockneten Blumen seiner schlechten Erinnerungen und noch schlechteren Beurteilungen allein zu lassen. »Vielleicht sollten Sie Mr. O. über das alte Japan befragen. Er scheint recht gute Beziehungen zur Tokioter Polizei zu haben. Hier ist mein Vorschlag, Sally. Sie können darauf eingehen oder es lassen. Keine Entscheidung jetzt. Ich möchte über unser kleines Gespräch

nachdenken. Wenn ich nach Hongkong komme, werde ich Sie anrufen und Ihnen sagen, ob ich dabei bin oder nicht. Wenn ja, lassen Sie die Unterlagen durch Ihren Mittelsmann zu mir ins Hotel bringen. Ich werde im *Mandarin* wohnen, aber ich will nichts mit der Bezahlung dieses Mannes zu tun haben, wer immer er ist. Das ist Ihr Problem. Ich will nicht in der Nähe Ihres Geldes sein, und ich habe meine Gründe dafür.«

Verna zuckte mit der Schulter. »Sie sagen das Spiel an. Wenn Sie einverstanden sind, das Paket nach New York zurückzubringen, werde ich ihm das Geld telegrafisch überweisen.«

»Ich bin nur dabei, wenn an der Sache genug daran ist, daß wir es Nosaka anhängen können. Andernfalls werde ich mich nicht einmischen. Die Fernsehanstalt schätzt Verleumdungsklagen nicht, und das ist das mindeste, was wir von Nosaka erwarten können.«

»Was ist, halten Sie meinen Namen aus der Sache heraus?«

»Ja, was ist damit?«

»Sie sagten …«

»Nein, ich sagte nichts, das wissen Sie. Aber wenn ich kann, werde ich.«

Verna war so nahe daran zu betteln wie selten zuvor in seinem Leben. »DiPalma, wenn Sie meinen Namen nicht heraushalten, bin ich ein toter Mann.«

DiPalma dachte an Katharine. Und Lynn. Und Sally Vernas Frau, die gerade eine Bypass-Operation hinter sich hatte. Er sagte: »Gut, ich halte Sie heraus. Nur noch eins: Sie haben hier gute Sicherheitsvorkehrungen. Tore, Mauern, wahrscheinlich ein erstklassiges Alarmsystem und wahrscheinlich genug Leibwächter, um einen kleinen Krieg anzufangen. Ich habe auch ein paar Wachhunde gesehen. Das sollte ausreichen, jeden Attentäter abzuschrecken.«

»Diese Leute sind *ninja,* der Tod bedeutet ihnen nichts«, erwiderte Verna in einem gequälten Flüsterton. »Was, meinen Sie, bedeutet der Name Blutsbrüderschaft? Diese Kerle

sind Besessene, und sie handeln mit Blut! Meine Enkelkinder sind die ganze Zeit hier. Ich will nicht, daß ihnen etwas zustößt, aber was kann man gegen *ninja* tun? Sagen Sie mir, was, zum Henker, kann ich tun?«

Vom Rücksitz seiner Limousine starrte ein müder Frank DiPalma durch die getönte Scheibe hinaus zu den schnittigen Segelbooten, die vor der Küste die kabbelige See durchpflügten, und fragte sich, in welchem Boot Sally Vernas Frau und seine Tochter sein mochten. Natürlich würde Sally für das Versprechen, seinen Namen aus der Affäre herauszuhalten, keine Dankbarkeit zeigen. Es war die Art des Gewerkschaftsführers, diejenigen zu hassen, denen er verpflichtet war. Er konnte nicht ertragen, in jemandes Schuld zu stehen. Aber er war seiner Frau und den Enkelkindern verpflichtet, und an der Einlösung dieser Schuld mitzuhelfen, hatte DiPalma sich bereit erklärt.

Er schloß die Augen und lehnte sich in die Polster zurück. Sally war ein Ertrinkender und konnte sie beide hinabziehen. DiPalma fand es angenehmer, seine Gedanken Katharine und Todd zuzuwenden. Sein erster Besuch in Hongkong sollte ihnen gelten, dann konnte er sich mit Vernas Freund, dem Bankier, verständigen. Wenn Verna recht hatte, dann war der Mann in der Bank ebenso gefährdet, von Nosaka umgebracht zu werden, wie DiPalma von Katharines Vater.

Kurz darauf sank er in einen unruhigen Schlummer und träumte von einer schönen Katharine, die jedoch außer Reichweite blieb und einen stummen Todd in den Armen hielt.

Und im Hintergrund waren Kenpachi und Vernas Bankierfreund mit maskiertem Gesicht, hatten einander untergehakt und lachten wie verrückt, während sie DiPalma näherwinkten.

4

In Paris schlürfte ein zufriedener Henri Labouchère Kir Royal, dann schloß er die Lider und tauchte bis zum Hals in sein duftendes Badewasser, den Rücken an der Seite der riesigen, halb in den Boden versenkten Badewanne aus rosa Marmor. Heute abend teilte er die Wanne mit seinem dreijährigen Sohn Nicholas, der seine ganze Aufmerksamkeit auf einen zwischen ihm und seinem Vater treibenden schwarz weißen Fußball konzentrierte. Der Ball war ein Geburtstagsgeschenk von Paul Caspare, Labouchères korsischem Leibwächter.

Schiebetüren auf zwei Seiten trennten das Badezimmer von der Terrasse, wo Caspare stand und auf die Avenue Foch hinabblickte. Der Leibwächter, seit Jahren in Labouchères Dienst, beobachtete gern die Huren auf der eleganten Straße, wie sie Fußgänger und Autofahrer zu schnellen Ausflügen in den nahen Bois de Boulogne animierten.

Von den zwanzig Zimmern in seiner zweistöckigen Wohnung an der Avenue Foch war dieses Badezimmer Labouchères Lieblingsaufenthalt. Vor zehn Jahren hatte er es seiner ersten Frau Delphine zum Hochzeitstag geschenkt, ein Schlafzimmer, das zu einem Preis von beinahe einer Million Francs umgebaut worden war. Hier gab es goldene Wasserhähne in der Gestalt von Meerjungfrauen, authentische Louis XIII.-Barockspiegel, Tische und Stühle mit Blattgoldauflage. Delphine hatte alles ausgewählt.

Gegen ihre Einwände hatte Labouchère den Rest der Wohnung mit Möbeln im Empirestil eingerichtet, alles Bronze und Ebenholz. Die Wohnung umfaßte die obersten zwei Geschosse eines zehnstöckigen Hauses gegenüber dem Bois de Boulogne und einer Metrostation, die der Art nouveau-Architekt Hector Guimard entworfen hatte. Das Fahren mit der U-Bahn war jedoch nichts für Labouchère und seine Nachbarn aus der Avenue Foch, zu denen Fürst Rainier, mehrere Rothschilds, Mitglieder der entthrohnten iranischen Herrscherfamilie, Christina Onassis und mindestens

ein Dutzend Industriemilliardäre aus ebenso vielen Ländern zählten.

Die Avenue Foch, eine knapp eineinhalb Kilometer lange Prachtstraße zwischen Etoile und Bois de Boulogne, stellte die größte Konzentration von Reichtum und Macht auf der Erde dar. Sie war das Goldene Ghetto von Paris.

Labouchère öffnete die Augen. Nicholas, sein Augapfel, versuchte ihm das leere Glas aus den Fingern zu lösen. Er lächelte und erlaubte den winzigen Fingern, seine dicke Hand zu öffnen und vom dünnen Stiel des Glases zu trennen. Keinem anderen war es erlaubt, Labouchère irgend etwas mit solcher Leichtigkeit wegzunehmen. Lächelnd schaute er zu, wie Nicholas das Glas mit Badewasser füllte und dieses über die goldenen Meerjungfrauen schüttete. Er tat es mit einem Ernst, der seinen Vater erheiterte.

Labouchère legte den Kopf in den Nacken und atmete tief ein, schnüffelnd bemüht, eine Prise von Paul Gaspares Zigarettenrauch von der Terrasse einzufangen. Der Arzt hatte ihm das Rauchen verboten und hatte ihm von reichhaltigen und fetten Mahlzeiten abgeraten, um den Blutdruck zu senken. Zum Abendessen durfte er zwei Gläser Wein trinken und mußte jeden zweiten Tag fünf Kilometer gehen.

Labouchère hatte das Rauchen aufgegeben, aber er entschädigte sich dadurch, daß er die meiste Zeit eine nicht angezündete Havanna zwischen den Zähnen hielt. Fünf Tage der Woche mied er reichhaltige Speisen, doch an den Wochenenden aß und trank er, wie es ihm gefiel. Hätte er nicht sein Leben lang getan, was ihm gefiel, so würde er es nie zu einem reichen Mann gebracht haben. Noch würde er den einträglichsten Vertrag seines Lebens an Land gezogen haben, einen Vertrag über die Errichtung von zwei Atomkraftwerken in Kioto, zum Preis von einundzwanzig Milliarden Francs.

Am nächsten Morgen sollte ein Hubschrauber ihn und Nicholas nach Le Havre fliegen. Hier würden Vater und Sohn mit französischen und japanischen Regierungsvertretern zusammentreffen und die drei Frachtschiffe verabschie-

den, die mit Bauingenieuren, großen Mengen von Maschinen und Material und einem Dutzend Atomtechnikern nach Japan auslauten würden. An Bord würden sich auch mehrere hundert Flaschen Rotwein aus Labouchères Weingut nahe Bordeaux befinden, sein Geschenk für die französischen Arbeiter, die beinahe ein Jahr fern der Heimat bleiben mußten.

An diesem Abend hatte Labouchère im Le Moi gefeiert, seinem bevorzugten vietnamesischen Restaurant: Schweinefleisch mit Karamel, Hühnchen mit Chinakohl und gerösteten Nudeln. Er fühlte sich berechtigt, das Leben zu genießen; mit dem Kioto-Auftrag hatte er ein schwieriges Ziel erreicht. Die Anweisungen des Arztes, die Zurückhaltung in allen Aspekten der Lebensführung verlangten, konnten einen Tag warten. Auf jeden Fall starb ein Mann, der nichts tat und gegen keine ärztlichen Gebote verstieß, ebenso gewiß wie der Mann, der nach seinem eigenen Willen lebte und alle Regeln durchbrach.

Henri Marie Labouchère war Ende fünfzig, ein kräftiger Mann mit einem Pferdegesicht, gelichtetem braunem, in der Mitte gescheiteltem Haar und den harten dunklen Augen eines Mannes, der lieber allen Menschen mißtraute als sich von ihnen täuschen zu lassen. Sein Konzern, Canet-Banyuls, war Frankreichs führender Hersteller von Atomkraftwerken und der drittgrößte Produzent von Turbinengeneratoren für konventionelle Kraftwerke. Canet-Banyuls' hunderttausend Beschäftigte bauten auch Transformatoren, Elektromotoren und Radaranlagen für Kampfflugzeuge sowie Abschußrampen für Frankreichs Atomraketen.

Neben Elektrizität und Rüstung war Labouchères Konzern in Landentwicklungsprojekten in zehn Ländern und der Entwicklung des französischen Kabelfernsehens engagiert; und vor kurzem hatte er mit einem großen amerikanischen Hersteller alkoholfreier Getränke ein Lizenzabkommen über die Abfüllung und den Verkauf ihrer Produkte in halb Afrika geschlossen.

Henri Labouchères Stärke lag in seiner Kühnheit, in sei-

nem sicheren Instinkt, welche Waffen jeweils einzusetzen waren, und gegen wen. Seit er beschlossen hatte, lieber Raubtier als Beute zu sein, fühlte er sich in einer ungerechten Welt zu Hause. Seine halsabschneiderischen Geschäftspraktiken verursachten ihm kein Schuldgefühl, sah er sie doch in der Natur gespiegelt, wo nur der Starke überlebte und der Schwache zugrunde ging. Er hatte aus den Fehlern seines Vaters gelernt, der betrogen worden war, weil er sich auf den Mut anderer verlassen hatte, statt auf den eigenen zu vertrauen.

In der Liebe hatte Labouchère den gleichen Mut gezeigt. Als seine erste Frau hatte er eine einfache, unscheinbare Frau gewählt, die Assistentin seines Fabrikdirektors in Marseiile gewesen war. Die Ehe, ein Schock für alle, die erwartet hatten, daß er eine Frau von gesellschaftlicher Position und Schönheit heiraten würde, war bis zu Delphines tragischem Tod an einer Arterienerweiterung glücklich gewesen. Sie war zärtlich und treu gewesen, hatte den Mut gehabt, zu ihm zu stehen, und die Vernunft, es unter vier Augen zu tun. Sie hatte jeden seiner Pläne unterstützt, war zu seiner vertrautesten Ratgeberin geworden und hatte ihn nur durch ihre Unfähigkeit, Kinder zu bekommen, enttäuscht. Nach ihrem Tod war Labouchère erschreckend klargeworden, wie sehr er sich in allem auf sie verlassen hatte.

Mit zweiundfünfzig hatte Labouchère ein zweites Mal geheiratet. Sylvie, zwanzig Jahre alt, war eine kühle, grunäugige Schönheit, die eine gesellschaftliche Rolle spielen und ebensosehr wie ihr Mann bewundert werden wollte. Sie erhielt Angebote von Filmproduzenten und hätte als Fotomodell gut verdienen können, schlug aber alle Angebote aus. Später lernte Labouchère, daß sie es aus Trägheit getan hatte, nicht aus dem Wunsch, ständig an seiner Seite zu sein.

In seinem dreiundfünfzigsten Jahr schenkte Sylvie ihm sein erstes Kind, Nicholas. Der Industrielle genoß beglückt die Vaterfreuden, bedauerte aberauch die kinderlosen Jahre mit Delphine. Und hatte Schuldgefühle wegen des Bedauerns.

Labouchère streckte in der Badewanne die Beine von sich

und dachte lächelnd an seine kühne Reaktion, als er vor zwei Tagen von Sylvias Untreue erfahren hatte. Er hatte den Fall mit seinem Leibwächter Paul besprochen, der seit Delphines Tod sein einziger Vertrauter war.

»Morgen schicke ich sie nach New York, wo sie sich unter den reichen Europäern und Südamerikanern tummeln kann, die Manhattan überschwemmen. Ich habe eine List gebraucht. Sie soll Möbel für unsere Wohnung an der Fifth Avenue auswählen und natürlich ein bißchen einkaufen. Sie ahnt nichts. Während ihrer Abwesenheit werde ich alle Vorbereitungen für die Scheidung treffen und Sorge tragen, daß Nicholas mir zugesprochen wird.«

»Wie lange wird Madame in Amerika sein?«

»Wenigstens zwei Wochen. Sollte sie jemand finden, der ihr gefällt, wird sie zweifellos länger bleiben. Während ihrer Abwesenheit wirst du alle nötigen Informationen über ihre Liebhaber sammeln. Es gibt zwei.«

Labouchère blickte Paul in die Augen. »Du besorgst von jedem der beiden ein schriftliches Geständnis. Wie du das machst, ist mir gleich, aber ich möchte von jedem ein schriftliches Eingeständnis, daß er mit meiner Frau Ehebruch getrieben hat.«

»Gemacht, Monsieur.«

»Bon. Wenn sie zurückkehrt, wird sie zu nichts zurückkehren. Sie wird dieses Haus nie wieder betreten, noch wird sie Nicholas zu Gesicht bekommen. Meine Versorgungsleistung wird minimal und auf kurze Zeit begrenzt sein. Ich werde dieser Hure eine Lektion geben. Kann ich mich auf dich verlassen, alter Freund?«

»Habe ich Sie je im Stich gelassen, Monsieur?«

Ob es seine gescheiterte zweite Ehe war oder der Kioto-Vertrag, Labouchère handelte gemäß seinem Glauben, daß ein erfolgreicher Mann immer stolz, aggressiv und schlau sein müsse. Vor allem dürfe es ihm in keinem entscheidenden Augenblick des Lebens an Kühnheit und Entschlußkraft fehlen.

Ein französisches Großunternehmen im Anlagenbau, das Atomkraftwerke mit der kompletten Technologie ins Ausland lieferte, benötigte die Erlaubnis und Zusammenarbeit der französischen Regierung. Dies bedeutete, daß leitende Beamte im Handels- und Außenministerium mit Bestechungsgeschenken und allerlei Aufmerksamkeiten gewonnen werden mußten, damit sie Labouchères Konkurrenten die notwendigen Exportgenehmigungen vorenthielten und ihm den Weg zu solchen Lizenzen öffneten. Und es bedeutete, daß man klug und zäh genug sein mußte, um bei den Japanern zu einem Verhandlungserfolg zu kommen.

»Sie können nicht die Amerikaner in dieses Kioto-Projekt bringen«, hatte ein japanischer Geschäftsmann Labouchère erklärt. »Sie müssen verstehen, daß es in meinem Land eine hohe Empfindlichkeit gegen Nuklearwaffen gibt, insbesondere gegen Nuklearwaffen der Amerikaner. Drei atomare Bombardierungen meines Landes durch Amerika …«

»Drei? *Mais non*, es hat nur zwei gegeben. Hiroshima und Nagasaki.«

»Sie vergessen Bikini, mein Freund. 1954 ging der atomare Fallout einer Kernexplosion auf dieser Pazifikinsel auf ein japanisches Fischerboot nieder, die *Fukuryu maru.* Ein Besatzungsmitglied starb. Da die Erinnerung an den Krieg noch frisch war, entstand eine Empörung im Lande, als seien Hunderttausend gestorben. Soweit es uns betraf, war der Bikinitest die dritte Atombombe, die auf uns fiel. Jedes Jahr wird am 6. August mit Demonstrationen, Protestkundgebungen und Ansprachen des Angriffs auf Hiroshima gedacht. Sie wären gut beraten, kein atomgetriebenes amerikanisches Schiff zu chartern, um die friedliche Nutzung der Kernenergie auf See zu demonstrieren.

Labouchère zuckte die Achseln. »Es ist vergessen. Lassen Sie mich sagen, daß ich zu keiner Zeit die Absicht hatte. Atomwaffen ins Bild zu bringen. Die Amerikaner haben jedoch große Fortschritte in der friedlichen Nutzung der Kernenergie gemacht. Ich wollte lediglich zeigen …«

»Hören Sie auf mich. Der Auftrag ging an Sie, nicht an die

Amerikaner. Gegenwärtig wünschen wir keine Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten in Fragen der Kernenergie. Japan leidet noch immer unter einem Syndrom das man ›Atomallergie‹ nennen könnte.«

»Verursacht von den Amerikanern.«

»Lieber Freund, selbst französische Reaktoren zu friedlichen Zwecken werden in meinem Land zu Unruhe führen. Es wird Proteste, Demonstrationen, zornige Zeitungsartikel, sogar Drohungen gegen Sie geben.«

»Ich bin bereit, das in Kauf zu nehmen.«

Der Japaner sagte: »Bestimmte Leute in meinem Land glauben, daß Kernkraftwerke bei Kioto für die Industrie wie für den Verbraucher von Nutzen sein werden. Darum führen wir dieses Vorhaben auch gegen örtliche Widerstände durch.«

Labouchère wußte, wer diese bestimmten Leute waren. In Japan beherrschten Industrie und Geschäftswelt die Regierung und lenkten sie durch den *Sanken,* den Rat, der aus zwei Dutzend der mächtigsten Industriellen und Bankiers des Landes bestand. Das Parlament, der Ministerpräsident und alle Regierungsbehörden nahmen Weisungen vom *Sanken* entgegen, der als Spitzenorganisation von Industrie und Finanzwelt die *zaikai,* die Großen der Wirtschaft repräsentierte. Dies machte Japan de facto zu einem körperschaftlich verfaßten Staat, dessen Regierungspolitik im Inneren wie nach außen nicht von den politischen Parteien und ihren Regierungskonstellationen, sondern von den Spitzen der Wirtschaft entschieden wurde. Jeder Politiker oder Regierungsbeamte, der anderer Ansicht war als diese, wurde unverzüglich aus dem Amt entfernt.

Die Unterstützung durch den *Sanken* enthob Labouchère nicht der Notwendigkeit, *shieh lei* zu bezahlen, eine im japanischen Geschäftsleben alltägliche Übung. Dreißig Millionen US-Dollar waren von dem Franzosen in bar übergeben oder auf geheime Nummernkonten eingezahlt worden, aber Labouchère betrachtete Bestechungsgelder als legitime Geschäftsausgaben. In jedem Fall würden die Kosten des Kio-

to-Projekts sich bis zu seiner Fertigstellung wahrscheinlich verdoppeln und Labouchère unerwartete Gewinne eintragen. Dreißig Millionen für *shieh lei* waren ein Trinkgeld, verglichen damit, was der Franzose schließlich aus Japan herausholen würde.

Was die japanische Opposition gegen das Kioto-Projekt anging, so hatte Labouchères Geschäftsfreund nicht übertrieben. Feindselige Zeitungsartikel, Demonstrationen vor Labouchères Niederlassungen in Kioto und Tokio und sogar Morddrohungen waren Wirklichkeit geworden. Nichts davon hatte die geringste Wirkung auf ihn; in Frankreich hatte er ähnliche Anfeindungen überlebt und sah keinen Grund, angesichts dieser Neuauflage in Panik zu geraten.

Die Welt war heutzutage voller Narren, von denen die meisten erst durch die Gummiknüppel der Polizei zur Vernunft kamen. Labouchère war zu reich und zu mächtig, um sich mit bärtigen Verrückten in Jeans zu befassen, die Schlagworte dem Nachdenken und Rhetorik einer ordentlichen Tagesarbeit vorzogen. Es war ausgeschlossen, daß eine Handvoll Japaner den Bau der Reaktoren bei Kioto verhindern würde.

Aber vor ein paar Tagen hatte ein besorgter Paul gesagt: »Etwas geschieht, Monsieur, und es gefällt mir nicht. Es läßt ein Muster erkennen, und es betrifft die Japaner.«

Der Leibwächter hatte Labouchère von den Morden berichtet. »Fünf, Monsieur. Drei Japaner, ein Amerikaner, ein Europäer. Alle Geschäftsleute, alle in jüngster Zeit ohne klar ersichtlichen Grund umgebracht, und weder durch Schußwaffen noch durch Bomben. Sie wurden mit Schwertern, Messern oder bloßen Händen getötet. Die Methode läßt auf Ostasiaten als Täter schließen.«

Paul Caspare machte sich weder unnötig Sorgen, noch war er leicht zu schrecken. Er war beinahe sechzig, ein kleiner dunkler Mann mit gewölbter Stirn und harten Augen. Im Knopfloch seines Jackettaufschlags trug er das rote Band der Tapferkeitsauszeichnungen, die er in Dien Bien Phu und Algerien erworben hatte. An seiner Uhrkette hing das

schwere goldene Medaillon, das auf einer Seite den napoleonischen Adler und auf der anderen das korsische Wappen trug. Dies bedeutete die Mitgliedschaft im Milieu der korsischen Nationalisten, deren Untergrundbewegungen die Autonomie durchsetzen wollten.

Caspare, der seit mehr als zwölf Jahren in Labouchères Diensten stand, hatte früher auch beim Service d'Action Civique (SAC) gedient, der zu De Gaulles Zeiten die Schmutzarbeit verrichtete, die weder der nationalen Polizei noch der SDECE, der französischen CIA, zugemutet werden konnten. Labouchère hatte seinen Leibwächter nicht nur wegen seiner Unerschrockenheit ausgewählt, sondern auch wegen seiner Verbindungen zu Geheimdienst, Polizei und gewissen Kreisen der Unterwelt.

Labouchère hörte auf ihn, als Paul sagte: »Ihre Sicherheit ist meine Sorge. Ich muß jeder Drohung nachgehen, ganz gleich, wie nebensächlich sie erscheinen mag. Vorgestern bat ich einen Freund in der SDECE, wegen der Drohungen, die Ihnen zugegangen sind, mit Tokio Verbindung aufzunehmen. Er sagt, wir brauchten uns deswegen nicht zu sorgen, aber es gebe etwas anderes, wovor wir nach seiner Meinung auf der Hut sein sollten. Es scheint, daß die Tokioter Polizei einem alten, aber nun wieder aktiv gewordenen Geheimbund auf der Spur ist, der sich Ketsumeidan nennt, was Blutsbrüderschaft bedeutet. Sie war in den dreißiger Jahren und bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges ziemlich mächtig. Politische Morde, Spionage, auch Erpressung, wo es nötig erschien. Die japanische Polizei hat nicht viel in der Hand, ist aber auf Grund von Informationen ihrer Gewährsleute ziemlich sicher, daß die Blutsbrüderschaft wiederbelebt worden ist.«

»Warum? Und von wem?«

»Man weiß nicht, wer dahinter steht, glaubt aber, daß die Gründe die gleichen sind, die in den dreißiger Jahren ausschlaggebend waren. Damals ging es um Japans Eigenständigkeit und Größe; die Zielpersonen waren Geschäftsleute, Journalisten und Politiker, die westliches und liberales Ge-

dankengut verbreiteten. Die neue Blutsbrüderschaft scheint ähnliche Ziele zu haben und den westlichen Einfluß zurückdrängen zu wollen. Augenblicklich kommen die Behörden aber nicht an die Gruppe heran. Ihre Informanten scheinen auch nur von Gerüchten auszugehen. Jedenfalls ist es noch nicht gelungen, die Mitglieder auszumachen, geschweige denn den Bund zu infiltrieren.«

»Das Übliche, nehme ich an«, sagte Labouchère. »Entführungen und Lösegeldforderungen und dergleichen.«

»Glaube ich nicht, Monsieur. Wenn ich es richtig sehe, töten diese Leute nur, beseitigen bestimmte Personen, die sie als Schlüsselfiguren ansehen.«

Labouchère griff nach Zigarre und Feuerzeug.

»Mit Ihrer Erlaubnis, Monsieur«, sagte Paul, »würde ich gern noch ein paar Leute einstellen, vor allem wenn Sie außer Landes reisen.«

»Aber natürlich.«

»Außerdem würde ich die Wohnung gern rund um die Uhr bewachen lassen. Vielleicht durch ein paar Männer mit automatischen Waffen. Sie würden unten in einem geparkten Wagen sein. Niemand würde etwas bemerken. Ich kann das mit der Polizei absprechen, so daß es keine Schwierigkeiten geben würde. Unglücklicherweise sind die Sicherheitsvorkehrungen hier im Gebäude unzureichend. Ich werde Funksprechgeräte beschaffen, und wenn es möglich ist, Monsieur, sollten Sie Ihre tägliche Routine ändern. Jeden Tag zu einer anderen Zeit zur Arbeit fahren und verschiedene Routen nehmen.«

»Das überlasse ich dir, Paul. Ich werde tun, was du sagst.«

Der Leibwächter blickte zur Decke auf. »Ich mache mir Gedanken über das Dach.«

»Scheint mir sicher genug zu sein.«

»Das sollte es. Es sind mehr als sechs Meter bis zu den oberen Fenstern. Nichts zum Festhalten, keine Feuerleiter, keine Gesimse. Aber wenn wir es mit japanischen Mordkommandos zu tun haben, diesen Kerlen der Blutsbrüder-

schaft, meine ich, dann müssen wir mit erstklassigen Athleten rechnen. Jeder von den Männern, die sie angeblich umgebracht haben, war durch scharfe Sicherheitsmaßnahmen geschützt.«

»Aber keiner von ihnen hatte dich, mein Freund.«

Labouchère richtete sich in der Badewanne auf, watete zu den Wasserhähnen und hob den quietschenden Nicholas in die Höhe. Dann nahm er den Jungen unter einen Arm, bückte sich und drückte den Hebel, der das Badewasser abfließen ließ, worauf er sich aufrichtete und seinen Sohn auf beide Wangen küßte. Nicholas hatte die zusätzlichen Leibwächter um die Wohnung gesehen, aber nichts gesagt. Er war aufmerksam wie sein Vater, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß er die Veränderungen spielend bewältigte. Das gefiel Labouchère.

Er war auch erfreut, daß Nicholas vorerst noch zu jung war, um zur Schule zu gehen. Dies verringerte die Gefahr einer Entführung. Gegenwärtig schien es am besten, ihn unter Bewachung im Haus zu lassen. Wenn eine Kinderschwester mit dem Jungen spazierenging, wurden die beiden von mindestens einem bewaffneten Mann begleitet.

Labouchère sah sich im Badezimmer um. *Merde.* Keine Handtücher. Mangelnde Effizienz in kleinen Dingen verdroß ihn. Er erwartete perfekte Bedienung in seiner Wohnung. Dafür wollte er dem Dienstmädchen gehörig den Kopf waschen. Er wandte sich zur Terrasse, Paul hereinzurufen und loszuschicken, daß er die Wohnung nach Badetüchern durchsuche.

Er hatte den Mund geöffnet, um Paul zu rufen, als er hinter dem Rücken des Leibwächters drei schwarzgekleidete Gestalten lautlos auf die Terrasse fallen sah. Zwei stürzten sich auf Paul; der dritte warf sich herum und sprang ins Badezimmer auf Labouchère zu, der zu überrascht war, um sich vom Heck zu rühren.

Draußen auf der Terrasse trat ein Angreifer Paul in die Kniekehle, dann warf er dem Korsen eine Drahtschlinge über den Kopf und zog sie um seine Kehle zu. Gleichzeitig

rammte der Angreifer ihm ein Knie in den Rücken und zog mit aller Kraft die Drahtschlinge zurück. Der Leibwächter, der keine Luft bekam und dem der Draht in die Kehle schnitt, warf sich rückwärts, so daß er und der Angreifer zur Glasschiebetür taumelten.

Beide fielen gleichzeitig in die Glastür und zerbrachen sie, daß Scherben ins Badezimmer und auf die Terrasse flogen. Dann schlugen sie, beide stark aus Schnittwunden blutend, schwer auf den Fliesenboden des Badezimmers. Paul, den die Drahtschlinge tief in den Hals schnitt, versuchte sich vom Boden abzustoßen; sein Rücken war dem Angreifer zugekehrt, der am Boden lag und sich von einer Seite zur anderen warf. Es gelang Paul, eine sitzende Haltung zu erreichen und mit einer Hand die Drahtschlinge zu lockern, während die andere nach dem 38er Smith & Wesson-Revolver in seiner Gürteltasche krallte.

Der zweite Angreifer auf der Terrasse war schneller. Er trug ein Samuraischwert auf dem Rücken, riß es in einer einzigen Bewegung aus der Scheide und mit einer ausholenden Bewegung über den Kopf. Im nächsten Augenblick drang die Klinge tief in den Schädel des Leibwächters, so daß Knochenstücke und Gehirnteile in die Scherben auf dem gelben Fliesenboden spritzten. Paul sank blutüberströmt über die Beine des ersten Angreifers. Sein rechter Arm zuckte wie in einem letzten Versuch, am Leben festzuhalten.

Der Angreifer, der auf Labouchère zugestürmt war, machte plötzlich halt, überrascht vom Anblick des kleinen Jungen in den Armen des nackten Franzosen. Sein Zögern war kurz. Auch er trug ein in der Scheide steckendes Samuraischwert auf dem Rücken; in einer Sekunde war die blitzende Klinge in seinen Händen, und er holte aus.

Labouchère kehrte ihm instinktiv den Rücken zu, um seinen Sohn mit dem Körper abzuschirmen. Die Klinge schnitt tief in die bloße Schulter des fleischigen Franzosen, der laut aufschrie, strauchelte und vornüber in den ablaufenden Rest des Badewassers fiel. Der Angreifer stieg in die Wanne, mit beiden Füßen in dem nun blutigen Wasser, und hob das

Schwert hoch über den Kopf. Einmal, zweimal sauste die Klinge nieder. Nicholas schrie. Ein blutender Labouchère, noch immer bemüht, seinen Sohn zu retten, kroch auf ihn zu. Das Schwert wurde noch einmal erhoben. Und ein weiteres Mal. Dann herrschte Stille.

Der Angreifer steckte das Schwert in die Scheide, stieg aus dem Wasser und trat zu seinem maskierten Kameraden, der unter dem sterbenden Paul Caspare lag. Der Leibwächter wurde zur Seite geschleift, und die zwei *ninja* untersuchten den blutenden Mann in Schwarz; seine Kehle, seine Seite, der Hals und die Handgelenke waren vom Glas schlimm zerschnitten.

Die beiden anderen besprachen sich kurz auf japanisch, dann trugen sie den dritten Mann auf die Terrasse hinaus. Hier wurde er mit einer behelfsmäßigen Trageschlaufe um die Brust und unter beiden Armen an eines von zwei Seilen gebunden, an denen sie sich vom Dach heruntergelassen hatten. Anschließend kletterten sie an den Seilen nach oben und zogen ihren Kameraden gemeinsam herauf.

Einer nahm den Verwundeten über die Schulter und überquerte, gefolgt von seinem Gefährten, auf leisen Sohlen die Dächer der Avenue Foch, zwei Schatten, die sich bald in der Juninacht verloren.

Im Bois de Boulogne standen die zwei noch immer maskierten Japaner hinter dem sterbenden dritten Mann. Er war unmaskiert und saß in der vorgeschriebenen Kauerhaltung auf den Fersen. Sein Oberkörper war entblößt, die Hände lagen flach auf den Oberschenkeln. Er zitterte vor Schmerzen und Schwäche, und sein Körper war dunkel vom eigenen Blut, aber kein Wehlaut kam über seine Lippen. Er hatte die Augen geschlossen, und nach einer Weile begann er, ein Gebet zu singen. Seine Stimme war angestrengt, rauh und kaum hörbar.

Als ihm der Kopf vor Schwäche auf die Brust sank, trat einer der beiden Männer hinter ihm zur Seite und holte mit dem Schwert aus. Ein einziger schneller Streich, und der

Kopf des Verwundeten war abgetrennt und kollerte in die Dunkelheit davon.

Der Vollstrecker hackte dem toten Mann die Hände ab, wickelte sie und den Kopf in den schwarzen Pullover des Toten. Als nächstes knieten die beiden nieder und scharrten mit den Händen ein flaches Grab in die weiche Erde unter einem Strauch. Der verstümmelte Leichnam wurde hineingelegt und mit Erde, Zweigen und Blättern bedeckt.

Minuten später trabten die beiden Japaner, einer mit dem grausigen Bündel über der Schulter, über eine mondbeschienene Lichtung und verschwanden in einem Gehölz von Fichten und Birken.

5

Als Todd erwachte, war es beinahe dunkel. Sofort ging sein Blick zu dem *bokken,* dem hölzernen Schwert mit der leicht gekrümmten, spitz zulaufenden Klinge und dem geschnitzten Heft eines richtigen Samuraischwertes, das, in Mondlicht gebadet, auf einem Stuhl neben seinem Bett lag. Todd benutzte das Holzschwert beim Koryu, einer alten Kampfform, die ohne Schutzkleidung ausgeübt wurde, um eine präzise und schöne Fechttechnik zu entwickeln.

Zwar machte die fehlende Schutzkleidung alle Bewegungen freier und leichter, doch stand der Koryu-Fechter unter stärkerem psychischen Druck, da er jeden Treffer des Gegners vermeiden mußte. Als eine höhere Form des Fechtens als *shinai*-Kendo wurde Koryu mit äußerster Konzentration ausgeübt. Jede Bewegung wurde in grimmigem Stolz vollzogen.

Ein schwitzender Todd fühlte die Feuchtigkeit des bevorstehenden Regens in der schwülen Nacht. Nackt krabbelte er unter Laken und Moskitonetz hervor, schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. Beide Hände fühlten nach der Kehle. Der pulsierende Schmerz, der ihn aus unruhigem

Schlaf gerissen hatte, war noch nicht vergangen. Eine unnatürliche Hitze machte seine Haut prickeln, sein Gesicht brannte, als sei es gerade von einer Flamme angesengt worden.

Im ersten Augenblick des Erwachens hatte er das schreckliche Gefühl gehabt, in Flammen gehüllt zu sein. Jetzt enthielten Nacht und Einsamkeit nur Dämonen.

Etwas zog ihn zu dem *bokken.* Er nahm es vom Stuhl, die Hände an Heft und Klinge, und tappte zum Fenster. Durch die Bambusjalousie sah er Gäste aus teuren Wagen steigen und das Herrenhaus der Hansards betreten. Andere schlenderten durch den gepflegten Garten, der von Papierlaternen erhellt wurde. Sie waren zwischen den Hecken, an Bambuspfählen und Kiefern aufgehängt. Nahe der Pergola, einem von Kletterpflanzen überwölbtem Spazierweg, plauderte Todds Mutter, lieblich anzusehen in einem weißen griechischen Gewand, das in der Mitte von einem dünnen goldenen Gürtel zusammengefaßt war, mit Hongkongs Gouverneur, seiner Frau und zwei der amerikanischen Schauspieler.

Ein paar Schritte weiter sprach Todds Stiefvater mit Jan Golden, der attraktiven Produzentin des Films, und einer hübschen japanischen Schauspielerin. Sie standen zwischen den kugelig beschnittenen Büschen und geradlinigen Beeten des kleinen französischen Gartens. Der Junge bemerkte, daß sein Stiefvater der halbrunden Auffahrt absichtlich den Rücken kehrte, als die anderen Gäste einem chinesischen Ehepaar applaudierten, das in einem hundert Jahre alten Einspänner eintraf. Der mit einem Zylinder stilgerecht ausgestattete Kutscher saß erhöht hinter den Passagieren. Todd sah sie vom offenen Wagen klettern und für die Fotografen posieren, bevor sie ins Haus gingen.

Er hatte die beiden in der Bank seines Stiefvaters gesehen. Der Mann war ein bekannter Filmschauspieler, der Kung-Fu-Filme produzierte, in denen er selbst die Hauptrolle spielte. Todds Stiefvater hatte ihm anvertraut, daß

der Mann seine Gewinne regelmäßig zu verspielen pflegte. Seine Frau war die schöne Hauptdarstellerin einer äußerst beliebten Fernsehserie, die in chinesischen Gemeinden überall in der Welt gezeigt wurde. Todd wußte, daß sie als Gegenleistung für die zinsgünstigen Darlehen, mit der ihr Mann seine Filme finanzierte, mit seinem Stiefvater schlief. Ian Hansard hatte eine Schwäche für orientalische Frauen.

Todd packte das hölzerne Schwert mit all seiner Kraft. Zwischen ihm und jemanden hier gab es eine Bindung, eine beängstigende, unerklärliche Anziehung. Wer war es? Und warum?

Und da war die *ninja.* Er hatte seiner Mutter nicht anvertraut, was er in seinem Traum auf dem Boot gesehen hatte; schließlich war es ein Traum gewesen, ein flüchtiges Schattenbild, das keinen Bezug zur Wirklichkeit hatte. Gleichwohl fürchtete er für seine Mutter, wenn er auch wußte, daß er selbst und alle anderen angesichts des Karma machtlos waren. Schicksal war Schicksal. Selbst die Götter waren gezwungen, sich ihm zu unterwerfen.

Der Schmerz in seiner Kehle nahm plötzlich wieder zu. Gleichzeitig überkam ihn ein tiefer Impuls, eine unerklärliche Regung, und er wandte sich vom Fenster ab. *Hai,* jemand, der mit seinen Alpträumen in Verbindung stand, jemand, der verantwortlich für das Unbehagen war, mit dem er jetzt lebte, war hier im Haus. Nicht draußen im Garten, sondern hier im Haus.

Den Blick auf die Tür fixiert, nahm Todd instinktiv Fechthaltung ein. Er stand mit weit gespreizten Beinen, die Knie eingeknickt, hielt das Holzschwert mit beiden Händen und zielte auf die Augen eines imaginären Gegners. Dann richtete er sich langsam auf, den Blick noch immer auf die Tür fixiert. Streifen silbernen Mondscheins auf dem bloßen Rükken.

Mit einer kalten Wildheit, die kein Außenstehender dem Elfjährigen zugetraut hätte, begann er Koryu zu üben.

Kon Kenpachi stand unter einem georgianischen Kristallkronleuter im überfüllten Wohnzimmer der Hansards und zwang sich zu einem Lächeln für die Fotografen, die ihn näher zu Tom Gennaro und Kelly Keighley gewinkt hatten, den zwei amerikanischen Hauptdarstellern seines Films. Im Gegensatz zu Kenpachi, der sich ungern von jemandem herumkommandieren ließ, schienen die Schauspieler sich in dem flackernden Blitzlichtgewitter und den gerufenen Fragen der Reporter, die Hongkongs zahlreiche Tageszeitungen vertraten, durchaus wohlzufühlen. Kenpachi hingegen verabscheute nicht nur diesen oberflächlichen Rummel, er empfand auch seine Umgebung als störend. Die prunkvolle Überladenheit des Hansardschen Herrenhauses mit seinen gesteppten weißen Seidendecken, roten Damaststühlen, dem Meißner Porzellan und den Bogenfenstern aus Tiffanyglas beleidigte sein ästhetisches Gefühl.

Jeder Besuch in China, und er hatte deren mehrere hinter sich, entnervte Kenpachi unweigerlich und verursachte ihm tiefes Unbehagen. In seinem Herzen erkannte er die Wahrheit, daß Japan seine Kultur nach chinesischem Vorbild und durch den Diebstahl chinesischer Geheimnisse entwickelt hatte. Japans Küche und Kunst, seine Musik und Wissenschaft, seine Religion und selbst sein Kriegshandwerk – alle waren in China entstanden. Eine Zeitlang hatte das japanische Volk, da es selbst keine geschriebene Sprache kannte, ausschließlich chinesisch gesprochen, wie die mittelalterlichen Gelehrten Europas sich des Lateins bedient hatten. Noch heute verwendete die japanische Schrift mehrere tausend chinesische Zeichen. Sogar das Wort *seppuku* wurde mit den chinesischen Zeichen für Selbstmord geschrieben.

Das Ergebnis dieser jahrhundertelangen Entlehnungen war psychologische Abhängigkeit und ein kultureller Minderwertigkeitskomplex, die auch Japans militärische Aggressivität und seine Überlegenheitsideologie nicht hatten auslöschen können. Nur eine von Japans drei Invasionen Chinas, vor und im Zweiten Weltkrieg, war einem Erfolg nahegekommen. Doch als die Alliierten China zu Hilfe ge-

kommen waren, war auch diese Invasion gescheitert und hatte die Chinesen zu Siegern über die Leute gemacht, die sie ›die Diebsaffen‹ nannten, eine Verunglimpfung der Japaner, die nach einem Mythos von einer chinesischen Prinzessin abstammten, die ein Affe entführt hatte.

Kenpachi wußte nur zu gut, daß man den Japanern Diebstahl fremder Technologien und Kulturentwicklungen vorwerfen konnte. Die Japaner waren Nachahmer, keine Neuerer; ihre Stärke lag in der Verbesserung und Vervielfältigung fremder Errungenschaften. Chinas Existenz erinnerte Kenpachi, daß die Wahrheit allzu oft eine Hure war, eine, die man kannte, der man aber nicht in der Öffentlichkeit begegnen mochte.

Kenpachi war seit zwölf Stunden in Hongkong und begann ungeduldig zu werden, da er den Jungen, Todd, noch nicht gesehen hatte. Sollte er sich in diesen vergangenen Wochen geläutert haben, nur um gezwungen zu sein, den Kasten zu einem halb weißen, halb chinesischen Kind zu bringen? Ja, er mußte Nosaka gehorchen. Es war leicht, dem überlegenen Mann zu dienen, sagte Konfuzius, und schwierig, ihn zufriedenzustellen.

Kenpachis Neugier auf den Inhalt des kleinen schwarzen Kastens, den er in einer Schultertasche bei sich trug, hatte einen fiebrigen Höhepunkt erreicht. Würde er heute abend erfahren, was darin war? Hatte seine Suche nach einem *kaishaku* ihr Ziel gefunden?

Zu seiner Rechten hatten die Fotografen Jan Golden Arm in Arm mit Ian Hansard und dem Gouverneur vor einem gußeisernen Kamin aufgebaut. Hansard war Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, die Hongkongs Gesetze verabschiedete, die Wirtschaftspolitik bestimmte und unter anderem über Dreherlaubnisse für ausländische Filmproduktionen befand. Kenpachi, der immer bereit gewesen war, alles zu tun, um der Armut zu entgehen, erkannte die gleiche erbärmliche Zwanghaftigkeit in Ian Hansard und wußte darum, daß dem Bankier nie zu trauen war. Was den Gouverneur anging, so hatte Kenpachi bereits mit dem rosi-

gen Engländer, dessen schlechte Zähne und Bösartigkeit von guten Manieren kaum verborgen wurden, für die Fotografen posiert.

Kenpachis und Jan Goldens Blicke kreuzten einander kurz, bevor sie wegschaute, den Gouverneur anzulächeln. Sie war Mitte dreißig, eine große Frau mit langer Nase, mit grauen Augen und der Gewohnheit, den Kopf effektvoll zurückzuwerfen, so daß ihre kastanienbraun getönte Mähne das Gesicht bezaubernd umwogte, eine Gebärde, die ihre Kurzsichtigkeit kompensierte. Sie war ehrgeizig, eine harte Arbeiterin und in allen Dingen des Fernen Ostens kenntnisreicher als jede andere Westlerin, die er kannte.

Kenpachi bewunderte ihre Bereitwilligkeit, dann und wann eine gewisse Boshaftigkeit an die Oberfläche zu lassen, ebenso wie ihr Talent zu Mäßigung oder Ubertreibung, je nachdem, was ihr zweckdienlicher erschien. Was ihn an Jan Golden jedoch am meisten interessierte, war ihre Sexualität, die zwar ungezwungen schien, für den aufmerksamen Kenpachi jedoch eine Furcht maskierte, daß ihre wahre und unterdrückte Sinnlichkeit zu stark für jeden Kompromiß war. Er spürte, daß sie sich von ihm sowohl angezogen wie auch abgestoßen fühlte.

Er beschattete die Augen gegen die fortdauernden Blitzlichtentladungen und hielt im Gedränge der Reporter, Fotografen, smokingtragenden Männern und eleganten Damen in Abendkleidern Ausschau nach Wakaba, seinem japanischen Leibwächter und Chauffeur. Der junge kräftige Wakaba, dessen Tüchtigkeit in Kendo und Karate nur von seiner Kampflust übertroffen wurde, war einer der ersten gewesen, die Nosakas strengen Anforderungen für die Mitgliedschaft in der neuen Blutsbrüderschaft genügten. Er verehrte Kenpachi und konnte unsinnig eitersüchtig werden, wenn jemand dem Regisseur näher kam, als Wakaba für angemessen hielt.

Wakaba hatte sich bereits erbötig gemacht, als Kenpachis *kaishaku* zu dienen, um ihm sodann im *sepukku* zu folgen.

Aber der Leibwächter hatte den Test des Kastens nicht bestanden.

Kenpachi blickte in wachsender Ungeduld zur Decke. So oder so, mit oder ohne Wakabas Hilfe würde er den Jungen finden. Heute abend war die beste Gelegenheit. Der Kasten war wie eine glühende Kohle an Kenpachis Hüfte.

Er fühlte eine Hand auf der rechten Schulter, wandte sich um und sah Tom Gennaro mit dem Finger auf die vor ihnen kauernden Reporter und Fotografen zeigen. »Ich will Ihnen sagen, was ich von diesem Mann halte. Ich habe den Vertrag für diesen Film unterschrieben, ohne das Drehbuch zu sehen. Und das ist etwas, was ich niemals tue. Wirklich niemals.«

Ein lächelnder Kenpachi beugte den männlich schönen Kopf, in Gedanken noch immer bei Wakaba und dem Jungen. Solches Lob stand ihm zu; die Amerikaner sollten sich allesamt geehrt fühlen, daß sie mit ihm arbeiten durften, insbesondere an diesem seinem letzten Film. Das schmälerte nicht seinen Respekt vor dem Talent des Oscar-Preisträgers Gennaro, einem dunkelhaarigen kleinen Mann mit traurigen Augen, der überzeugend todbringende Außenseiter spielte. Er bewunderte auch Keighley, weißhaarig und dünn wie ein Messer, dessen Darstellungen von Bösewichtern besonders beim japanischen Publikum beliebt waren.

Gennaro hatte sich unversehens in die japanische Kultur verliebt und verbrachte seine drehfreien Stunden mit Tempelbesichtigungen, Spaziergängen mit Geishas und Kendoübungen mit Kenpachi und Wakaba. Keighley verbrachte seine Freizeit mit seiner ›Sekretärin‹, einer würdevollen Venezolanerin, die erst siebzehn und seit vier Jahren die Geliebte des Schauspielers war.

Und Jan Golden, eine Frau, die nur eine Welt voller Möglichkeiten sah. Kenpachi und Nosaka benutzten sie, aber die Situation war nicht ohne Ironie. Zuvor hatte die Amerikanerin schamlos Kenpachis künstlerischen Ruf ausgenutzt, um teuere Schauspieler wie Gennaro und Keighley für Gagen zu bekommen, die sie ›knappes Geld‹ nannte. Mit diesen

drei Namen unter Vertrag war es ein Leichtes gewesen, für *Ukiyo* zu bekommen, wen sie wollte.

Das ursprüngliche Drehbuch, verfaßt von einem ehemaligen Kriegskorrespondenten in Vietnam, hatte Kenpachi beeindruckt, war in der vorliegenden Form aber unbrauchbar gewesen. Den Regisseur befriedigte die Geschichte zweier Soldaten nicht, die einen Urlaub vom Dienst in Vietnam in Tokio verbrachten, dort eine japanische Prostituierte kennenlernten und von den *yazuka* Geld stahlen. Kenpachis Version, eine brillante Neufassung, die von Jan Golden und den amerikanischen Hauptdarstellern sofort akzeptiert worden war, sah einen jungen GI (Gennaro), der sich mit der Prostituierten zusammentat, Geld zu stehlen, das ihr Liebhaber, ein japanischer Gangster, der eine Haftstrafe verbüßte, versteckt hatte.

Der Amerikaner und die Frau wurden daraufhin von den *yakuza,* einem geheimnisvollen und korrupten Amerikaner (Keighley) und einer amerikanischen Journalistin, die von der Sache Wind bekommen hatte und sie zu einer Story verarbeiten wollte, quer durch Japan verfolgt. Zuletzt betrogen Keighley und die Journalisten den armen Gennaro und die von ihm geliebte Prostituierte und brachten sie um das Geld.

»Ich bin überwältigt«, sagte Jan Golden unter Tränen, nachdem sie Kenpachis umgearbeitetes Drehbuch gelesen hatte. »Es ist romantisch, gewalttätig, traurig, komisch, es ist alles. Und man fühlt wirklich mit den Liebenden. Sie haben eine Tragödie daraus gemacht, und sie überzeugt. Jedenfalls mich. Ich meine, es ist, nun, ein bißchen hoffnungslos. Könnten wir am Ende nicht einen Hoffnungsschimmer haben? Ein angezündetes Streichholz am Ende des Tunnels sozusagen?«

Kenpachi schüttelte den Kopf. »Wie Sie gesagt haben, es ist eine Tragödie, und das Wesen der Tragödie ist Traurigkeit. Wir haben es mit der Unausweichlichkeit von Ereignissen zu tun, mit einem Schicksal, das von den Handlungen der Figuren im Drehbuch in Bewegung gesetzt wird. Wenn

Sie genau hinsehen, werden Sie einen kleinen Triumph finden, den Triumph eines Menschen, über die Kräfte, die ihn zu zerstören suchen. Der Tod kann diesen kleinen Sieg nicht wegnehmen. Die Liebenden, der Amerikaner und das japanische Mädchen, haben jetzt Überzeugungen, sie glauben. Überzeugungen müssen Leid bringen.«

Jan Golden schwieg. Sie glaubte bedingungslos an sein Genie, und außerdem konnte sie nicht leugnen, daß sie ein zermürbendes Verlangen nach ihm verspürte.

Koryu

Todd Hansard hielt das Holzschwert beim Griff vor seinen Magen, die Spitze wies auf die Kehle eines imaginären Gegners. Er schnaufte vor Anstrengung; seine schmächtige Brust hob und senkte sich in heftigen Bewegungen, als er im mondhellen Zimmer stand und sich für den nächsten Angriff sammelte. Das Brennen in seiner Kehle blieb unbeachtet; er war in einem Trancezustand, frei von Geist und Körper. Alle anderen Existenzen außer jener des *do,* des Weges, waren vergessen.

Als der Augenblick gekommen war, atmete er tief ein, ließ die Luft langsam ausströmen. Dann griff er mit erneutem Kampfgeist an; sein Leben hing von der genauen Präzision jeder Bewegung, von einem einzigen Schlag seiner Klinge ab. Sein ganzes Selbst strömte von einem geheimen Ort in ihn und in das Schwert.

Er tat drei Schritte zur Tür und blieb wieder stehen. Er wartete. Dann hob sein eingebildeter Gegner das Schwert ausholend über den Kopf und schlug abwärts. Rasch ausweichend, verlagerte der Junge sein Gewicht rückwärts auf den linken Fuß und schlug nach dem Kopf des Gegners, ehe dessen Schwert seine Abwärtsbewegung vollenden konnte. Als der andere seinerseits zurückwich, hob Todd sein *bokken* mit beiden Händen über den Kopf, hielt es so und wartete. Darauf ließen er und der Gegner die Schwerter sinken, bis

sie in Gesichtshöhe waren, hielten diese Position für einige Sekunden, bevor sie die Spitzen zum Boden senkten.

Jeder trat nun fünf kurze Schritte zurück, hob das *bokken* in Gesichtshöhe und wartete.

Wieder griff Todd an. Drei lange Schritte vorwärts. Halt. Die Augen des Gegners beobachten. Plötzlich sauste dessen Klinge abwärts auf Todds rechtes Handgelenk. Instinktiv trat der Junge mit dem linken Fuß diagonal zurück und wich dem Hieb aus. Dann ein Schritt vorwärts und Todds *bokken* hatte das rechte Handgelenk des Gegners geschnitten.

Fünf kurze Schritte zurück, und wieder stand der Junge mit dem Rücken zum Fenster, das *bokken* vor sich ausgestreckt und auf die Kehle des Gegners zielend.

Wieder vorwärts. Drei lange Schritte und halt. Auge in Auge. Diesmal führte der andere einen beidhändigen Stoß gegen Todds Solarplexus. Der Junge parierte den Angriff nach links und konterte mit einem Stoß zur Kehle.

Im Bann seines Schattengefechts war Todd jenseits von Raum und Zeit, von Sein und Nichtsein. Er war aller Existenz entwachsen und hatte eine Bewußtseinsebene erreicht, wo der Gedanke weder wichtig noch notwendig war. Er glaubte, daß der Feind vor ihm existierte und ihm das Leben rauben wollte. Und weil sein Leben jetzt in der Spanne eines Herzschlags enden konnte, kämpfte der Junge mit einer Anspannung, die modernen Sportfechtern unbekannt war.

Auf einmal erfüllte Licht den Raum vor ihm. Einen Augenblick später war es bis auf einen Flecken Mondlicht zwischen Fenster und Tür wieder dunkel. Aber Todd bewahrte seine Konzentration. Für ihn gab es zwischen Erde und Himmel nichts als das Schwert. Und den Mann, den er töten mußte.

Kenpachi trat rasch ins Todds Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Wakaba hielt im Korridor Wache. Kenpachi war aufgeregt, weil er im Begriff war, den Jungen zu sehen, der von Nosaka, dem klügsten aller Männer, empfohlen wor-

den war. Gleichwohl sagte ihm der gesunde Menschenverstand, daß ein elfjähriger Junge keinen Platz in seinen Plänen hatte. Es war Zeit, einen Schlußstrich unter diese Angelegenheit zu ziehen. Dazu brauchte er bloß Todd Hansard den Kasten zu zeigen und …

Fast hätte er vor Schreck aufgeschrien, als er sich dem Schwert des nackten Jungen gegenübersah, das auf ihn gerichtet war. Eine enorme Macht ging von der schmalen Gestalt aus. Da er von der Dunkelheit halb verborgen war, wirkte der Kampfgeist des Jungen um so einschüchternder. Niemals hatte Kenpachi solch eine Einheit von Körper, Geist und Technik erlebt; nicht bei Nosaka, noch bei den besten Fechtern der Blutsbruderschaft. Und dies war ein Junge. Kenpachi fragte sich, ob er wache oder träume.

So vollkommen war Todd seinem Schattenfechten hingegeben, daß Kenpachi Gefahr fühlte; näherte er sich dem Jungen jetzt, so lief er Gefahr, verletzt zu werden. Aber er war bereit, diese Gefahr in Kauf zu nehmen. Einstweilen trat er zurück in die Dunkelheit und öffnete die Tasche, die von seiner Schulter hing.

Todd trat drei Schritte vor und blieb stehen.

Diesmal schlug der Feind mit aller Macht zu, traf Todds *bokken* an der Spitze und ließ seine Klinge in einem Stoß zur Brust daran entlanggleiten. Todd sprang auf den linken Fuß zurück und parierte den Angriff. Sofort brachten beide Fechter ihre Warten wieder in die Ausgangsstellung, so daß jede auf die Kehle des Gegners zielte.

Todd schlug zuerst. Nach einer Finte zur rechten Seite sprang er ohne einen Augenblick zu zögern auf dem linken Fuß vorwärts und schlitzte die rechte Seite des Gegners auf. Kenpachi sog scharf den Atem durch die Zähne. Ein staunenswertes Manöver von hervorragender Präzision und Schönheit.

Er konnte nicht länger warten. Das schwarze Kästchen in den ausgestreckten Händen, trat er nach vom in den Mondschein. Mit einer auffordernden Bewegung hielt er Todd das Kästchen hin.

Die Wirkung auf den Jungen hätte nicht größer sein können: Seine kalte Wildheit verschwand, er ließ das *bokken* fallen. Während ihm die Augen aus den Höhlen traten, griff er sich mit beiden Händen an die Kehle und wich vor dem überwältigten Kenpachi zurück. In diesem Augenblick wußte der Japaner, was das Kästchen enthielt.

Todds Gesicht war wie in Schmerzen verzerrt, und er schüttelte heftig den Kopf.

Sobald Kenpachi sich gefaßt hatte, verbeugte er sich überglücklich und sagte auf japanisch: »Es ist dein.«

Mit undeutlicher Stimme, aber gleichfalls auf japanisch, sagte Todd: »Ich will den Knochen nicht.«

Gemäß altem buddhistischem Ritual wurde nach der Verbrennung eines Körpers die Asche nach dem *Hotoke-san* durchsucht, dem Zungenbein, das als kleiner Knochen in der Kehle sitzt. Die Form des Zungenbeins prophezeite die Zukunft der Seele. Wenn die nächste Wiedergeburt eine glückliche zu werden versprach, ähnelte der Knochen einem winzigen Buddha. Wurde die nächste Wiedergeburt jedoch unglücklich, so zeigte sich der Knochen entweder formlos oder häßlich.

Kenpachis Hände zitterten, als er den Deckel des Kästchens öffnete.

Der Knochen hatte die Größe eines halben Fingerglieds und ruhte auf feuerroter Seide.

Er war vom Alter bräunlichgelb. Formlos. Abstoßend.

Kenpachi konnte vor Erregung den Namen nur hauchen: »Benkai.«

Todd erschauerte. Er hatte jetzt die Augen geschlossen und die Arme ausgestreckt, als wolle er Kenpachi fernhalten. »Halte den *Iki-ryo* fern. Laß ihn nicht zu mir zurückkehren. Bitte laß ihn nicht zurückkehren.«

Die Worte weckten in Kenpachi ein Hochgefühl von Macht. Seine Übungen im *buschido* und seine Meditationen über den Tod hatten den *Iki-ryo* hervorgelockt, der nun den Jungen beunruhigte. Im Leben herrschte man, oder man diente. Darum war es recht und notwendig, daß Todd dem-

jenigen gehorchte, der die Herrschaft über seine Existenz erlangt hatte. Er mußte Kenpachi gehorchen.

Er sagte: »Du wirst antworten. Die Spitze von Benkais, von deinem Muramasa. Ist ihre Schneide gerade oder gekrümmt?«

»Fukura-tsuku«, krächzte Todd. Gekrümmt.

»Was ist auf den *tang* geschrieben?« Der *tang* war der Teil der Klinge, der in den Griff eingepaßt war.

»Datum. Der Name Muramasa. Provinz Muramasa. Mein Name. Mein – mein …«

Todd fiel auf die Knie nieder und legte den Kopf in den Nacken. Seine Augen blieben geschlossen.

»Die fünf Beziehungen«, sagte Kenpachi. »Nenne sie.«

»Fünf. Vater und Sohn. Mann und Frau. Brüder, älterer zu jüngerem. Freund zu Freund. Und …«

»Sag es. Ich befehle es.«

»Herr und Diener.«

Kenpachis Augen blitzten. »Das Karma hat gesagt, daß die Beziehung zwischen Herrn und Diener in den drei Welten zu finden ist. Was sind sie?«

»Drei. Vergangenes Leben, dieses Leben, künftiges Leben.«

»Du hast viele Leben gelebt. Auf der normalen Bewußtseinsebene erinnerst du dich an nichts. Heute nacht aber ist es anders, und so frage ich dich: Nenne mir die Namen von zwei Hauptspionen Hideyoshis.«

Todds Atem ging hörbar, und er drückte die geballten Fäuste an die Schläfen. Blut tröpfelte in einem feinen Rinnsal aus seinem linken Auge. »Spiiione«, sagte er in gedehntem Tonfall. »Spiiione.«

»Zwei.«

»Hirano Nagayusu. Kasuya Takemori. Sie arbeiteten mit dem Priester Kennyo.«

Nagayusu war der Name, den Kenpachihatte hören wollen, ein Name, den der Junge schwerlich irgendwo gelesen haben konnte. Nagayusu war Nosakas Vorfahre. Kenpachi hatte seinen *kaishaku* gefunden, seinen Sekundanten. Das Schicksal

ließ nicht mit sich rechten; es hatte ihm einen halb chinesischen, halb europäischen Mischlingsjungen gegeben.

Als nächstes erhielt Kenpachi eine Warnung. »Die Frau ist eine Gefahr«, sagte Todd. »Hüte dich wohl. H … Herr.« Das Wort kam ihn hart an, aber nach kurzem Zögern sagte er es.

Herr. Im Leben konnte man kaum mehr verlangen als das Glück eines flüchtigen Augenblicks, und in diesem Moment war Kenpachi der glücklichste Mensch. Herr.

»Was hat es mit der Frau auf sich? Wer ist sie?«

»Sie war dein, als ich dir diente. Seitdem hat sie viele Wiedergeburten erlebt und ist wieder neben dir. Die Frau ist aus dem Westen.«

Es gab zur Zeit nur eine Frau aus dem Westen in Kenpachis Leben: Jan Golden. Aber wie konnte sie eine Gefahr für ihn sein, es sei denn, sie war Saga, Saburos verräterische Konkubine. Und war wiedergeboren worden, um den Schloßherrn von Ikuba abermals zu verraten. Ich bin jetzt Schloßherr von Ikuba, dachte Kenpachi, und sie soll mich nicht verraten.

Wenn Nosaka Jan Golden nicht tötete, dann würde er, Kenpachi es tun. Es war die einzige Möglichkeit zu vermeiden, daß er wieder Sagas Opfer wurde, wie es Saburo vor vierhundert Jahren widerfahren war.

Wakaba öffnete die Tür. »Sie kommt, Kenpachi-san. Die Mutter.«

Kenpachi klappte das schwarze Kästchen zu und wandte sich im selben Augenblick um, als Todd, noch auf den Knien, das Bewußtsein verlor und vornüber auf den Boden fiel. Frustriert tat er einen Schritt auf den Jungen zu, blieb wieder stehen. Er wollte nicht gehen, hatte aber keine Wahl. Immerhin, der Junge war sein.

Tausende von Leben hatten Todd auf diesen Augenblick vorbereitet. Du bist mein, dachte Kenpachi. Und ich werde dich brauchen. Nichts und niemand soll es verhindern. Zuvor aber mußt du geläutert werden, bereit gemacht für deine Rolle in meinem Schicksal, meinem *seppuku.*

Kenpachi trat in den Korridor, wo Wakaba Katharine Hansard gegenüberstand, die mittlerweile herangekommen war. Unausgesprochene Fragen warteten in ihren schmalen Augen. Kenpachi hatte eine Antwort. Er versetzte Wakaba eine Ohrfeige.

»Dummkopf«, knurrte er auf englisch. »Glaubst du, ich habe meine Zeit gestohlen? Führst mich von einem Zimmer zum anderen, dabei ist offensichtlich, daß du keine Ahnung hast, wo dieses Telefon ist. Unterdessen wartet ein wichtiger Anrufer und ich laufe Gefahr, wegen deiner Dummheit eine Menge Geld zu verlieren. Hast du in dieses Zimmer gesehen, bevor du mich riefst?«

Wakaba, eine Hand an der Wange, schüttelte den Kopf.

»Natürlich nicht«, sagte Kenpachi. »Hättest du es getan, so hättest du nichts als einen schlafenden Jungen gefunden. Und bitte, gib nicht dem Dienstpersonal die Schuld an deiner Dummheit. Du hättest den Mann mitnehmen sollen, statt uns beide in die Irre zu führen. Ich rate dir, bleib mir vom Leibe, so weit du kannst, wenigstens bis ich dieses Telefon finde.«

In einer vollkommenen Schaustellung von Verärgerung kehrte Kenpachi seinem Leibwächter den Rücken und ließ ihn vor Todds Zimmer stehen. Er schritt an Katharine Hansard vorbei, als existiere sie nicht.

Mit einiger Verzögerung setzte sich auch Wakaba in Bewegung und folgte Kenpachi. Auch er ignorierte die Frau, die den beiden Männern nachschaute, bis sie die Treppe zum Erdgeschoß erreichten und hinabeilten.

ZWEITER TEIL

Chikai

Im Kendo die Kampfstellung,
wo beide Gegner
einander gegenüberstehen.

6

Ian Hansard traf kurz nach siebzehn Uhr im Schlangenrestaurant ein. Das Restaurant, welches nur Schlangenfleisch, Schlangenwein und Schlangengalle servierte, befand sich im westlichen Stadtteil, der Gegend, die seine Frau gern ›das richtige Hongkong‹ nannte. Katharine liebte die alten dreistöckigen Gebäude mit ihren geschnitzten Balustraden und verzierten Baikonen. Und es gefiel ihr, die schmalen Seitengassen und Durchfahrten zu erforschen, in denen sich die Stände fliegender Händler und die offenen Läden von Jadeschnitzern, Kräuterhändlern, Schönschreibern und Sargmachern drängten. Hansard fand die Gegend mit ihren bröckelnden Fassaden, überalterten, unhygienischen Häusern, zahnlosen alten Huren, Bretterbuden und stinkenden Schlachthöfen widerwärtig; sie war ihm ein Dorn im Auge.

Mehr nach seinem Geschmack war die schöne orientalische Frau, mit der er sich im Schlangenrestaurant verabredet hatte. Großer Gott, was war sie für ein absolut hinreißendes Geschöpf! Japanerin, reizend und gesegnet mit einer Figur, die dem Auge etwas zu bieten hatte. Sie hieß Yoshiko Mara. Zwei Tage nach der Abendgesellschaft zu Ehren Kenpachis war sie in die Bank gekommen und hatte seine Hilfe erbeten.

»Ich bin Designerin«, sagte sie, »und ich möchte meine Firma von Tokio hierher verlegen. Die Lohnkosten sind in Hongkong niedriger, und es gibt hier nicht den Wettbewerb von länger eingeführten Designerbüros, der mir zu Hause das Leben schwer macht.«

»Nun, Miß Mara, was kann ich tun, um Ihren Aufenthalt hier in Hongkong ebenso gewinnbringend wie angenehm zu machen?«

Ehe sie antwortete, schlug sie die Beine übereinander, und Hansard wurde der Mund trocken. Ihr Haar war blau-

schwarz, und ihre mandelförmigen Augen wurden durch silbrige Lidschatten noch rätselhafter und betörender. Sie trug ein graues Schneiderkostüm mit einem geschlitzten Rock, der ein gutes Stück Schenkel zeigte, wenn sie sich setzte. Am Hals hatte sie weiße Spitzen, und, großer Gott, sie hatte diese Schuhe mit Knöchelriemen, die Joan Crawford immer getragen hatte, von der Art, die Ian Hansards Blut augenblicklich in Wallung brachte. Yoshiko Mara war ein außergewöhnlich delikates Stück Torte.

»Ich habe etwas Geld«, sagte sie, »aber ich werde einen kleinen Kredit benötigen, und vielleicht Ihren Rat zur Eintragung von einer oder zwei Firmen im hiesigen Handelsregister. Mindestens vier Geschäftsleute in Tokio sprachen sich sehr positiv über Sie aus und empfahlen mir, daß ich mich an Sie wenden sollte.«

Sie nannte Hansard die Namen. Ian Hansard lächelte; er wollte verdammt sein, wenn er sie jetzt nicht hatte. Sie wußte, daß er ihr helfen konnte, und wenn sie diese Hilfe wollte, würde sie sehr nett zu ihm sein müssen. »Es kann gut sein, daß ich eine Lösung für Ihre Probleme habe«, sagte er. »Wo soll Ihr Ausstellungsraum sein?«

»Oh, ich denke an mehr als bloß einen Ausstellungsraum, Mr. Hansard. Ich möchte sowohl Haute Couture als auch Konfektion machen. Im Augenblick kann ich noch nicht darüber sprechen, aber im westlichen Teil der Stadt gibt es geeignete Räumlichkeiten, die ich vielleicht zu einem vernünftigen Preis bekommen kann. Zu dem Grundbesitz zählt eine aufgelassene Fabrik, die ich renovieren und für meine Konfektionsfertigung verwenden möchte.«

»Alle Achtung, das hört sich direkt aufregend an. übrigens, nennen Sie mich doch Ian. Und da Sie neu in Hongkong sind, kann ich Sie vielleicht mit einigen Annehmlichkeiten der Stadt bekannt machen. Zufällig bin ich heute abend frei, und wir könnten Ihre Pläne bei einem vorzüglichen kantonesischen Hühnchen in einem Restaurant besprechen, das einem Freund von mir gehört.«

Yoshiko Mara berührte den kleinen rosa Mund mit grün-

lackierten Nägeln und lächelte schüchtern. Sie schien bestrebt, ihm gefällig zu sein. Und Ian Hansard war fest entschlossen, ihr diese Gelegenheit zu geben.

Bis auf Hansard und drei chinesische Kellner, die beim Durchgang zur Küche in eine lebhafte Partie Mah-Jongg vertieft waren, war das Schlangenrestaurant leer. Er hatte solche Restaurants früher schon aufgesucht, aber noch nie eines, das so unappetitlich war wie dieser kleine Raum mit seiner trüben Beleuchtung, der niedrigen Decke und den fleckigen, knarrenden Dielenbrettern. Das Gastzimmer enthielt nur ein halbes Dutzend hölzerner Tische, die aussahen, als entstammten sie einer Sperrmüllaktion. Eine Wand wurde von Einbauschränken eingenommen, deren Schubladen lebende Schlangen enthielten. Hansard konnte sie darin zischen und rascheln hören, was nicht eben zur Beruhigung seiner Nerven beitrug.

Zu beiden Seiten der engen Küche waren Wandregale angebracht, auf denen große Glaskrüge mit Schlangenwein standen, der nichts anderes als klarer Alkohol war, der in Auflösung befindliche Schlangen enthielt. Zwar vermochte Hansard dem Umgang mit Reptilien jeglicher Art nichts abzugewinnen, doch war er im Lauf der Zeit dazu gekommen, daß er den Glauben der Chinesen an Schlangen als medizinische und verjüngende Hilfen teilte. In den kalten Monaten aß auch er Schlangenfleisch, um die Grippe abzuwehren, und tatsächlich war er während der Hongkonger Winter nie ernstlich krank gewesen. Das Fleisch schmeckte ähnlich wie Hühnchen, war jedoch saftiger.

Was die aphrodisiakischen Qualitäten der Schlangengalle anging, so mußte Hansard zugeben, daß diese nicht nur ein Ammenmärchen waren, wie er immer geglaubt hatte. Eine Portion Schlangengalle in Cognac war tatsächlich geeignet, amouröse Empfindungen zu wecken. Vielleicht würde er eines Tages wie diese achtzig- und neunzigjährigen Chinesen sein, die von sich behaupteten, daß Schlangengalle sie befä-

higte, regelmäßig mit einer Frau zu schlafen und sogar Kinder zu zeugen.

Da Yoshiko das Schlangenrestaurant ausgewählt hatte, vermutete Hansard, daß die Gebäude, wo sie ihre Fertigung und Ausstellungsräume einrichten wollte, in der Nähe lagen. Hongkongs Immobilienspekulanten und ihre Abrißfirmen hatten bereits mit der Umwandlung des westlichen Stadtteils begonnen. Wie Hansard es sah, würden er und Yoshiko ein Gläschen zusammen trinken; dann würde sie ihn wahrscheinlich zu dem Gebäude führen, das sie erwerben wollte, und seine Meinung dazu hören. Am Telefon hatte sie soviel angedeutet.

Abgesehen von den beruflichen Angelegenheiten, würden sie dann die Fähre über den Hafen nach Kaulun nehmen und dort zu Abend zu essen. Hansard hatte Yoshiko zwei Tage hintereinander gesehen, und obschon er noch nicht mit ihr geschlafen hatte, war er gewiß, daß dieses kleine Vergnügen heute nacht ihm gehören würde. Er drehte eine Senior Service in seine Zigarettenspitze aus schwarzem Elfenbein, entzündete sie mit einem flachen goldenen Feuerzeug. Ein Kellner schaute herüber, aber Hansard schüttelte den Kopf. Wenn Yoshiko kam, würde er bestellen. Als der Kellner sich seinem Mah-Jongg-Spiel zuwandte, kam Yoshiko zur Tür herein. Hansards Gesicht leuchtete auf, und er erhob sich von seinem Platz.

»Sie sehen einfach hinreißend aus«, sagte er.

Yoshiko trug ein hochgeschlossenes, langärmliges Kleid aus lavendelblauer Seide, mit einem passenden lavendelblauen Stirnband, das ihr glänzendes Haar zusammenhielt. Sie war ohne Strümpfe und trug goldene Sandalen mit goldenen Bändern, die kreuzweise geschnürt bis zu den Knien reichten. Finger- und Zehennägel waren silbrig lackiert, und sie duftete nach Jasmin. Hansard starrt sie mit unverhülltem Verlangen an, und als sie seinen Arm berührte, hustete er, um seine Kehle freizubekommen. Er fühlte sich wie ein brünstiger Halbwüchsiger, nervös und stammelnd.

»Ich könnte ein Glas vertragen«, sagte sie in einem kehli-

gen Ton, der Hansard erschauern machte. »Den ganzen Tag bin ich wie verrückt herumgelaufen, habe Leute gesprochen und versucht, Entscheidungen zu treffen, die den Rest meines Lebens beeinflussen könnten. Heute abend möchte ich mich einfach entspannen.«

»Nun, ich muß sagen, daß das Herumlaufen Ihnen gut zu bekommen scheint. Ihre Schönheit scheint vollständig intakt zu sein.«

»Sie sind sehr freundlich. Sie haben mir meinen Aufenthalt hier in Hongkong sehr angenehm gemacht.«

»Das Vergnügen war ganz auf meiner Seite, glauben Sie mir. Nun, rufen wir einen Kellner und lassen wir uns etwas bringen, nicht wahr?«

Sie streckte die Hand über den Tisch und ergriff die seine. »Ich habe soviel über Schlangengalle gehört. Ich frage mich, ob soviel daran ist, wie sie sagen.«

Hansard nahm die Zigarettenspitze aus dem Mund. »Und was, sagen sie, ist daran?«

»Oh, sie sagen, daß sie entspannende Wirkung hat, die Hemmungen nimmt.« Sie lachte. »Es heißt sogar, daß sie lebensverlängernd wirkt.«

Das war nicht, was sie meinte, und beide wußten es. Hansard drückte ihre Hand. Von nun an konnte er sich leisten, kühn zu sein. Er winkte dem Kellner, und ein Mann mit Haaren wie poliertes Holz verließ das Mah-Jongg-Spiel, um seine Bestellung entgegenzunehmen. Hansard, dem die Erregung den Magen zusammenzog, bestellte Schlangengalle. Yoshikos Hand ruhte in der seinigen; der Duft ihres Parfüms und Gedanken an die bevorstehende Nacht verdrängten seinen Widerwillen gegen Schlangen.

Der Kellner kehrte mit einem Tablett, auf dem vier kleine Teeschalen und eine Flasche Remy Martin standen, aus der Küche zurück. Während Hansard und Yoshiko zusahen, ging er zum Wandschrank, wo er langsam eine der Schubladen öffnete und vorsichtig eine lebende, zwei Meter lange Kobra herausnahm. Der Kellner hielt die zischende, sich windende Schlange auf Armeslänge von sich. Seine linke

Hand umfaßte sie mit sicherem Griff knapp hinter dem aufgeblähten Hut.

Zu Hansards Tisch zurückgekehrt, trat der Kellner mit dem Fuß auf den Schwanz der Schlange und zog sie straff. Als das Tier lauter zischte und gebogene Fangzähne entblößte, griff der Keimer mit der Rechten in die Brusttasche seines Hemdes und zog ein dünnes Metallstück mit einem kleinen Haken an einem Ende heraus. Dies steckte er zwischen die Zähne, dann glitt er mit der freien Hand am Schlangenkörper abwärts und fühlte nach der Gallenblase.

Als er sie gefunden hatte, machte er mit dem Metallstück einen zwei Zentimeter langen Einschnitt über der Gallenblase, was die Kobra vor Schmerz und Wut zittern machte. Die Schlange war jetzt am gefährlichsten. Der Kellner ließ das blutige Metallstück auf Hansards Tisch fallen und fühlte mit zwei Fingern in der Öffnung, die er in den Schlangenleib geschnitten hatte. Sekunden später zog er den nassen, daumenförmigen gelben Sack heraus, der die Gallenblase der Kobra war, und ließ sie in eine der Teeschalen fallen. Ohne seinen Griff unter dem flachen Hut der Kobra zu lockern, trat der Kellner zurück, und ein anderer nahm seinen Platz vor dem Tisch ein. Dieser öffnete die Gallenblase, goß die klare Gallenflüssigkeit in eine andere Teeschale und füllte sie mit Cognac auf. Darauf verneigte er sich und trat zurück zu seinem Kollegen, der die verwundete, sich ringelnde Kobra hielt.

Yoshiko tauchte einen Zeigefinger in den Cognac mit Galle, leckte ihn dann langsam ab, den Blick auf Hansard. Wieder tauchte sie einen Finger in die Teeschale, und diesmal berührte sie Hansards Lippen. Er nahm ihre Hand zwischen die seinen, leckte den Finger, wie sie es getan hatte, und verschlang sie mit seinen Blicken. Sie entzog ihm die Hand und hob die Schale zum Mund. Sie schlürfte, dann hielt sie die Schale ihm hin. Sie hielt ihre Hände an der Schale, als er seine Hände über ihre legte und trank. Er fühlte einen sanften Druck an seinen Lippen; Yoshiko hielt ihm die Schale an den Mund und drängte ihn, mehr zu trinken. Hansard, der

sie mehr begehrte als jede andere Frau seit langer Zeit, trank die warme und bittere Flüssigkeit aus, fühlte ihr Feuer durch seine Adern rasen, fühlte seinen Perus hart werden.

Seine Augen waren geschlossen, und er sah nicht, wie Yoshiko dem dritten Kellner zunickte, der leise die Eingangstür zusperrte und mit dem Rücken zu ihr stehenblieb. Ein zweites Nicken zu den beiden Kellnern nahe dem Tisch, von denen einer noch immer die Kobra hielt, wurde erwidert.

Hansard schluckte den Rest Cognac und Galle hinunter, öffnete die Augen und lächelte Yoshiko zu.

»Lieber Ian«, flüsterte sie, setzte die Schale ab und nahm seine Hände in ihre.

Er beugte sich nach vorn, um sie zu küssen. Plötzlich zog sie ihn mit überraschender Kraft und einem heftigen Ruck zu sich, daß Hansard bäuchlings auf dem Tisch lag, zu verdutzt, um einen Laut von sich zu geben. Yoshiko sprang von ihrem Stuhl auf und rammte ihm den Ellbogen in die rechte Schläfe, daß ihm Hören und Sehen verging. Als sie zurücktrat, rollte er vom Tisch, fiel zu Boden und blieb ächzend auf dem Rücken liegen, die Hände am schmerzenden Kopf.

Der Kellner mit der Kobra trat vor und ließ sie auf Hansard fallen.

Das Reptil stieß ohne Zögern zu und schlug seine spitzen Fänge in Hansards Wange. Er brüllte und zerrte an der Schlange, aber sie hing fest im Fleisch des Engländers und injizierte ihr tödliches Gift in sein Gesicht. Hansard zuckte und wand sich am Boden, verzweifelt bemüht, die Kobra wegzustoßen. Er schlug mit den Beinen um sich, warf den Tisch um, daß Teeschalen und Cognacflasche am Boden zersplitterten. Das Gift wirkte rasch; dem Umsichschlagen folgte eine Art Starrkrampf, und ein erstickter Schrei drang aus seiner Kehle. Sein Körper versteifte sich, Speichel rann ihm aus dem Mundwinkel. Dann verdrehte er die Augen nach oben, seine Gliedmaßen entspannten sich, und er lag still.

Die Schlange ringelte sich über Hansards Brust und Gesicht und hinterließ Blutspuren auf der Kleidung des toten Bankiers.

Der Kellner, der die Kobra gehalten hatte, ging in die Küche und kehrte mit einem Gartenrechen und einem Hackmesser zurück. Den Rechen gab er einem seiner Kollegen, und zu zweit umkreisten sie vorsichtig die Kobra und den toten Mann. Das gereizte Tier glitt zischend von Hansards Körper, sah seine Peiniger vor sich und richtete sich auf, um sie mit dem wiegenden Hin und Her des Kopfes abzuschrecken und zu erneutem Zustoßen bereit zu sein. Der Kellner mit dem Gartenrechen kam ihm zuvor; schnell schlug er mit dem eisernen Ende zu und hielt den Kopf der Kobra am Boden. Sofort sprang der andere hinzu und köpfte die Kobra mit einem Schlag des Hackmessers, der die Schneide tief in den Boden trieb.

Dann machten sich beide Kellner über Hansards Leichnam her und leerten ihm die Taschen.

Yoshiko hob ihre Handtasche vom Boden auf und ging zur Tür. Die Leichenfledderer waren vergessen; ihre Gedanken wandten sich der nächsten Aufgabe zu, der zweiten Person, die sie heute abend zu töten hatte. An der Tür verhielt sie noch einmal und blickte zurück. Ihre Nasenflügel blähten sich angewidert, als sie sah, wie einer der Kellner den Kopf der toten Kobra aufhob und in einen Glaskrug mit klarem Alkohol tat. Sein Kollege hackte den Leib der Kobra bereits für die Zubereitung in passende Stücke.

In Hongkong ließ man nichts verkommen.

Yoshiko verließ das Lokal und ging zu Fuß bis zum Rand des westlichen Viertels, bevor sie ein Taxi fand. Der Fahrer verstand Englisch; sie lächelte und nannte ihm Katharina Hansards Anschrift am Victoria Peak, dann öffnete sie die Tür zum Fond und stieg ein.

In einem *dojo* über dem Geschäft eines Teehändlers in der Queen's Road kniete Todd Hansard auf einer Strohmatte und konzentrierte sich auf die Übungskämpfe. Er trug Ken-

do-Schutzkleidung, doch lagen Gesichtsmaske und *shinai* auf der Matte. Plötzlich weiteten sich seine Augen, und er zuckte wie unter einem jähen Schmerz zusammen; etwas geschah seiner Mutter, zu Hause am Victoria Peak. Sein Kopf flog wie unter einem Schlag gegen die Schläfe seitwärts, dann zurück in den Nacken, als hätte ihn ein Handkantenschlag in die Kehle getroffen.

Todd faßte sich an den Hals und rang nach Luft. Dann war der Schmerz vergangen. Nun spürte er die Hitze von Feuer.

Er sprang auf, rannte durch den *dojo* und die Treppe hinunter. Der *sensei* und ein paar Kendoka gingen zum Fenster und schauten zur Straße hinab, aber Todd Hansard war bereits in der Menschenmenge der Hauptgeschäftszeit verschwunden.

Noch immer in seiner Schutzkleidung, stand Todd allein unter der Pergola im Garten des Elternhauses. Die Kletterpflanzen des gedeckten Weges und das tiefe Zwielicht verbargen den Jungen und seine Tränen. Das ehemalige Kutscherhaus hinter der Villa, das seine Mutter als Bildhauerwerkstatt benutzte, war eine feurige Lohe. Die Schläuche eines Löschzuges der Feuerwehr waren auf das brennende kleine Haus gerichtet, und ihre Wasserstrahlen bildeten weiße Bogen vor dem sich verdunkelnden Himmel.

Todds Mutter war in dem Haus, und er wußte, daß sie ermordet worden war. Die Polizei, das Dienstpersonal und die Nachbarn, die von einem tragischen Unfall flüsterten, irrten.

Todd schaute hinüber zu dem großen weißen Haus, das unberührt vom Feuer stand, dessen roter und orangegelber Widerschein in seinen Fenstern leuchtete. Ihr Haus. »Mutter«, flüsterte er.

Der Kummer bewirkte, daß der Junge menschliche Gesellschaft scheute und sich in Nacht und Schatten verbarg. Mit einer Einsicht, die ihm zum Fluch wurde, erkannte er, daß er die Trauer um Katharine Hansards Tod niemals mit jemandem würde teilen können. Es war eine Bürde, die er al-

lein tragen mußte, ein trauriges Erdulden, das ihn auf seinem Lebensweg begleiten würde.

Doch war diese Trauer schon mit der Erkenntnis verbunden, daß Schmerz und Tod nicht vom Leben getrennt werden konnten. Sie abzuweisen, hieße, das Leben selbst verneinen.

Eine tiefere Weisheit drängte sich in Todds Bewußtsein. Sie sprach zu ihm von *mujo,* der Unbeständigkeit, die in allen Dingen zu finden war. Was immer lebte und zwischen Himmel und Erde zu finden war, unterlag Krankheit, Verfall und Tod, unausweichlicher und unerbittlicher Veränderung. Ein Samurai mußte stets des *mujo* gedenken und innere Kraft aufbringen. Das ganze Leben war eine Vorbereitung auf den Tod. Ein Krieger mußte jeden Tag seines Lebens über *mujo* nachdenken.

Aber Todd Hansard war noch ein Junge, der zum Teil in einer normalen Kindheit und Jugend lebte, zum Teil in einer alten Bestimmung, die von ihm Besitz zu ergreifen suchte. Seiner Mutter Liebe hatte die Hoffnung gelassen, daß er eines Tages seinem Schicksal entgehen würde. Aber nun war sie tot, und Todd stand allein. Und so war es der Junge, nicht der Krieger, der schluchzend auf die Knie fiel, überwältigt von einem Schmerz, der grausam an ihm festhielt.

7

Ein müder und unrasierter DiPalma suchte mühsam seinen Weg aus den geschwärzten Ruinen, die Katharine Hansards Künstleratelier gewesen waren. Draußen auf der Rasenfläche blickte er zurück zu dem geschwärzten Schornstein, den von der Hitze verbogenen und geschmolzenen Bronzeplastiken, zu einer halb verkohlten, vom Löschwasser durchnäßten Couch. Nach ein paar Sekunden wandte er sich ab und wollte mit gesenktem Kopf weitergehen, als sein Blick auf etwas Glänzendes im Gras fiel. Eine halb zertretene Bril-

le, von der ein Glas und ein Bügel zerbrochen waren. Eine Damenbrille.

Er hob das zerbrochene Gestell auf, steckte den Spazierstock unter den Arm und wickelte das Fundstück in sein Taschentuch. Nachdem er es eingesteckt hatte, ging er über den Rasen zu einer Zypresse, wo Todd auf ihn wartete. DiPalma, dessen Augen hinter den spiegelnden Gläsern einer Sonnenbrille versteckt waren, hatte kaum je in seinem Leben einen schwereren Gang getan. Was, zum Teufel, sollte man tun, wenn man nicht wußte, was man tun sollte?

Unter dem Baum standen Vater und Sohn Seite an Seite. Todd schien DiPalma keine Beachtung zu schenken und blickte mit starrer Miene zu den ausgebrannten Resten des Nebenhauses. Er war größer, als Frank es sich vorgestellt hatte, und etwas von Katharines Schönheit lebte in seinen Zügen fort. Das Seltsamste an ihm waren die Augen. Eins blau, das andere fast violett, von lebhaftem und zugleich scharf beobachtendem Ausdruck. Katharine hatte von seiner Intelligenz geschrieben, seinem Interesse an Kendo und japanischer Kultur, und auch von einer eigentümlichen Gabe übersinnlicher Wahrnehmung, eine Art Zweites Gesicht. In den letzten Briefen hatte sie Todd ›verändert‹ genannt.

Als sie einander, früher am Tag, zuerst begegnet waren, hatte DiPalma gesehen, wie anders sein Sohn war. Die Unfähigkeit, Katharines Tod zu verhindern, hatte in ihm erneuerte Schuldgefühle ausgelöst und ihn in eine deprimierte, von den Schatten der Vergangenheit verdüsterte Stimmung versetzt. Und so hatte er erwartet, einen ähnlich mutlosen und verzagten Todd anzutreffen, einen von zwei Todesfällen tief getroffenen, hilflosen Jungen. Statt dessen war ihm ein frühreif wirkender, gefaßter und selbstbewußter Todd gegenübergetreten, der ihm mit kühler Reserviertheit die Hand gegeben und ihn Sir genannt hatte. Stand der Junge unter einem Schock oder brachte er es irgendwie fertig, die von ihm bewunderten Samurai zu imitieren? Was auch immer der Grund war, Todds Gemütsruhe war verwirrend.

Am Kai-Tak-Flughafen war DiPalma von Roger Tan emp-

fangen worden, einem chinesisch-amerikanischen DEA-Agenten, mit dem er in New York zusammengearbeitet hatte und der jetzt in Hongkong stationiert war. Roger hatte ihn ohne Gepäcküberprüfung durch die Zollabfertigung gebracht, ihn dann beiseite genommen und von Katharine und Ian Hansards Schicksal berichtet. Die Eröffnung hatte DiPalma so tief getroffen, daß er ohne ein Wort weggegangen war. Roger Tan war klug genug, den anderen sich selbst und seinen Gedanken zu überlassen.

Tan ging zum Zeitschriftenkiosk, kaufte eine Ausgabe der *International Herald Tribune* und schlug die Sportseiten auf. Fünfzehn Minuten später hörte er, den Kopf noch hinter der Zeitung, DiPalma sagen: »Gehen wir.« Tan sah, daß DiPalma geweint hatte. Er sah auch Schuldgefühl und Zorn in den kantigen Zügen und spürte, daß sein früherer Kollege uneins mit sich war. Katharines Tod würde ihn in Auseinandersetzungen mit anderen verwickeln. Tan war froh, daß er nicht zu diesen anderen zählte.

Im Wagen hatte Roger Tan ihn ausführlicher ins Bild gesetzt. Er war Anfang dreißig, ein breitschultriger Mann von niedrigem Wuchs, mit einem runden, jungenhaften Gesicht und vollkommen ebenmäßigen Zähnen, die er mehrmals täglich mit einer Zahnpasta mit Pfefferminzgeschmack putzte. Seit zehn Jahren als Drogenfahnder im Dienst der Bundesbehörde, war Tan überzeugt, daß er bei Beförderungen übergangen worden sei, weil er Chinese und mit einer Weißen verheiratet war. Es bereitete ihm Vergnügen, wenig schmeichelhafte und bisweilen rufschädigende Klatschgeschichten über seine Vorgesetzten zu verbreiten. Er vertrat auch die höchst originelle Theorie, daß Jesus geheiratet, eine Familie gehabt und einige Zeit in China verbracht habe.

Es traf zu, daß Roger Tan ein Opfer beruflicher Benachteiligung war. Diese hatte ihren Ursprung jedoch nicht in der Bundesbehörde, für die er als Drogenfahnder arbeitete, sondern bei den Briten der Hongkonger Polizei, die eine rassistische Abneigung gegen die Zusammenarbeit mit Chinesen hatten. Aus diesem Grund entsandte Washington ungern

chinesisch-amerikanische Drogenfahnder in die Kolonie. Andererseits war niemand so geeignet wie ein Chinese, den von Chinesen beherrschten Drogenhandel der Kolonie zu infiltrieren, und die Notwendigkeit, hier zu Erfolgen zu kommen, hatte Roger Tan zu seinem Mißvergnügen die Abkommandierung in den Fernen Osten eingetragen.

Roger Tan war ein guter Agent, aber auch ein eitler Mann, der von Vorgesetzten und Kollegen ständig gelobt sein wollte und unangenehm werden konnte, wenn ihm Anerkennung nicht im gewünschten Maße gezollt wurde. Frank DiPalma hatte ihn nicht überzeugen können, daß Anmaßung und Empfindlichkeit noch nie eine Polizeikarriere begünstigt hatten. Zuletzt war er zu der Überzeugung gelangt, daß Roger Tan seine unaufhörlichen Klagen hauptsächlich darum vorbrachte, weil sie ihm Gelegenheit gaben, von sich selbst zu reden.

Als sie den Flughafen verließen, sagte DiPalma: »Das Hotel kann warten. Fahren wir zuerst zur Hansard-Villa.« Nach einer langen Pause fügte er hinzu: »Vor zwei Tagen erst rief sie mich an. Sagte, sie hätte Angst. Bat mich zu kommen, sobald es mir möglich wäre.«

»Dachte mir, daß es so was sein würde. Ja, genauso dachte ich es mir. Du weißt, daß Ling Shen sein Versprechen nicht vergessen hat. In dem Augenblick, als deine Maschine landete, wußte er davon. Ich wette ein Monatsgehalt, daß jemand vom Zoll oder der Paßkontrolle jetzt am Telefon hängt und ihm erzählt hat, daß du in Hongkong bist.«

DiPalma ignorierte die Erinnerung, daß in einem Land, wo solche Versprechen stets eingehalten wurden, ein Todesurteil über ihm hing. »Warum glaubt man, daß ihr Tod ein Unfall war?«

»Auf Grund der Indizienlage. Sie machte Metallplastiken und arbeitete mit einem Schweißbrenner. Acetylen und Sauerstoff ergeben eine explosive Mischung. Kannst es dir selbst ausrechnen. Vieles spricht dafür, daß etwas schiefgegangen ist. Besonders, wenn sie Raucherin war.«

»War sie nicht.«

»Wie kannst du das sagen? Du hast sie seit elf Jahren nicht gesehen.«

»Katharine hatte als Krankenschwester gearbeitet. Hatte Leute an Lungenkrebs sterben sehen und es nie vergessen. Sie konnte Tabakgeruch nicht ausstehen, und sie war nicht der Typ, rasch ihre Einstellung zu ändern. Was ist mit Hansard passiert?«

Roger Tan lächelte. Über Hansard zu reden, war eine Gelegenheit, Klatsch zu verbreiten und mit seinen Kenntnissen zu prahlen. »Man fand ihn drüben in Kaulun. Er trieb mit dem Gesicht nach unten im Yuamatei-Hafen. Das ist die Gegend der schwimmenden Slums, und die meisten Leute, die dort auf Sampans und abgewrackten Dschunken hausen, sind illegale Einwanderer. Sie leben wie Schweine, das kann ich dir sagen. Es ist schlimmer als jeder Slum, den wir in den Staaten haben, und doppelt so gefährlich. Da haben sie diese schwimmenden Hurenhäuser, wenn du eine billige Nummer suchst, aber ich kann es nicht empfehlen. Die Quartiere der Mädchen sind kleine Sampans für eine Person, nicht größer als ein Ruderboot, und schaukeln dermaßen, wenn du bei der Arbeit bist, daß du seekrank werden kannst. Vergeht kein Tag, daß in der Gegend nicht jemand ausgeraubt oder umgebracht wird. Übrigens nahmen sie Hansard nicht bloß die Brieftasche und seine Wertsachen ab, sondern auch die Hose und die Schuhe.«

»Kobragift«, sagte DiPalma. »Ist das nicht ein bißchen exotisch, selbst für Hongkong?«

Roger Tan schmunzelte. »Mann, für Hongkong ist nichts zu exotisch. Diese Stadt ist unglaublich. Ich bin nicht überrascht, daß hier alles möglich ist. Sieh mal, die Bootsleute verlassen das Wasser nie. Sie halten Haustiere auf ihren Sampans und Dschunken. Vielleicht hatte einer eine Kobra. Die Polizisten sagten mir, das Gift habe sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit anschwellen lassen. Es sei purpurn und aufgedunsen gewesen. Nun, man sieht es so, daß der Mann das Viertel aufgesucht hat, um einen wegzustecken, und

statt dessen fütterte er die Kobra. Verdammt komisch, wenn man es so betrachtet.«

DiPalma schaute aus dem Wagenfenster zum Riesenrad des Kai-Tak-Vergnügungsparks. »Man sollte meinen, daß ein schlauer Bursche wie Hansard sich gehütet hätte, zu irgendeiner Zeit durch Yuamatei zu schlendern, geschweige denn bei Nacht.«

»Ich weiß eine Menge über dieses Land«, prahlte Tan, »und ich sage dir, die Alten wußten, wie man die Dinge regiert. Ich spreche von Dschingis Khan. Ein übler Geselle, aber er machte das Land so sicher, daß man sagte, eine Jungfrau mit einem Sack voll Gold könnte unbehelligt von einem Ende Chinas zum anderen gehen.«

Er grinste. »Natürlich gibt es keine Überlieferung, daß eine Jungfrau den Versuch gemacht hätte, aber was soll's. Frank, Ian Hansard war ein Schürzenjäger. Ich weiß, wovon ich spreche. Nur Orientalinnen, keine Weißen, keine Schwarzen, keine Gescheckten. Nur Orientalinnen. Vielleicht hatte er was Besonderes in Yuamatei.«

DiPalma wandte langsam den Kopf und blickte Roger Tan unter schweren Lidern forschend an. Tan, der den Verkehr beobachtete, spürte das Gewicht des Blicks, und nach einer Minute hörte er auf, an seiner Unterlippe zu nagen, und seufzte. »Na schön. Also wurde er anderswo umgebracht, dann durch den Hafen gefahren und über Bord geworfen. Ich gebe zu, daß ein Mann seiner Position es nicht nötig hat, in einer Gegend, die schlimmer ist als Newark und Detroit zusammengenommen, auf Hurenjagd zu gehen.«

Tan bog nach links in die Lion Rock Road und verlangsamte angesichts der Flut von Chinesen, die dort täglich zum Stadtmarkt von Kaulun kamen, einer riesigen Konzentration von Ladengeschäften, Ständen und fliegenden Händlern. Das meiste von dem, was er über Hansards Tod gesagt hatte, war richtig, und er machte sich daran, es zu beweisen.

»Wenn es um die Bootsleute in dieser Stadt geht, weiß ich wovon ich rede. Wenn sie Augenzeugen waren, wie Han-

sard überfallen wurde, werden wir nichts davon hören. Wie ich sagte, die meisten sind illegale Einwanderer vom Festland, ohne Papiere, Personalausweise, Visa, nichts. Das letzte, was sie wollen, ist ein Gespräch mit der Polizei. Du sagtest, Katharina Hansard habe Angst gehabt, habe dich gebeten, nach Hongkong zu kommen.«

DiPalma rieb sich mit den Fingerspitzen beider Hände den Schlaf aus den Augen. »Warum habt ihr im Fall Ian Hansard ermittelt?«

»Dir entgeht aber auch gar nichts.«

»Du weißt allerhand über seinen Tod. Kobragift, wie sein Gesicht aussah, was seinem Leichnam weggenommen wurde. Ich glaube, du warst aus irgendeinem Grund an ihm interessiert und hast schließlich geholfen, ihn zu identifizieren. Hongkong ist eine betriebsame Stadt, und die Devise lautet, werde reich, so schnell du kannst, egal wie. Hier sind alle verrückt nach Geld, und Ian Hansard war im Geldgeschäft. Da er und Katharine zur gleichen Zeit starben – eine höchst merkwürdige Koinzidenz übrigens –, möchte ich gern etwas über Ian Hansard und das Geldgeschäft von dir hören.«

»Das ist dein Problem, Frank. Du kommst nicht offen heraus und sagst, was du auf dem Herzen hast. Meinetwegen. Hansard war Vorstandsvorsitzender und Generaldirektor der Eastern Pacific Amalgamated Limited Bank. In Hongkong gibt es fast fünfhundert Banken, und die Eastern ist eine der größten. Hat Zweigstellen in mehr als sechzig Ländern. Hansard konnte wie ein Fürst leben. Ein so steiler Aufstieg setzt voraus, daß er in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch war.«

»Also hat er Geld gewaschen. Für wen?«

»Für alle Welt. Zunächst für die chinesische Unterwelt hier und auf dem Festland. Die Chiu Chau arbeiteten mit ihm zusammen, und das machte Hansard zu einer großen Nummer, wenn es um Drogengeschäfte ging.«

Hongkongs Chiu-Chau-Syndikate, benannt nach einem südchinesischen Dialekt, hatten seit mehr als hundert Jah-

ren den größten Teil des asiatischen Rauschgifthandels beherrscht. Die Chiu Chau hatten, geschützt von südvietnamesischen Politikern und Offizieren, das starke Heroin Nummer vier raffiniert und verteilt, das unter den amerikanischen Soldaten in Südostasien mehr als zwanzigtausend Drogensüchtige geschaffen hatte. Die Reinheit des auf den Straßen Amerikas verkauften Heroins ging selten über zwei Prozent hinaus; die Reinheit von Nummer vier betrug zwischen achtzig und neunundneunzig Prozent.

Geschützt von Hongkongs führenden Regierungsbeamten, kontrollierten die Chiu Chau auch einen guten Teil des organisierten Verbrechens der Kolonie. Es gab andere Geheimgesellschaften in Hongkong, dazu Verbrechersippen und -banden, aber keine von diesen kam den Chiu Chau an Reichtum, Macht und brutaler Effizienz gleich. So straff organisiert waren die Chiu Chau, daß sogar die Namen ihrer Führer, von denen es ein halbes Dutzend geben sollte, unbekannt waren.

»Was ist mit dem Großen Kreis und den Roten Garden?« fragte DiPalma.

Der Große Kreis war ein chinesisches Verbrechersyndikat, das von Schanghai aus operierte. Es hatte in der Kolonie größere Banküberfälle und Entführungen veranstaltet und das Geld dann in Hongkonger Grundbesitz, Handelsgesellschaften, Tanzhallen, Bordellen und im Drogenhandel investiert. Gerüchte wollten wissen, daß dem Großen Kreis sogar ein paar Banken der Kolonie gehörten.

Was die Roten Garden betraf, die in der Volksrepublik nach Maos Tod in Ungnade gefallen waren, so hatten einige von ihnen in Hongkong Zuflucht gesucht und ihre militärische Ausbildung benutzt, um spektakuläre Banküberfälle und lukrative Entführungen abzuziehen. Die Hongkonger Polizei hatte viele von ihnen festgenommen, aber nicht alle.

Roger Tan sagte: »Es gab nur eins, was Hansard interessierte, und das war, ob du seinen Preis zahlen konntest oder nicht. Er berechnete ein Prozent von allem, was durch seine Bank lief. Die übliche Methode. Man schiebt das Geld von

einem Konto zum anderen, von einer Scheinfirma zur nächsten, dann vielleicht von einer Bank zur anderen, von einem Land zum anderen. Und wieder zurück. Großer Gott, du weißt selbst, daß danach kein Mensch rekonstruieren kann, wo das Geld geblieben ist. Und das war nur ein Teil seiner Geschäfte. Daneben wickelte er natürlich alle normalen Bankgeschäfte ab, aber er steckte auch schwer in der Industriespionage.«

DiPalma nahm die Hand von den Augen. »Wer steht noch hinter der Eastern?«

Tan lachte. »An der Nuß hatte ich lange zu knacken. Hansard erweckte gern den Anschein, daß die Eastern eine englische Bank sei. An der Wand seines Büros hing ein Bild der Königin, in der Eingangshalle hatte er die britische Flagge, und an besonderen Feiertagen ließ er vor der Bank mit Dudelsäcken aufspielen. Und jeden Nachmittag wurden den leitenden Angestellten im Konferenzsaal Tee und Keks serviert. Reines Theater, das ganze. Die Mehrheit der Eastern befindet sich in den Händen eines Mannes namens Zenzo Nosaka.«

DiPalmas Augen verengten sich, bis sie fast geschlossen waren.

»Du wirst von ihm gehört haben«, sagte Tan. »Der Mann hat mehr Geld als der liebe Gott und ist älter als das Wasser. Wir haben Aufnahmen von ihm und Hansard zusammen. Vor ein paar Wochen fuhr Hansard zu geschäftlichen Verhandlungen hinunter nach Aberdeen, wo Nosakas Yacht, die *Kitaro,* festgemacht hatte. Das war zur Zeit der Drachenbootrennen. Wir hatten unter den Zuschauern ein paar Leute mit Teleobjektiven, aber um ganz sicherzugehen, ließen wir einen unserer Leute mit einem Polizeihubschrauber über die Yacht fliegen, und er machte ein paar Aufnahmen von den beiden. Hansard steckte mit Drogenhändlern unter einer Decke, und wir dachten, wir könnten Glück haben.«

»Hattet ihr?«

»Und ob! Wir machten Aufnahmen von Hansard mit bekannten chinesischen und europäischen Händlern.«

»Und mit Nosaka.«

»Und mit Zenzo Nosaka.«

»Du sagtest etwas von Industriespionage?«

»Ja. Solange er für Nosaka Geschäfte machte, konnte Hansard seine kleine Geldwäscherei nebenbei betreiben. Aber die Arbeit für Nosaka bedeutete, daß Hansard Geschäftsgeheimnisse stehlen mußte. Und er mußte Geld waschen und verteilen, das Nosaka für Bestechungen und Entlohnungen ausgab. Ursprünglich hatte ich nicht nach Industriespionage und dergleichen gesucht. Ich stolperte sozusagen im Zuge meiner Ermittlungen darüber und brachte es in meinen Bericht ein.«

DiPalma sagte: »Da hast du Glück gehabt. Du hast Drogengeld zu Hansard verfolgt, und das führte zu Nosaka. Wenn du so weiter machst, müssen sie dich noch befördern.«

»Klar. Wenn die Hölle zufriert.«

»Ich möchte gern wissen, wie man mit Hilfe einer Bank Geschäftsgeheimnisse stehlen kann.«

Tan fuhr den Wagen in eine Schlange hinter andere, die vor der Fähre warteten, welche sie über den Hafen zur Insel Hongkong befördern sollte. »Das ist leicht. Eine Bank bekommt ständig Kreditanfragen. Als erstes überprüfen sie den Antragsteller. Dazu gibt es Auskunfteien, den Computerverbund der Banken untereinander, und in Null Komma nichts wissen sie alles, was sie wissen müssen. Nun, wenn du zufällig für ein bestimmtes Unternehmen arbeitest und in einer Position bist, wo du Zugang zu gewissen Informationen hast, dann wird vielleicht eine Abmachung getroffen. Du bringst die Information, du kriegst den Kredit auch ohne Sicherheit oder zu Vorzugsbedingungen.«

»Oder vielleicht brauchst du ihn gar nicht zurückzuzahlen.«

Tan zuckte die Achseln. »Eine Sekretärin braucht Geld für die Operation ihrer Mutter. Also liefert sie das Protokoll einer sehr wichtigen Sitzung ab. Ein Mann in der Forschungsabteilung möchte einen neuen Sportwagen. Also übergibt er

Unterlagen über ein neues Produkt, die streng geheim sind. Ein Nachwuchsmanager möchte mit seiner Freundin nach Bangkok reisen, also macht er eine Bandaufzeichnung von einer bestimmten Verkaufsbesprechung und gibt sie weiter. Du siehst, es kann auf vielerlei Wegen vor sich gehen, insbesondere, wenn eine Bank weiß, daß man in Geldnöten steckt, und wer tut das nicht? Weißt du, wie schwierig es heutzutage ist, auch nur einen Kleinkredit zu kriegen, wenn du keine Sicherheiten vorweisen kannst? Und hast du dir in letzter Zeit die Zinstabelle angesehen? Nein, man muß es Nosaka lassen, er hatte da eine gute Idee.«

»Und Hansard war verantwortlich für das Sammeln dieser Informationen?«

Der Wagen kroch ein kleines Stück, hielt wieder an. »Aus allen Erdteilen. Mehr als sechzig Branchen. Ein riesiges industrielles Spionagenetz. Reines Dynamit, und ich hatte nicht mal danach gesucht.«

»Wer ist im Aufsichtsrat?«

»Große Tiere, große, große Tiere. Ehemalige Generäle, Admiräle, Leute aus dem Pentagon, dem Verteidigungsministerium und den Geheimdiensten. Auch ein paar europäische Militärs. Die bringen der Eastern Millionen.«

»Woher kommt das Geld?«

»Geld, das für Waffengeschäfte bestimmt ist, für Privatkriege, schmutzige Tricks, Drogenhandel. Geld, das nicht zu irgendwem zurückverfolgt werden darf. Und vergessen wir nicht Steuerhinterziehungen und ein paar andere Machenschaften, in denen diese großen Tiere stecken und von denen die amerikanischen Banken nichts wissen sollen.«

Roger Tan fuhr den Wagen auf die Fähre und schaltete die Zündung aus. »Nehmen wir an, Hansard und Nosaka sitzen auf fünfzig Millionen Dollar von anderer Leute schmutzigem Geld. Was tun sie damit? Sie investieren es in Aktien oder festverzinsliche Wertpapiere, aber nur für kurze Zeit. Dann stecken sie die Zinsen von fünfzig Millionen ein, was ein hübscher Gewinn ist. Das Geld geht zurück auf die regulären Konten, und alle sind glücklich.«

»So machten sie es, die Brüder.«

»Du hast's erfaßt, Verbrechensbekämpfer. Sie machten es ein paar Mal im Jahr, nicht öfter. Warteten, bis eine Ladung Geld in der Eastern war, dann machten sie diese kurzfristige Investition in Wertpapiere, wuschen das Geld und steckten die Zinsen ein. Das gab ihnen genug Geld, um den Aufsichtsrat mit Freiflügen und kostenlosen Hotelaufenthalten zu traktieren und diese Scheißer bei Laune zu halten.«

»Und der Aufsichtsrat der Eastern verschafft Nosaka alle Verbindungen in Washington, die er braucht. Hübsch. Wirklich hübsch.«

»Kongreß, Pentagon, CIA. Was will er mehr? London, Paris, Bonn kommen auch noch dazu. Diese Europäer, weißt du. Und dann hast du einen Mann mit vielen Verbindungen.« Roger Tan schnippte mit den Fingern. »Gerade fällt mir ein Bursche ein, den du vor ein paar Jahren hinter Gittern brachtest. Sally Verna, der ist auch im Aufsichtsrat.«

DiPalma quittierte das mit einem Grunzen. Keine Überraschungen. Roger Tans Bericht über die Eastern hatte das Bild vervollständigt. Sally Verna war im Aufsichtsrat, und Ian Hansard war sein Vertrauter gewesen. Hansard wußte von der Beziehung seiner Frau zu DiPalma. Durch sie hatte er erfahren, daß DiPalma unterwegs nach Hongkong war. Also hatte er Sally Verna angerufen, der daraufhin zu der Entscheidung gekommen war, daß er seinen Botenjungen hatte.

»Was weißt du über die Blutsbrüderschaft?« fragte DiPalma.

Roger Tan zuckte mit der Schulter. »Nicht viel. Ein paar Verrückte, nehme ich an. Wir haben ein Fernschreiben der Tokioter Polizei vorliegen. Sie wollen wissen, ob wir etwas über die Blutsbrüderschaft haben, ob sie vielleicht mit Rauschgift handelt, um Geld zur Beschaffung von Waffen zu bekommen. Die PLO, die Roten Brigaden und wie sie alle heißen, machen das seit Jahren so. Ich konnte den Leuten nicht helfen. Keine Ahnung, wo die Blutsbrüderschaft ihr Brot verdient, aber sicherlich nicht durch Rauschgift. Ich denke mir, es kommt aus Japan, wahrscheinlich von natio-

nalen, rechtsgerichteten Kreisen. Aber nach allem, was ich höre, verwendet die Blutsbrüderschaft keine Schußwaffen.«

Alle Spuren führten zu Nosaka, dachte DiPalma. Katharines Tod. Der Tod ihres Mannes. Die Blutsbrüderschaft, die Eastern Pacific Amalgamated Limited Bank, Sally Verna und eine Akte mit belastenden Unterlagen über einen der reichsten und mächtigsten Männer der Erde.

Roger Tan sagte: »Wie willst du dich vor Ling Shen schützen?«

»Der kann mich mal. Ich möchte, daß du mir die Namen der Leute gibst, die im Aufsichtsrat der Eastern sitzen, und die Namen der wichtigsten Anteilseigner. Ferner eine Liste der Länder, wo sie Niederlassungen hat.«

»Du meinst, Nosaka habe etwas mit Hansards Ermordung zu tun?«

»Ja.« DiPalma umklammerte seinen Spazierstock. »Er steckt auch hinter Katharines Tod. Irgendwie, auf irgendeine Weise ist er in die Sache verstrickt. Beide wurden in aller Eile beseitigt, und wahrscheinlich aus dem selben Grund. Nosaka. Das ist der Mann. Ihn werde ich mir vornehmen.«

Die Fähre legte auf der anderen Seite an. Rogar Tan startete den Motor. »Alles das ist hart für den Jungen, der beide Elternteile auf einmal verlieren mußte. Nun, wenigstens hat er dich, und das sollte ihm eine Hilfe sein. Der arme Junge. Auf einigen der Bilder, die wir damals von der *Kitaro* machten, ist er zu sehen. Fiel in Ohnmacht oder was. Wahrscheinlich wegen der Hitze. Sie mußten Nosakas Leibarzt holen, um ihn zu versorgen. Die Hitze in dieser Stadt ist eine Plage. Eine elende Plage.«

Im Garten der Hansard-Villa knöpfte DiPalma sein Jackett auf und lockerte den Schlips. Die Mittaghitze begann ihm zuzusetzen, und am liebsten wäre er in den Schatten der Zypresse hinter ihm getreten, aber das hätte bedeutet, daß er sich von Todd entfernte. Blaumeisen und Grünfinken schlüpften zwitschernd durch das Gezweig. Ihnen schien die Hitze nichts auszumachen.

Er hörte die Zahnradbahn, konnte sie aber nicht sehen; die Strecke verlief jenseits eines benachbarten Gehölzes aus Bambus und Schwarzkiefer. DiPalma befühlte geistesabwesend die Jackentasche, in der er die gefundene Brille verwahrte. Er lechzte nach einem Drink.

Ein Blick über die Schulter zum Haus zeigte, daß Roger Tan noch immer drinnen warund telefonierte. Mach voran, Roger. Laß mich nicht allein hier draußen stehen. Todd war weder feindselig noch zutraulich gewesen, doch spürte DiPalma, daß Todd ihm weder vergeben noch erlauben würde, daß er sich selbst vergab. War es an der Zeit, die Verantwortung für den Jungen zu übernehmen? Wie fing man das an?

DiPalma hatte aufgehört, Vater zu sein, als seine dreijährige Tochter von einem Rauschgifthändler umgebracht worden war. Aber die Vergangenheit hatte ihn eingeholt, und er war wieder ein Vater, gezwungen, sein möglichstes zu tun. Da Katharine tot und Todd allein war, hatte er keine Wahl.

Die Hitze erinnerte ihn an die Umstände von Katharines Tod. Er schloß die Augen. Es gab keine schmerzhaftere Art zu sterben, als bei lebendigem Leib zu verbrennen.

»Meine Mutter war tot, bevor das Feuer ausbrach«, sagte Todd.

DiPalma öffnete die Augen. »Was sagtest du?«

»Sie hat nicht gelitten, Sir.« Der Junge sprach mit englischem Akzent. Er war höflich, hatte gute Manieren. Ein paar Sekunden lang hatte DiPalma das unheimliche Gefühl, Todd habe seine Gedanken gelesen.

»Sie hat oft von Ihnen gesprochen«, sagte der Junge. »Sie wußte, daß Sie kommen würden. Es gab ihr Hoffnung.«

DiPalma erzwang ein Lächeln. »Übrigens, tue mir einen Gefallen und nenne mich Frank. Nichts anderes ergibt einen Sinn. Ich bin dir kein Vater gewesen, und Mr. DiPalma ist zu förmlich.«

Todd neigte den Kopf. »Wie Sie wünschen.«

»Deine Mutter sagte, du seist anders. Sie erwähnte etwas von psychischen Kräften.«

Todd runzelte die Stirn. »Manchmal sehe ich Dinge. Verschiedene Dinge. Und zu anderen Zeiten bin ich ganz normal, denke ich. Wie die anderen Jungen.«

»Es fällt dir nicht leicht, Beziehungen zu anderen Jungen oder zu Erwachsenen herzustellen, nicht wahr?«

Todd lächelte. »Nein, Sir. Es fällt mir nicht leicht. Man kann den Leuten nicht immer sagen, was man denkt. Besonders, wenn man selbst im Ungewissen darüber ist, was man sieht. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Vollkommen. Ich möchte, daß du bei mir sagst, wie dir zumute ist. Du sollst dich nicht eingeengt oder gehemmt fühlen. Sei aufrichtig. Und ich werde versuchen, genauso mit dir umzugehen.«

»Ich weiß das, Sir. Ich meine, Frank.«

DiPalma trat einen Schritt auf seinen Sohn zu. »Todd, du sagtest, deine Mutter sei tot gewesen, als der Brand ausbrach. Woher nimmst du die Gewißheit?«

Der Junge zögerte und schaute die Zypresse an. Dann ging sein Blick zu DiPalma. »Sie sagten, ich soll aufrichtig sein, nicht?«

»Immer.«

»Ich sah es, Sir. Ich sah es in meinen Gedanken. Ich fühlte es auch. Den Schlag an den Kopf und in die Kehle.«

DiPalma betrachtete aufmerksam seinen Sohn. Todd hatte das Risiko, ausgelacht zu werden, auf sich genommen und die Wahrheit gesagt. DiPalmas Reaktion konnte die Kommunikation zwischen ihnen offenhalten oder sie für immer voneinander abschneiden. »Todd, hast du gesehen, wer es war?«

»Ich habe nicht gesehen, aber ich weiß. Ich fühlte eine Gegenwart.«

DiPalma wartete. Todd runzelte angestrengt die Stirn, dann sagte er: *»Kounoichi.«*

»Weibliche *ninja.«*

»Ja, Sir. Ich fühlte, daß es eine Frau war, eine einzelne Frau.«

»Deine Mutter rauchte nicht, oder?«

»Nein, Sir. Sie konnte Zigaretten nicht ausstehen. Oft versuchte sie, meinem Stiefvater das Rauchen abzugewöhnen, aber er wollte nicht.«

»Danke, Todd. Und ich bin Frank, erinnerst du dich?«

Der Junge lächelte wieder. »Es tut mir leid. Ich werde versuchen, daran zu denken.«

DiPalma legte dem Jungen seine Hand auf die Schulter. Er kam sich unbeholfen vor, doch schien es eine natürliche Sache zu sein. »Sorge dich nicht wegen des Namens. Man hat mich schon viel Schlimmeres als Sir genannt. Wenn du es vergißt, ist es nicht das Ende der Welt. Wie ist dir bei dem Gedanken zumute, allein in diesem Haus zu schlafen?«

Todd ließ den Kopf hängen.

»Das dachte ich mir«, sagte Frank. »Ich würde genauso empfinden. Du könntest mit mir zu meinem Hotel gehen. Dort kann ich mich umziehen, und wenn du willst, können wir noch mehr miteinander reden. Wenn du nicht reden willst, ist es auch gut. Du mußt nicht. Um die Wahrheit zu sagen, es könnte sein, daß ich auch keine Lust zum Reden habe.«

Der Junge lächelte ihm wieder zu. Punkt eins im Kampf um Herz und Verstand, dachte DiPalma. Doch aus neuen Wahrheiten wuchsen neue Zweifel. Es blieb noch das Morgen, die nächste Woche, die nächste Stunde. Jeder Tag bedeutete, Umgang mit einem elfjährigen Sohn zu haben, den er erst vor einer Stunde kennengelernt hatte. Das würde Gewöhnung erfordern.

Sie gingen zum Haus und erreichten den Eingang, als eine Limousine von der Straße abbog und in die halbkreisförmige Auffahrt fuhr. Roger Tan kam von der Veranda herunter und gesellte sich zu DiPalma und Todd. Der Wagen hielt, und ein stämmiger japanischer Chauffeur mit kurzgeschorenem Haar und Sonnenbrille öffnete die Tür zum Fond. Zwei Männer und eine Frau stiegen aus und kamen auf sie zu. DiPalmas Backenmuskeln spannten sich, und sein Blick wurde kalt.

Als erster stieg Kon Kenpachi aus der Limousine. Der

zweite war Geoffrey Laycock, ein britischer Journalist. Die Frau blieb hinter ihnen zurück, schien sich nur widerwillig vom Wagen zu entfernen. Sie fingerte an einer übergroßen Sonnenbrille, die einen guten Teil ihres Gesichts verbarg, und starrte zu DiPalma herüber. Aber dann schloß Jan Golden sich ihren Begleitern an, den Blick niedergeschlagen, und machte hinter Kenpachi halt, als dieser stehenblieb.

»Todd!« sagte Kenpachi lächelnd. Der Junge stand da, als erwarte er einen Befehl. Als der Filmregisseur zu DiPalma blickte, verschwand das Lächeln. Dann wandte er sich abermals zu Todd, und das Lächeln war wieder da. Sie begrüßten einander mit Handschlag, und DiPalma, plötzlich eifersüchtig, merkte, daß die beiden einander schon kannten. Er merkte auch, daß er Kenpachi nicht in der Nähe seines Sohnes sehen wollte.

Ohne den Blick von Todd zu wenden, sagte Kenpachi: »Ich hörte, daß der Junge Ihr unehelicher Sohn ist.«

»So ist es«, sagte DiPalma.

»Wir zwei verstehen uns recht gut, nicht wahr, Todd?«

Der Junge bejahte. Er wirkte steif, wie hypnotisiert.

»Wir lernten uns kürzlich bei einer Abendgesellschaft seines Vaters kennen, und seitdem haben wir uns jeden Tag gesehen. Ich war der erste, der ihn nach dem unglückseligen Tod seiner Eltern tröstete. Es bleibt dabei, daß du mich auf Schloß Ikuba besuchst, wie wir ausgemacht haben, nicht wahr, Todd?«

»Ich werde entscheiden«, sagte DiPalma, »ob Todd irgendwohin reist oder nicht.«

Kenpachi musterte ihn. »Ach ja, endlich tritt der natürliche Vater in Erscheinung. Und wie immer, wenn andere schlafen.«

Ehe DiPalma etwas sagen konnte, trat Geoffrey Laycock mit ausgestreckter Hand vor. »Lieber Junge, es ist schön, dich wiederzusehen. Wie lang ist es her? Zehn Jahre? Jedenfalls haben wir uns seit anno Tobak nicht mehr gesehen, und du hast dich nicht verändert. Könnte es vielleicht sein,

daß du zufällig ein Portrait von Dorian Gray über dem Kaminsims hängen hast?«

Geoffrey Laycock, ein Korrespondent mehrerer Londoner Zeitungen, war Ende fünfzig und lebte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Hongkong. Er war ein beleibter kleiner Mann, verweichlicht und geistreich, mit einem rosigen Gesicht und schütterem weißen Haar, das er seitwärts über den kahlen Schädel kämmte. Er bezeichnete sich selbst als einen Feigling aus Überzeugung und machte sich einen Spaß daraus, empörende Behauptungen aufzustellen, die man ihm zumeist unwidersprochen durchgehen ließ. DiPalma fand Laycocks unruhige Vitalität anstrengend.

Laycock trug einen gepunkteten Schlips, ein Goldmedaillon von der Größe eines Karpfens, das ihm an einer Goldkette um den Hals hing, Bundfaltenhosen und Flügelkappenschuhe. Gegen die Hitze hatte er einen handbemalten Bambusfächer bei sich, mit dem er DiPalma an die Brust tippte, während er ihn mit hochgezogener Braue musterte.

»Ich muß sagen, Francis, Sie sind mit den Jahren zunehmend männlicher geworden. Steht Ihnen gut. Ich kann mir vorstellen, wie die Frauen sich mit der Begier rückfälliger Vegetarier, die sich über ein sanftes Steak hermachen, auf sie stürzen. Und da wir schon von schönen Leuten sprechen, ich interviewte gerade diese beiden hier, als sie plötzlich beschlossen, das Interview zu beenden und hier heraufzujagen, um Ihr Kind Toddy zu bestaunen. Und er hat in der Tat famose Augen, unser Toddy. Absolut famos.«

Laycock, den zusammengeklappten Fächer an den Lippen, beugte sich nach vorn und starrte den Jungen an. »Juwelen als Augen«, sagte er. »Zwei exquisite und fehlerlose Steine.« Er richtete sich wieder auf, klappte den Fächer auf und begann sich Luft zuzufächeln. »Unhöflich von mir, Sie nicht miteinander bekannt zu machen. Frank DiPalma, darf ich Ihnen Miß Jan Golden vorstellen, eine außerordentliche Filmproduzentin. Miß Golden …«

»Wir kennen einander«, sagte Jan. »Wie geht’s dir, Frank?«

»Jan. Was machst du in Hongkong?«

Sie lächelte nervös. »Ich sehe, daß du den Wirtschaftsteil nicht liest. Ich produziere hier einen Film. Kon ist der Regisseur. Tatsächlich wird der größte Teil in Japan gedreht. Wir sind nur eine Woche oder so in Hongkong.«

»Wie ist Hollywood?«

»Wie jemand einmal sagte, du kannst alle Aufrichtigkeit dort nehmen und einer Fliege in den Nabel stecken. Es gibt Tage, da möchte ich alles kurz und klein schlagen und in ein Loch stecken.«

»Hört sich hart an.«

»Da geht es immer hoch her. Aber nirgendwo sonst gibt es soviel Furcht und Abscheu. Wenn ich dort etwas gelernt habe, dann ist es dies: Man muß das Gegenteil von allem annehmen, was einem gesagt wird.« Sie lächelte und zuckte die Achseln. »Aber es war meine freie Entscheidung, nicht wahr?«

Zwischen ihr und DiPalma war etwas Unausgesprochenes spürbar, das Kenpachi und Laycock nicht entging. DiPalma brach die Spannung mit den Worten: »Ich möchte dich mit meinem Sohn Todd bekanntmachen. Todd, das ist Jan Golden.«

Sie tauschten einen Händedruck, und Jan Golden sagte: »Ich bin erfreut, dich kennenzulernen, Todd. Geoffrey erwähnte, daß Frank dein Vater ist.«

Todd schenkte DiPalma das wärmste Lächeln seit ihrem ersten Zusammentreffen. »Ja, er ist mein Vater.«

Der Junge blickte zu Frank auf. »Meine Mutter wollte nach dem Fung Shui bestattet werden. Würden Sie mir helfen, das so zu tun, wie sie es sich gedacht hat?«

Das war ein Vertrauensbeweis, den DiPalma nicht enttäuschen durfte. »Selbstverständlich. Wir werden genauso verfahren, wie sie es gewollt hat.«

Fung Shui, Wind und Wasser, waren die ungeschriebenen geistigen Gesetze der Chinesen, die *yin* und *yang* lenkten, die weiblich-passiven und männlich-aktiven Elemente in der Natur. Es war ein alter chinesischer Brauch, der beim

Bau von Häusern und Straßen, aber auch von Gräbern Anwendung fand. Der günstigste Ort mußte gewählt und böse Geister mußten besänftigt werden.

»Todd«, sagte Kenpachi, »kann ich etwas tun?«

»Nein«, sagte DiPalma.

Bevor der Regisseur etwas erwidern konnte, bog ein Streifenwagen in die Zufahrt und hielt hinter der Limousine. Zwei britische Polizeibeamte stiegen aus und ließen den chinesischen Fahrer im Wagen. Die beiden gingen auf die Gruppe zu, und der Ranghöhere warf einen kühlen Blick auf die Runde, bevor er den Grund seines Erscheinens nannte.

»Inspektor Jenkins. Und dies ist Leutnant Cole. Wir sind wegen des Jungen gekommen.«

Jenkins war der Waliser, der vor kurzem Katharine Hansard aufgesucht hatte, um mit ihr über die Schlägereien ihres Sohnes zu sprechen. Damals hatte er sich in demütigender Weise abfertigen lassen müssen. Inzwischen hatte das Schicksal ihn gerächt und beiden Hansards verabreicht, was ihnen zustand. Er war entschlossen, sich von diesen reichen Nichtstuern und ihren Freunden nichts mehr bieten zu lassen.

»Ich bin Todds Vater«, sagte DiPalma. »Ich möchte wissen, wohin Sie ihn bringen, und warum.«

Jenkins strich sich mit gepflegten Fingern den roten Schnurrbart und schaute zu seinem Partner, einem hakennasigen Schotten, dem Haarbüschel aus Ohren und Nasenlöchern sprossen. Dann faßte er Todd mit einem geringschätzigen Blick auf DiPalma beim Ellbogen und zog ihn mit sich.

DiPalmas Schnelligkeit und Anmut paßten nicht zu seiner massigen Gestalt; ehe Jenkins wußte, wie ihm geschah, stieß ihm das Ende des schwarzen Spazierstocks an den Kehlkopf. Jenkins sperrte Mund und Augen auf, ließ Todd los und stieß den Stock beiseite. Im nächsten Augenblick war seine Rechte in der Jacke und griff nach dem Schulterhalfter.

DiPalma griff wieder an. Ein rascher Hieb aus dem Handgelenk, und der Stock traf Jenkins' Ellbogen. Die Hand des Walisers zuckte, als ob seine Pistole elektrisch geladen wäre.

Sein Partner zog den Revolver, aber Roger Tan trat vor ihn. »Regen Sie sich nicht auf, Mann«, sagte der DEA-Agent. »Diese Sache erfordert keine Schußwaffen. Bleiben Sie ruhig.«

Der Schotte knurrte durch die Zähne: »Aus dem Weg, Bastard, oder ich schieße.«

»Meine Herren, bitte!« Geoffrey Laycock wedelte abwehrend mit den manikürten weißen Händen. »Müssen wir in dieser drückenden Hitze soviel kriegerisches Gebaren haben? Bitte, lassen Sie uns alle dreimal tief durchatmen und den letzten Atemzug anhalten, bis wir bis zehn gezählt haben, bevor wir ein weiteres Wort sagen. Bitte.«

Ein paar Sekunden war nur Jenkins' lautes Atmen zu hören. Zornrot im Gesicht, hielt er seinen schmerzenden Ellbogen und durchbohrte DiPalma mit einem bösen Blick. Endlich sagte er mit erzwungener Ruhe: »Sie, Sir, stehen unter Arrest. Die Anklage lautet auf Behinderung eines Polizeibeamten in der Ausübung seiner Pflicht. In den Staaten mögen Sie eine große Nummer im Fernsehen sein, aber in Hongkong stehen Sie so hoch wie das, was mir zufällig an der Schuhsohle klebt. Und das gleiche gilt für Ihren chinesischen Landsmann, der meinen Partner behindert hat. Ihr Scheißamerikaner glaubt, Euer Geld gibt Euch das Recht, uns den Fuß auf die Kehle zu setzen. Das wollen wir doch sehen. Der Ball ist jetzt auf meinem Platz, und wenn wir im Präsidium sind, werden Sie Zeit haben, über Ihr Benehmen nachzudenken.«

»Inspektor?«

Jan Goldens Lächeln war böse, in ihren Augen ein unangenehmer Glanz. »Ich war Zeugin und habe gesehen, wie Sie Mr. DiPalmas Sohn ohne ein Wort der Erklärung von der Seite seines Vaters gerissen haben, und ich werde das nicht nur dem amerikanischen Konsulat zur Kenntnis bringen, sondern dafür sorgen, daß auch der Gouverneur informiert wird.«

Jenkins schüttelte in gespielter Bekümmernis den Kopf. »Du lieber Gott. Was in aller Welt haben wir denn da? Wenn das nicht die befreite amerikanische Frau ist, die ihren rechtschaffenen Zorn in den Fernen Osten trägt! Verdammt anständig von Ihnen, uns Rohlingen einen Hauch von Freiheit zu bringen. Nun, lassen Sie mich eins sagen: Ihre Meinung ist für mich ohne Belang. Kommen Sie mir nicht in die Quere, oder Sie werden es bereuen.«

Geoffrey Laycock öffnete den Mund, aber Jan Golden, das böse Lächeln noch immer im Gesicht, kam ihm mit erhobener Hand zuvor. Sie trat an Jenkins heran, bis sie einander beinahe berührten, verschränkte die Arme vor der Brust und sagte mit vergifteter Liebenswürdigkeit:

»Mister, wenn Sie Mr. DiPalma festnehmen, werde ich den Gouverneur anrufen und ihm sagen, daß ich meine Produktion sofort aus Hongkong abziehe. Dann werde ich das amerikanische Konsulat anrufen und sagen, was ich tue und warum. Schließlich werde ich eine Pressekonferenz veranstalten. Ich nehme an, die Presse wird wissen wollen, daß eine Million Dollar und fünfhundert Statistenjobs aus Ihrer kleinen Stadt davonfliegen. Die Anstrengungen Ihrer hiesigen Filmkommission werden umsonst gewesen sein. Und wenn ich meine Geschichte erst in den Staaten herumerzählt habe, wird niemand mehr hierher kommen und einen Film drehen wollen.«

Jenkins starrte ihr mit gerunzelten Brauen ins Gesicht. Es ließ sich nicht leugnen; Frauen mit Macht, wie sie und Katharine Hansard, schüchterten ihn ein. Und Jan Golden, die einen Instinkt für brutalen Nahkampf hatte, erkannte, daß sie ihn geschlagen hatte. Immer noch lächelnd, tätschelte sie ihm die Wange und ging dann fort.

Bevor Jenkins seinem erneuerten Zorn Ausdruck geben konnte, trat Geoffrey Laycock vor. »Lieber Gott, es ist alles so herzzerreißend. Inspektor, erlauben Sie mir, darauf hinzuweisen, daß es furchtbar schlechte Public Relations für die Kronkolonie wäre, wenn Miß Golden Hongkong unter diesen Umständen verlassen würde.«

»Also schlagen Sie sich auf ihre Seite, wie?« Ein erbitterter Jenkins stieß mit dem Zeigefinger nach Laycock. »Und ich nehme an, Ihre Version dieser kleinen Angelegenheit wird in diesen Schmutzblättern erscheinen, für die Sie schreiben.«

Laycock zog die Brauen hoch. »Dieser Film ist eines der bevorzugten Projekte des Gouverneurs, von der gesetzgebenden Versammlung ganz zu schweigen. Sie werden die Herzen dieser Persönlichkeiten nicht erfreuen, wenn Sie das zu Fall bringen. Überdies ist Mr. DiPalma entgegen Ihrer Meinung ein bedeutender Journalist, und alle Schwierigkeiten, die ihm hier gemacht werden, müssen zwangsläufig seine amerikanische Fernsehgesellschaft auf den Plan rufen. Lieber Freund, wir beide wissen, daß die Polizei der Kronkolonie eine eingehende Untersuchung und Berichterstattung weder jetzt noch zu anderer Zeit vertragen kann. Aber natürlich steht es Ihnen frei zu tun, was Sie für richtig halten.«

»Im Präsidium«, sagte Jenkins, »wartet ein chinesisches Ehepaar, das angibt, Onkel und Tante der verstorbenen Katharine Hansard zu sein. Sie haben Ausweise vorgelegt, die diese Behauptung stützen, was sie nach den Bestimmungen zu den einzigen Angehörigen des Jungen macht.«

»Ich bin der Vater des Jungen«, sagte DiPalma. »Außerdem wurde Katharine nach Todds Geburt von ihrer gesamten Familie enterbt und verstoßen.«

»Wir haben nur Ihre Aussage, daß Sie der Vater des Jungen sind.«

»Überprüfen Sie die Unterlagen im Krankenhaus. Überprüfen Sie …«

Jenkins schüttelte den Kopf. »Mister, ich habe überhaupt nichts zu überprüfen. Die Beweise für Ihre Behauptung müssen Sie beibringen. Ich habe den Jungen zum Präsidium zu bringen, und das werde ich tun. Jeder Widerstand von Ihrer Seite ist ein klarer Rechtsbruch.«

»Ich fürchte, er hat recht«, sagte Laycock. »Sie werden den Jungen gehen lassen müssen.«

DiPalma schüttelte den Kopf. »Katharines Verwandte haben vor Jahren jede Verbindung mit ihr abgebrochen. Das ist kein Geheimnis.«

»Ja, aber unsere Justitia, lieber Freund, ist zwar nicht blind, trägt jedoch eine Augenbinde.«

Roger Tan sagte: »Um die Vormundschaft zu erhalten, wirst du Todd gehen lassen müssen. Wenn du dich widersetzt, werden sie mit einer kleinen Armee hierher zurückkommen und tun, was notwendig ist. Wenn das geschieht, könnte Todd zu Schaden kommen. Und du kannst ihn nicht aus Hongkong hinausschmuggeln, denn das würde euch beide zu flüchtigen Rechtsbrechern machen. Deine beste Chance ist die Beibringung von Beweisen, daß du der leibliche Vater bist.«

»Vor elf Jahren jagten sie mich aus dieser Stadt«, sagte DiPalma. »Jagten mich fort. Das Spiel lief nach ihren Regeln, und ich verlor. Erhielt keine Erlaubnis, Katharine zu sehen, bevor sie mich ins Flugzeug setzten. Bekam Todd nie zu Gesicht. Und jetzt bin ich zu spät gekommen, Katharine zu helfen. Zu spät. Selbst wenn ich Papiere vorzeigen könnte, aus denen hervorgeht, daß ich der leibliche Vater bin, müßte ich mich wieder auf ihre Spielregeln einlassen. Daran, denke ich, werde ich was ändern müssen. Todd, geh mit ihnen. Wir sehen uns bald wieder.«

Er verließ die Gruppe und ging mit Roger Tan zum Haus. Die Bediensteten standen auf der Veranda beisammen, wo sie die Vorgänge beobachtet hatten, ließen die beiden aber passieren. Jenkins wandte sich zu Todd und machte eine unmißverständliche Daumenbewegung zum Wagen. »Wenn es nicht zuviel verlangt ist, würden Euer Gnaden gütigst den Hintern in Bewegung setzen?«

Todd ging vor Jenkins und seinem Kollegen zum Streifenwagen. Kenpachi stand schon bei der Limousine, wo er und Wakaba, der Chauffeur, miteinander sprachen. Jan Golden und Geoffrey Laycock sahen sich plötzlich allein. Und während Jan zum Haus starrte, ruhte Laycocks Blick auf ihr.

»Meine Teuerste«, sagte er mitfühlend, »die einzige Mög-

lichkeit, im Herzen glücklich zu sein, ist, keins zu haben. Sie liebten ihn einmal, nicht wahr? Ich sah es in ihren Augen. Es heißt, im Leben einer Frau gäbe es zwei große Augenblikke. Der erste ist, wenn sie sich hoffnungslos verliebt, und der zweite, wenn sie ihn verläßt. Sie, meine Teuerste, haben offensichtlich Ihre großen Augenblicke mit Mr. DiPalma gehabt.«

»Er machte mir einen Heiratsantrag. Ich sagte ja. Und dann lief ich weg.« Sie sah Laycock an. »Sicherlich möchten Sie gern wissen, warum.«

Laycock beugte sich erwartungsvoll vor.

Jan Golden lächelte durch ihre Tränen. »Das dachte ich mir.« Und sie ließ ihn stehen.

8

Die Limousine mit Jan Golden, Kon Kenpachi und Geoffrey Laycock fuhr über den Statue Square, wo Hongkongs größte Banken konzentriert sind. Laycocks Fächer klopfte an die Scheibe und lenkte Jans Aufmerksamkeit auf die klobige graue Silhouette der Bank von China, deren Eingang von abschreckenden steinernen Löwen bewacht wurde. Sie zog nervös an ihrer Zigarette und ließ sich von dem Journalisten erzählen, was sie schon von ihrem Vater erfahren hatte: Daß die Volksrepublik China ein Dutzend Banken in Hongkong besaß und mehr als zwanzig Prozent der Spareinlagen kontrollierte; daß China überdies Milliarden von Dollar in Hongkonger Unternehmen investiert hatte; daß China und nicht die britische Regierung Hongkongs Existenz beherrschte.

»China kann Hongkong zurückgewinnen, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern«, sagte Laycock. »Ein Anruf bei der britischen Regierung, und es ist getan. Die ganze Kolonie ist wegen des auslaufenden Vertrags nervös, wissen Sie. 1997 endet die neunundneunzigjährige Pacht, und China

erhält das verdammte Territorium zurück. Alle tausend Quadratkilometer und ungefähr zweihundertfünfunddreißig unbewohnte kleine Inseln. Der bloße Gedanken an die kommunistische Machtübernahme macht uns allen angst und bange, vor allem den Reichen. Hat bereits ernste Auswirkungen, muß ich sagen. Die Aktienkurse fallen, der Hongkongdollar fällt, es wird kaum noch investiert, und vor allem das verräterische Zeichen – es werden verdächtig große Summen Geldes ins Ausland transferiert.«

Die Limousine bremste plötzlich so scharf, daß Jan halb aus ihrem Sitz geworfen wurde. Ein beigefarbener Kleinbus war ohne Warnung vor ihnen eingeschert. Der Hongkonger Straßenverkehr war schrecklich, schlimmer als alles, was Jan in Paris, Rom und New York gesehen hatte. Die Kleinbusse waren private Sammeltaxis, die den regulären Bussen und Straßenbahnen Konkurrenz machen durften. Sie konnten überall halten. Wer mitfahren wollte, brauchte bloß die Hand auszustrecken oder sich auf die Straße zu stellen und zu winken. Wollte man aussteigen, genügte ein Zuruf an den Fahrer.

Zur Beruhigung ihrer Nerven zündete Jan sich eine weitere Zigarette an, dann öffnete sie das Fenster, den Rauch hinauszulassen. Vor zwanzig Minuten waren sie von der Hansard-Villa zum Drehort in Wanchai abgefahren, einem früheren Bordell- und Vergnügungsviertel für amerikanische Vietnam-Urlauber. Laycock hatte angefangen, über Hongkong, seine Vergangenheit und Gegenwart zu plappern, während Kenpachi sich seit Beginn der Fahrt in ein ledergebundenes Exemplar seines Drehbuches vertieft hatte. Hin und wieder machte er mit einem Filzschreiber Randnotizen. Diese waren japanisch, schön geformte Schriftzeichen, die am Seitenrand von oben nach unten liefen.

Wenn es Notizen für ihn selbst waren, gut. Aber wenn sie Veränderungen des Dialogs bedeuteten oder neue Kameraeinstellungen verlangten, wollte Jan konsultiert werden. Einstweilen hatte Kenpachi sie und Laycock ausgeschlossen. Ein Regisseur hatte das Recht, sich auf seine Arbeit zu

konzentrieren, ohne unterbrochen zu werden; Kenpachi wäre ein schlechter Regisseur, wenn er sein Handwerk nicht ernst nehmen würde. Jan argwöhnte jedoch, daß er im Augenblick einfach einem Gespräch über Frank DiPalma aus dem Weg gehen wollte. Gott, war das ein Schock gewesen! Sie hatte nicht geahnt, daß die beiden einander kannten, geschweige denn haßten.

Was Geoffrey Laycock betraf, so war der Strom seiner Beredsamkeit offenbar nicht aufzuhalten. Jan, die neben ihm saß, war seinem laufenden Kommentar zu Hongkong in erster Linie ausgesetzt; ihre Gedanken beschäftigten sich jedoch mit Frank DiPalma. Kenpachi und Frank. Die Geschichte ihres Lebens. Der Mann, den sie wollte, gegen den Mann, den sie brauchte. Und wie immer würde sie ihre Wahl nach dem Gefühl treffen.

Sie wußte, daß der unmittelbare Genuß immer ihr Unglück war, weil er sie in Affären zog, die oft nichts weiter waren als die Begegnung zweier Schwächen. Doch wie alle anderen tat auch sie, was sie tun wollte. Für sie lag der Genuß in dem Wissen, daß Liebe nur vorübergehend war, daß sie keinen Bestand hatte. Während ihrer Affäre mit Frank DiPalma hatte sie gefühlt, daß die Liebe Bestand haben könnte, und war in Panik geraten. Sie hatte ihn verlassen, weil sie sich nicht hatte ändern wollen. Doch vergessen hatte sie ihn nie.

Im Verkehrsstau blickte sie durch die getönte Scheibe zum mit vorgesetzten Kolonnaden geschmückten Kuppelbau des Obersten Gerichts an der Ostseite des Statue Square. Es war ein schönes Beispiel der Architektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, ein Werk von Aston Webb, der auch das Victoria und Albert-Museum in London und die Fassade des Buckingham-Palastes entworfen hatte. Das Gebäude erinnerte sie an Frank DiPalma. Umgeben von Banken, Hochhäusern aus Glas und Stahl und sogar einem Hilton-Hotel, wahrte es seine Eigenart mit Würde und Anmut. Und mit Kraft.

Geoffrey Laycock versteckte ein Gähnen hinter seinem

Fächer; dies erinnerte Jan an etwas, was Kon Kenpachi über Frank gesagt hatte. Es hatte mit Schlaf zu tun gehabt. Sie blickte zu Kenpachi, der noch in sein Drehbuch vertieft war. Sie wollte Antworten, jetzt, nicht wenn Kon bereit wäre, sie ihr zu geben.

Sie wandte sich zu Laycock. »Mein Regisseur ist im Augenblick in einer anderen Welt, also können vielleicht Sie mir helfen. Oben bei der Villa wurde etwas über Frank gesagt; daß er nur in Erscheinung trete, wenn Leute schliefen oder so ähnlich. Mir ist bekannt, daß Japaner und Chinesen die Bedeutung ihrer Bemerkungen oft verhüllen, besonders dann, wenn es sich um etwas Unerfreuliches handelt. Haben Sie eine Ahnung, was diese Bemerkung über den Schlaf zu besagen hatte?«

Laycock zog bedeutungsvoll die Brauen hoch, und sein Fächer wedelte rascher. »Tod, meine Teuerste. In diesem Fall ist Schlaf ein Euphemismus für Tod. Sicherlich ist Ihnen nicht unbekannt, was für einen Ruf Mr. DiPalma genießt. Daß um ihn herum Menschen sterben und so weiter.«

Jan hätte Kenpachi wegen dieser Bemerkung über Frank einen Fußtritt geben können. Aber im Moment wollte sie keinen Streit riskieren. Es war schon so schwierig genug, im Ausland einen Film zu produzieren; da konnte es nicht zweckdienlich sein, sich den eigenen Regisseur zum Feind zu machen.

Laycock runzelte die Stirn. »Ich glaube, es waren drei, ja. Mr. DiPalma verlor drei Kollegen, während er bei der Polizei diente. Und auch er selbst brachte einige Männer unter die Erde. In der Ausübung seiner Pflicht, versteht sich. Aber manche Leute betrachten ihn als eine Art Unheilsbringer, als eine schwarze Wolke.«

»Er tötete, um sein oder anderer Leben zu retten«, sagte sie. »Soviel ich weiß, gab es in der Abteilung keinen Beamten, der nicht gern mit Frank DiPalma als Partner gearbeitet hätte.«

»Ich verleumde niemanden, ich werfe keine Steine. Ich vermerke lediglich, was sich herausgestellt hat. Sie wissen selbstverständlich vom Tod seiner Frau und Tochter?«

»Sie wurden von einem Rauschgifthändler als Geiseln genommen und dann ermordet. Wollen Sie Frank dafür verantwortlich machen?«

»Ganz und gar nicht. Ich beantworte lediglich Ihre Frage. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß in Mr. DiPalmas Umkreis mehr Leute in den, wie es in Detektivgeschichten heißt, ›großen Schlaf‹ fallen, als anderswo. Es ist kein Zufall, daß die Puertoricaner in New York ihm den Spitznamen ›Muerte‹ gaben, Tod. Ein anderer bildhafter Straßenname für ihn war, wenn ich mich recht entsinne, ›Verwaiser‹. Darf ich fragen, wie Sie und Mr. DiPalma miteinander bekannt geworden sind?«

»Wir lernten uns bei der Fernsehanstalt kennen. Ich war zuständig für alle Serien und Fernsehfilme, die in New York produziert wurden. Frank arbeitete als Stoffbeschaffer und Reporter in der Verbrechensszene.«

»Damit machte er sich einen Namen, nicht wahr?«

»Er war auf seinem Gebiet der Beste. Für viele war es eine Überraschung, aber wenn man weiß, daß niemand bessere Verbindungen hat als er, nicht einmal Reporter mit dem Zehnfachen seiner Erfahrung, wird sein Erfolg verständlich. Die Kamera macht ihn nicht befangen, und seine Mitarbeiter schätzen ihn. Sie wissen, daß er gut ist und daß er an aufregenden Stoffen arbeitet, also gehen sie für ihn durchs Feuer. Insofern können Sie ihn nicht mit den meisten anderen Leuten im Fernsehgeschäft vergleichen. Das sind eben Journalisten, die nie woanders als am Schreibtisch gearbeitet haben.«

Der Wagen kroch weiter und ließ weißgekleidete Engländer zurück, die im Park des Statue Square Cricket spielten. Kenpachi war nach wie vor in sein Drehbuch vertieft.

»Ein paar Reportagen von ihm kamen sogar in die hiesige englischsprachige Presse«, sagte Laycock. »Ich kann mich an eine oder zwei erinnern. Ein ziemlich skurriler Fall war, wie er den gewaltsamen Tod eines Negersäuglings aufklärte. Er war im Kinderwagen durch einen Kopfschuß getötet worden.

Irgendwie erfuhr DiPalma, daß ein Dealer der Täter war. Wie es schien, hatte er in einer Kammer Bargeld vom Boden bis zur Decke gestapelt, und die Ratten waren darangegangen. Hatten annähernd hunderttausend Dollar gefressen, wenn ich mich recht besinne. Der Dealer geriet vor Wut außer sich, zog die Pistole und feuerte auf die Ratten. Eine verirrte Kugel tötete den Säugling. Erstaunlich war an der Sache, daß es ihm gelungen war, Mittelsmänner im Farbigenghetto zu finden, die ihm einen Tip gaben, so daß er innerhalb von Stunden wußte, wer es getan hatte.«

»Frank kennt alle Welt. Ich habe nie einen Reporter mit besseren Verbindungen gesehen.«

»Und er nutzt jede Gelegenheit, dieses Informationsnetz zu erweitern, nicht wahr?«

»Was soll das heißen?«

»Nichts für ungut. Ich bezog mich lediglich auf die Geschichte, die er über die Ermordung der drei Richter in Palermo herausbrachte.«

»Frank riskierte sein Leben, um diese Geschichte zu bekommen«, sagte Jan.

»Richtig. Schließlich betraf der Fall die sizilianische Mafia, die auch in Amerika sehr stark ist. Drei Richter ermordet, während sie sizilianischen Heroinhändlern den Prozeß machten, und Mr. DiPalma brachte heraus, daß der Schütze ein in Manhattan lebender Amerikaner war.«

»Frank war lange genug in der Drogenfahndung. Ein Bekannter schuldete ihm eine Gefälligkeit und gab ihm einen Tip. Dem ging er dann nach, und das war der Punkt, wo die Lebensgefahr begann.«

»Und er war schlau genug, irgendwie einen einflußreichen Politiker – ich glaube, es war ein Senator – am Erfolg teilhaben zu lassen, so daß die Publizität dieses Falles dem Mann half, wiedergewählt zu werden. Sehr, sehr schlau von unserem Freund. Und Sie sagen, er habe keine journalistische Ausbildung gehabt?«

»Nein. Seine Eltern waren sizilianische Einwanderer, die eine kleine Südfrüchtehandlung in Queens hatten. Er fuhr

den Lieferwagen für seinen Vater, schlug sich mit Schutzgelderpressern herum, die sich am Familiengeschäft beteiligen wollten, und besuchte ein paar Jahre das College, bevor er das Interesse verlor. Er wurde eingezogen und war in Europa bei der Militärpolizei. Nach der Entlassung trieb er sich ein paar Monate in Europa herum, dann kam er nach Hause und wurde Polizist.«

Laycock rümpfte die Nase hinter dem Fächer. »Dann hat er nicht einmal eine abgeschlossene Ausbildung?«

»Mister, die Militärdienstzeit kann eine verdammt gute Ausbildung sein. Ich sollte es wissen. Mein Vater war Armeeoffizier, und ich habe durch ihn eine Menge gelernt.«

»Nichts für ungut, ich wollte lediglich …«

»Mr. Laycock, ich bin in Japan geboren. Mein Vater verbrachte dort drei Jahre seiner Dienstzeit, und zwei davon war ich bei ihm. Als ich vierzehn war, hatte ich in sechs Ländern und in sieben amerikanischen Bundesstaaten gelebt. Später besuchte ich drei verschiedene Universitäten, aber nirgendwo lernte ich so viel wie in der Zeit, als ich ein Soldatenkind war.«

»Wie wurden Sie zur Filmproduzentin, wenn Ihnen die Frage nichts ausmacht?«

»Nein, sie macht mir nichts aus. Ich hatte eine gescheiterte Ehe hinter mir, weil mein Mann das Glücksspiel mir vorzog. Ich hatte auch genug von den ständigen Ablehnungen auf meine Versuche, Schauspielerin zu werden. Ich wollte Glanz, Geld, Macht, Ruhm, Freiheit. Dies alles schien der Beruf einer Filmproduzentin zu bieten, also wurde ich eine.«

»Und der Ehemann?«

»Ein Flug in die Dominikanische Republik und zehn Minuten vor einem schmierigen Richter, der versuchte, mich allein in sein Gerichtszimmer zu bekommen, erledigte diese Kleinigkeit. Ich glaube, ich heirate Roy, weil er das ganze Jahr braun war und gute Zähne hatte und mich bei Laune halten konnte. Das Dumme dabei war, daß der Bastard zwar jeden Kellner in Manhattan kannte und ein Kartenspiel mit

einer Hand mischen konnte, aber nicht einmal imstande war, Pisse aus einem Stiefel zu gießen, wenn die Gebrauchsanweisung auf den Absatz gedruckt war.«

Laycock kicherte. »Ich muß sagen, das ist wunderbar. Wirklich wunderbar. Nach Ihrem Mann muß Frank DiPalma eine bemerkenswerte Veränderung gewesen sein.«

»Roy war ein Windhund. Frank ist ein Kampfstier.«

Kenpachi klappte sein Drehbuch zu und legte es neben sich. Dann wandte er den Kopf zu Laycock und sagte: »Warum erzählen Sie ihr nicht, daß Mr. DiPalma Hongkong kaum lebend verlassen wird?«

Jan blickte erschrocken zu Kenpachi, dann zu Laycock. Die Zigarette entfiel ihren Fingern, und sie streifte sie schnell von ihrem Rock. Laycock hob sie auf und drückte sie in den Aschenbecher.

»Ich fürchte, daran ist mehr als ein bißchen Wahrheit. Ich bin überrascht, daß Mr. DiPalma Ihnen nicht selbst davon erzählt hat.«

»Er sagte immer, man solle seine Angelegenheiten nicht auf den Jahrmarkt tragen. Es war einfach nicht seine Art, sich so weit zu öffnen. In der Fernsehanstalt war das Gerücht im Umlauf, er sei hier in Hongkong in eine Schießerei verwickelt gewesen. Hat es etwas damit zu tun?«

»Bedauerlicherweise ja. Es fing vor etwa elf Jahren an, als DiPalma einem chinesischen Rauschgifthändler in Manhattan auf die Spur kam, einem ganz üblen Gesellen. Eindeutiger Fall von Geistesstörung. Hatte die Neigung, Leute, die ihm im Weg waren, bei lebendigem Leib zu verbrennen. DiPalma war hinter ihm her, und Nickie Mang blieb das nicht lange verborgen. Er pendelte in seinen Geschäften zwischen Hongkong und den Vereinigten Staaten hin und her, und bisher war es ihm gelungen, einer Festnahme zu entgehen.

Dann erfuhr DiPalma eines Tages, daß Mang über Kanada in die Staaten zurückkehrte und eine ziemlich große Sendung Heroin mitbrachte. Außerdem hatte er eine reizende chinesische Braut bei sich. Nun, es würde zu weit führen, die Einzelheiten zu beschreiben, aber einiges ging schief,

und das Schlimmste geschah. Nach einer Verfolgungsjagd kam es zu einer Schießerei in den kanadischen Wäldern, und mehrere von Mangs Partnern wie auch seine junge Braut kamen ums Leben.«

Laycock seufzte. »Kein Wunder, daß Mang nun aufs äußerste erbittert war. Er entkam den Verfolgern und ging nach New York, wo er das letzte tat, was man von ihm erwartet hätte. Er erschien in DiPalmas Wohnung in Queens und nahm seine Frau und die kleine Tochter als Geiseln. Unglücklicherweise sah er in DiPalma den Mann, der die Schuld an all seinem Unglück und Schmerz trug, deren geringster der Tod seiner frisch angetrauten Frau sicherlich nicht war. DiPalma war noch in Kanada, um die Untersuchung dieses Falles abzuschließen. Bis er nach New York zurückkehren konnte, war alles vorbei. Nickie Mang hatte Mrs. DiPalma und das kleine Mädchen getötet. Dann stellte er sich der Polizei.

Der arme DiPalma litt die Qualen der Verdammten und wußte nicht, daß noch mehr über ihn kommen sollte. Nun könnte man meinen, daß Nickie Mang, nachdem er sich hinreichend antisozial gezeigt hatte, bis zu seinem Verfahren in Untersuchungshaft gehalten worden wäre.«

Jan sagte: »Wollen Sie damit sagen, er sei gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt worden?«

»Ein Sprichwort, glaube ich, lautet: ›Gesetze sind wie das Spinnennetz, sie fangen die Fliegen und lassen den Falken unbehelligt‹ Nickie Mangs Kaution wurde auf eine Million Dollar festgesetzt, eine damals astronomische Summe. Niemand dachte, er könne sie entrichten. Das war ein Irrtum. Kaum war er frei, floh Nickie Mang die nun ungastlichen Gestade Amerikas und ging nach Hongkong. Als DiPalma davon erfuhr, war er außer sich vor Zorn. Mit dem Vorsatz, den Mann in die Staaten und vor ein amerikanisches Gericht zu bringen, flog er nach Hongkong.«

Laycock klappte seinen Fächer zu. »Irgendwie gelang es DiPalma, unseren Nickie Mang ausfindig zu machen und zu überwältigen. Als er mit ihm unterwegs zum Flughafen

war, griffen Mangs in letzter Minute alarmierten Freunde ein und feuerten mit einer Schrotflinte auf DiPalma. Sie verletzten ihn schwer, brachten den Mann beinahe um. Da sie ihn tot glaubten, wollten Mang und seine Freunde ihn liegenlassen und wegfahren. Aber DiPalma war noch nicht tot; er hielt zäh am Leben fest, und wie durch ein Wunder fand er die Kraft, seinen Revolver zu ziehen und die Trommel auf die Bösewichter leerzuschießen. Traf keine Seele, aber eine verirrte Kugel fuhr in den Benzintank des Wagens; es gab eine Explosion, und Nickie Mang und seine Freunde wurden über die Umgebung verstreut.«

»Wo blieb die Polizei, während dies alles vorging?«

›»Die Götter werden durch Geschenke bewegt, und Gold vermag bei den Menschen mehr als Worte.‹ Euripides. In Hongkong wird viel Geld verdient, und manchmal ist es dem Geldverdienen förderlich, wenn man die Polizei auf seiner Seite hat. Das ist ein Vorteil, der nicht billig kommt. Unsere Territorialpolizei ist bedauerlicherweise allzu oft korrupt. Mr. DiPalma war auf sich selbst angewiesen. Gerüchte besagen, daß die Polizei Nickie Mangs Freunde ständig über DiPalmas Aufenthalt verständigte. Ein anderes Gerücht will wissen, daß die Polizei eine hübsche Summe erhalten habe, damit sie untätig bliebe. Nun kommen wir zum romantischen Teil unserer Geschichte, der freilich auch traurig und unerfüllt blieb. Während seines Aufenthalts in einem Krankenhaus von Kaulun lernte DiPalma eine reizende chinesische Krankenschwester kennen.«

»Katharine Hansard.«

»Damals noch Katharine Shen. Ihr Vater Ling Shen war der Führer einer der wichtigsten Triaden hier. Ein Triade ist …«

»Ich weiß. Mein Vater hatte während des Krieges Verbindung mit ihnen. Sie begannen als patriotische Gesellschaften, die sich in Tempeln trafen. Aber das ist lange her. Die heutigen Triaden sind nicht mehr als organisierte Verbrecherbanden, Totschläger und Strolche. Sie leben von Schutzgelderpressungen, Prostitution, Rauschgifthandel

und was sonst noch Geld einbringt, ohne allzu viel arbeiten zu müssen.«

Laycook ließ seinen Blick eine Weile auf ihr ruhen, dann fuhr er fort und sagte: »Das mag sein, wie es will. Katharine Shen, und Frank DiPalma fühlten sich voneinander angezogen, mit dem Ergebnis, daß sie sich bald in anderen Umständen sah. Sie wissen natürlich, daß die Chinesen sich als höherstehende Rasse betrachten.«

Jan warf Kenpachi einen Seitenblick zu. »Wie die Japaner.«

»Ganz recht. Nun, dann haben Sie eine Vorstellung davon, wie peinlich Katharines Schwangerschaft für ihren Vater und die ganze Familie war. Besonders er betrachtete sie als eine akute Schmach für das Haus Shen. Kurzum, Ling Shen war bereit, DiPalma das Lebenslicht auszublasen. Übrigens war auch die amerikanische Regierung nicht allzu gut auf ihn zu sprechen.«

»Warum nicht? Seit wann ist eine Liebesaffäre ein Verbrechen gegen die Vereinigten Staaten?«

»Sehen Sie, Teuerste, das spielte sich 1970/71 ab, als Ihr Präsident Nixon und sein Außenminister Henry Kissinger hofften, China zum Verbündeten gegen Rußland gewinnen zu können. Nach außen hin erklärten sie, daß sie China dem öffnen wollten, was sie ziemlich großspurig ›die freie Welt‹ nannten. Geheime Diplomatentreffen, verschlüsselte Telegramme und Telefongespräche. Sehr hochkarätige Personen und Vorgänge. Die diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und China, die mit der Machtübernahme der Kommunisten abgebrochen worden waren, sollten wieder aufgenommen werden.«

»Mein Gott«, sagte Jan, »ich kann es mir schon denken. Erzählen Sie weiter.«

»Stellen Sie sich vor: China im amerikanischen Lager, als Bedrohung des russischen Bären. Können Sie sich vorstellen, wie viele Divisionen das Ihrem Land wert ist? Angesichts dieser hoffnungsvollen Entwicklung kam es darauf an, alle Störfaktoren auszuschalten, die das Verhand-

lungsklima belasten könnten. Ling Shen erkannte sofort die Gunst der Stunde und setzte das Nötige in Bewegung. Er hatte genug Einfluß in Hongkong und über Mittelsmänner auch in Peking, um zu erreichen, daß den Unterhändlern Ihres Landes ein Wink gegeben wurde. Und so wirkten die bestehenden Mächte zusammen und schmissen DiPalma aus Hongkong hinaus. Damit nicht genug, wurde ihm in den Staaten das für die Wiedereinreise nach Hongkong nötige Visum verweigert. Er hatte keine Chance, es wurde ihm nicht gestattet, viel Aufhebens davon zu machen. Die Jahre vergingen, und er und Katharine schickten sich darein und richteten sich in ihrem neuen Leben ein. Sie blieben über die Jahre miteinander in Verbindung, aber der Schaden war getan. Die Welt hatte sie mißbraucht.«

»Und Frank sah seinen Sohn erst heute.«

»Ja.«

»Ganz gleich, was Sie sagen, es muß über die Jahre hin mehr als bloß eine ›Verbindung‹ zwischen ihnen gewesen sein. Frank ließ sich selbst von dem Wissen, daß sein Leben hier in Gefahr sein würde, nicht davon abhalten, nach Hongkong zu kommen. Dafür muß es einen Grund geben.«

»Ich fürchte, über den Grund seiner Rückkehr kann ich nicht viel Erhellendes sagen. Immerhin rettete Katharine ihm mehr oder weniger das Leben. Der Tod von Frau und Kind mußte eine niederschmetternde Erfahrung für ihn gewesen sein, und dazu kam die Schwere seiner Verletzungen. Die Ärzte gaben nicht viel für sein Leben. Er war geistig und körperlich gebrochen. Katharine gab seinem Leben wieder einen Sinn.«

Jan schloß die Augen. »Und mir hat er nie etwas davon gesagt.«

»Übrigens war es Katharine, die ihn auf die japanische Fechtkunst hinwies und ermutigte, damit anzufangen. Inzwischen ist er recht gut darin; Sie haben gesehen, wie er mit dem Stock umgegangen ist. Er versteht auch einiges von japanischen Schwertern.«

»Gaijin«, sagte Kenpachi. »Nicht mehr und nicht weniger.«

»Gaijin bedeutet …« begann Laycock.

»Ich weiß, was es bedeutet«, sagte Jan. »Außenseiter, Fremder. Es ist der Name, den die Japaner Ausländern geben. Das ist Ihr Fehler, Kon. Wenn Sie Frank DiPalma kennen würden, würden Sie wissen, daß es ihn nicht stört, ein Außenseiter zu sein, daß ihn nicht kümmert, was die Leute von ihm halten.«

»Shen hat ihn jedenfalls nicht vergessen. Ich kann mir denken, daß er in diesem Augenblick an Ihren Mr. DiPalma denkt.«

»Das hört sich an, als wollten Sie ihn tot sehen. Das gefällt mir nicht, Kon. Ich finde es abscheulich.«

»Mr. Kenpachi übertreibt nicht«, sagte Laycock. »Wenn Ling Shen sein Gesicht wahren will, muß er Frank DiPalma beseitigen. In letzter Zeit hat Shen nicht sehr glücklich operiert. Der Führer einer Triade gewinnt seine Macht durch Leistung, durch sonst nichts. Ein Fehler hier und dort, und er kann seine Position noch behaupten. Macht er jedoch zu viele Fehler, so wird er von seinem Posten entfernt. Nicht selten bedeutet das eine permanente Entfernung aus der Welt, wie wir sie kennen. Es heißt, daß Shen keinen Fehler mehr frei hat; noch einer, und er wird zu seinen himmlischen Vorfahren geschickt.«

»Und ein solcher Fehler wäre es, wenn er versäumte, Frank zu töten?«

»Meine Teuerste, in Hongkong ist das Leben der Wirklichkeit zugewandt und eine durchaus ernste Angelegenheit. Mir ist bekannt, daß Shen vor kurzem eine Botschaft erhielt, die ihn ermahnte, wie sehr seine Autorität in letzter Zeit gelitten hat. Einer seiner Leutnants wurde entführt und am nächsten Tag zu Shen zurückgebracht. Er war noch am Leben. Man hatte ihm jedoch Hände und Füße abgehackt.«

»Großer Gott.«

»Ich lese es als eine Art Machtkampf. Meinungsverschiedenheiten zwischen unverträglichen Elementen. Eine faszi-

nierende Sache, diese lokalen Bandenkriege. Eine provinzielle Form der Unterhaltung.«

»Bin ich denn ganz allein?« sagte Jan zornig. »Frank läuft in Hongkong herum, ständig in Gefahr, von irgendeinem gekauften Lumpen umgebracht zu werden, und Sie und Kon sitzen da, als wäre es überhaupt nichts besonderes.«

»Was erwarten Sie von uns?« sagte Laycock. »Ich für meinen Teil bin keine Bedrohung, und Mr. Kenpachi wurde von Ihnen beauftragt, einen Film zu drehen, nicht für andere Leute den Leibwächter zu spielen. Wenn DiPalma Hilfe wünscht, wird er sicherlich darum bitten. Er mußte nicht nach Hongkong kommen, und er muß erst recht nicht bleiben.«

Jan seufzte. »Ich kenne ihn. Er ist aus einem bestimmten Grund hier, und er wird erst abreisen, wenn er erreicht hat, was er wollte. Er steckt wegen Katharine voll von Schuldgefühlen, die er nur loswerden kann, indem er sich um Todd kümmert. Sie können Geld darauf setzen, diesmal wird er nicht so leicht aus Hongkong zu vertreiben sein. Shen oder nicht Shen, Frank wird tun, was er sich hier vorgenommen hat. Und er wird abreisen, wenn er damit fertig ist. Mit Todd.«

Sie nahm die Sonnenbrille aus der Handtasche, setzte sie auf und schaute zum Fenster hinaus. So entging ihr Kenpachis Ausdruck kalter Geringschätzung ebenso wie der Blickkontakt zwischen dem Regisseur und Geoffrey Laycock und das leise Lächeln um den Mund des Journalisten, bevor er den Fächer hob und es versteckte.

Sie haßte Hongkong jetzt wegen der Gefahr, die es für Frank darstellte. Der Verstand sagte ihr, daß sie einen Fehler gemacht hatte, von seiner Seite zu weichen. Aber es war ihre Art, auf bestimmten Fehlern zu beharren, insbesondere auf Fehlern, die Männer betrafen.

Laycock hatte recht; sie konnte nichts für Frank DiPalma tun, sie konnte sich nur vergegenwärtigen, wie viel sie ihm verdankte, und von ganzem Herzen hoffen, daß er Hongkong so bald wie möglich verlassen würde.

Der Wagen verlangsamte wieder seine Fahrt. Sie waren in Wanchai, in der Lockhart Road, der Hauptverkehrsader mit ihren Tätowiersalons, den durchdringenden Küchengerüchen, den Oben-ohne-Bars, Massagesalons, kitschig-prunkhaften Bordellen und chinesischen Tanzlokalen. Wanchai war billig, abgenutzt und schmuddelig, ein Times Square mit Frühlingsrollen, ein Los-Angeles-Mitte mit Sauer-und-Scharf-Soße.

Jan konnte es nicht erwarten, den Neonreklamen, den Souvenirläden und insbesondere den aufdringlichen Barmädchen mit ihren bloßen Brustwarzen Lebewohl zu sagen. Kenpachi hatte darauf bestanden, hier zu drehen, weil Wanchai im Leben einsamer GIs während des Vietnamkrieges eine Rolle gespielt hatte. Er hatte recht, dennoch verabscheute sie das Milieu.

Weiter voraus sah sie jetzt die Kameras und Jupiterlampen, das Personal und die Schauspieler vor einem billigen Hotel, das Schauplatz eines traurigen Abschieds zwischen Tom Gennaro, einem GI auf Urlaub, und dem Hongkonger Barmädchen sein sollte, mit dem er die Nacht verbracht hatte. Jan war froh, wieder an der Arbeit zu sein, in ihrer eigenen Welt und ohne anderer Leute Probleme. Insbesondere ohne die von Frank DiPalma.

Der Wagen hielt. Jan nahm ihr Make-up-Etui aus der Handtasche, überprüfte ihr Haar im Spiegel und frischte den Lippenstift auf. Als Kenpachis Chauffeur den Schlag öffnete, stieg sie ohne ein Wort zum Regisseur oder zu Geoffrey Laycock aus und ging schnurstracks auf Stephen zu, ihren Produktionsassistenten.

Stephen war ein kluger Mann. Hatte immer irgendwo ein oder zwei Stäbchen Gras verstaut. Jan wollte etwas, was ihre Sorgen um Frank DiPalma verdrängte und ihr vielleicht einen Hinweis geben konnte, warum sie noch immer mit Kon Kenpachi schlafen wollte. Her mit dem Acapulco-Gold, dachte sie. Es gab Zeiten, da brauchte die Wirklichkeit eine Feinabstimmung.

9

Frank DiPalma stand an einem Bogenfenster im Salon der Hansard-Villa und sah die Limousine mit Jan Golden auf die Allee hinausfahren und außer Sicht kommen. Ein Telefonhörer war zwischen seine Kinnlade und Schulter geklemmt, und sein kleines schwarzes Notizbuch mit Adressen und Telefonnummern lag aufgeschlagen mit dem Rücken nach oben auf einem Schränkchen aus Jade. Eine zweieinhalb Meter hohe Standuhr, deren langes Gehäuse ein Messingpendel und die Zuggewichte beherbergte, schlug ein Uhr. Zeit … Sie hatte seine Verärgerung, daß Jan ihn hatte sitzen lassen, gemildert. Sie hatte sogar den Schmerz verringert. Aber sie hatte ihn nicht von ihr befreit.

Von Anfang an hatte es diesen Unterschied zwischen ihnen gegeben; DiPalma maß Liebe an ihrer Ernsthaftigkeit und Treue, Jan maß sie an ihrer Sinnlichkeit und dem Grad ihrer theatralischen Zwanghaftigkeit. Sie war kompliziert und unerklärlich, und er liebte sie. Sie war ehrgeizig, inkonsequent, ungeduldig und unzuverlässig. Sie war auch ehrlich, mitfühlend, großzügig und loyal. Das Geheimnis Jan Golden zu lösen, hatte er längst aufgegeben.

Und weil sie aus der Liebschaft mit ihm geflohen war, hatte er sie instinktiv verfolgt.

Im Bett, an ihrem letzten gemeinsamen Abend, hatte Jan ihn gewarnt: »Frank, es ist nicht genug Zeit, alles zu tun, was ich in dieser Welt tun will. Mit anderen Worten, ich kann nichts und niemandem allzu viel Zeit geben.«

»Also erwartest du viel vom Leben. Was dir am Ende bleibt, ist wieder etwas anderes. Einstweilen haben wir etwas hier und jetzt. Das weißt du auch.«

»Frank, mit mir wirst du immer hinter zwei Kaninchen zugleich her sein. Und wer das versucht, fängt weder das eine noch das andere.«

»Was erwartest du? Daß ich dir sage, ich werde das Spiel nur mitmachen, wenn es einen bequemen Ausweg gibt? Sieh mal, wir kommen weinend in die Welt, wir

streiten und ärgern und grämen uns, solange wir hier sind, und die meisten von uns verlassen diese Welt furchtbar enttäuscht. Für niemanden gibt es bequeme Antworten. Mein Vater sagte mir, das Leben sei die Wahl zwischen Langeweile und Erschöpfung. Er arbeitete sich schließlich zu Tode, womit er den Beweis führte. Aber auf welche Art und Weise!«

»Ich würde dich erschöpfen, Frank. Ich will das, weiß Gott, nicht, aber es würde so sein. Meine einzige Gewißheit ist, daß ich immer mit mir selbst zerstritten bin. So ist es immer gewesen, und ich weiß nicht, warum. Aber ich bin nie einem Mann wie dir begegnet, der stärker ist als ich. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist.«

»Liebst du mich?«

»Heute tue ich es.«

»Heute ist der Tag, da ich dich bitte, meine Frau zu werden.«

»Mein Gott, was soll ich tun?«

»Ja oder nein?«

»Ja.« Und sie war in seinen Armen und suchte seinen Mund. Indem sie ja zu DiPalma, zu dem Augenblick sagte, hatte sie einen Augenblick ohne Ungewißheit, ohne Zweifel.

Als er am Morgen erwachte, war sie fort. Am selben Tag erfuhr er, daß sie unterwegs nach Los Angeles war, um mit der Arbeit an einer dreiteiligen Produktion zu beginnen, die sie still und heimlich mit einem Hollywoodstudio vereinbart hatte. Sie anzurufen, wäre sinnlos gewesen, also hatte er es unterlassen. Jan hatte wie immer getan, was sie wollte. DiPalma blieb nichts übrig, als zu vergessen.

Roger Tan sprach im singenden kantonesischen Dialekt zu zwei chinesischen Hausdienern der Hansards. Roger hatte bereits Interessantes über Ian Hansards Liebesleben erfahren: Tage vor seinem Tod war der Bankier mit einer schönen japanischen Modeschöpferin gesehen worden, die zwecks Kreditaufnahme und finanzieller Beratung zu ihm gekommen war. Ihr Name wurde mit Yoshiko Mara angege-

ben. Todd hatte gesagt, daß ein weiblicher *ninja* seine Mutter getötet habe. Ganz gleich, wie unbedeutend oder persönlich eine Sache sein mochte, in Hongkong geschah nichts, ohne daß die Chinesen davon wußten. Und die Chinesen liebten Klatschgeschichten, besonders solche über *gweilos.*

Ein Anruf beim Büro der DEA hatte eine Liste von Aufsichtsratsmitgliedern der Eastern Amalgamated erbracht. DiPalma hatte noch keine Zeit gehabt, sie zu lesen; im Augenblick hatte er Wichtigeres zu tun. Um zu bekommen, was man wollte, mußte man den anderen entweder überzeugen oder unter Druck setzen. DiPalma wollte seinen Sohn, und er wußte, wie er zu Werke gehen mußte, um ihn zu bekommen. Mit Überzeugungsarbeit war es nicht getan; es gab keine amtlichen Dokumente, die seine Vaterschaft bestätigten, und für den zeitraubenden Weg über das Vormundschaftsgericht und einen medizinischen Vaterschaftsnachweis fehlte ihm die Geduld.

Er wechselte den Hörer zum anderen Ohr. Gleich darauf meldete sich eine Stimme: »Hallo, DiPalma? Sind Sie am Apparat?«

»Ja, Senator. Tut mir leid, daß ich Sie wecken muß, aber ich brauche Ihre Hilfe.«

»Die müssen Sie wirklich nötig haben. Es ist ein Uhr früh. Unglücklicherweise bin ich noch auf. Muß ein paar Dinge für eine Frühstücksbesprechung mit dem Vizepräsidenten vorbereiten. Ich schulde Ihnen einen Gefallen, das ist sicher. Wären Sie nicht gewesen, würde ich jetzt in irgendeiner zweitrangigen Washingtoner Anwaltspraxis sitzen und mich zu Tode trinken.«

»Sie und mein Vater waren Freunde, Senator. Er hätte Wert darauf gelegt, daß ich Ihnen helfe.«

»Ihr Vater und ich waren mehr als bloß Freunde, DiPalma. Ein paar arme Einwanderer, die sich emporarbeiteten und die es schließlich schafften.« Er lachte ein tiefes, selbstzufriedenes Lachen. »Ja, Landsmann, wir schafften es. Die Scheißkerle in der Partei dachten, ich sei zu alt für die Kan-

didatur. Sagten mir, ich könne nicht gewinnen. Aber mit diesem Palermo-Ding gaben Sie mir den nötigen Rückenwind, der mich wieder ins Capitol brachte. Heute fühle ich mich so jung wie seit Jahren nicht. Zum Teufel ja, ohne Ihre Hilfe wäre ich wahrscheinlich ein toter Mann. Ohne Arbeit zu sein, kann einen Mann in meinem Alter umbringen. Hat meine Frau sich nicht verhört? Sind Sie wirklich in Hongkong?«

»Ja, Senator, ich bin.«

»Was ist da drüben am Kochen?«

DiPalma wählte seine Worte mit Bedacht. »Die größte Sache, der ich je auf die Spur gekommen bin. Vielleicht geht es, daß ich Sie mit hineinbringen kann.«

Stille. Und Störungsgeräusche. Dann: »Es schaut dabei etwas für mich heraus, sagten Sie. Möchten Sie darüber reden?«

»Nicht jetzt. Aber wenn es das ist, was ich vermute, wird es ein Riesenaufsehen geben. Im Moment brauche ich eine Gefälligkeit von Ihnen. Einen Anruf.«

»Gemacht. Sagen Sie mir bloß, bei wem.«

DiPalma rieb sich die Augenwinkel mit den Fingerspitzen. »Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß es meinen Sohn betrifft. Jemand versucht, ihn mir wegzunehmen.«

»Gott, ich wußte gar nicht, daß Sie verheiratet sind.«

»Bin ich nicht. Die Mutter des Jungen ist tot. Geschah gestern, hier in Hongkong. Senator, Sie sind in China gewesen.«

»Dreimal. Das letzte Mal mit dem Vizepräsidenten, im Frühjahr.«

»In den Zeitungen steht, daß China amerikanische Waffen möchte.«

Wieder das tiefe, behagliche Lachen. »Wie die Verdammten im Fegefeuer Eiswasser möchten. Was hat das mit Ihnen zu tun?«

»Senator, ich möchte meinen Sohn. Und ich möchte Sie bitten, jetzt diesen Anruf für mich zu machen. Heute noch.«

»Wo soll ich anrufen?«

Frank befühlte die Verdickung in seiner Jackentasche, die eine zerbrochene Brille war. Wahrscheinlich Katharines. »Ich möchte, daß Sie Peking anrufen«, sagte er.

10

Yoshiko Mara duschte im Bad ihres Hotelzimmers, besprenkelte den nassen Körper mit Parfüm und rieb sich mit dem Handtuch trocken. Nachdem sie Beine und Achselhöhlen rasiert hatte, brachte sie ihre Perücke mit einem Fön in Form und lackierte die Fingernägel blaßblau. Vierzig Minuten wurden für das Make-up aufgewendet, der größte Teil davon für die Augen, Yoshikos größten Vorzug. Sie verwendete drei verschiedene Farben von Lidschatten, fing in den Winkeln mit Weiß an, ging zur Mitte in Hellviolett über und endete in den inneren Augenwinkeln mit einem dunklen Purpur. Darauf klebte sie falsche Wimpern an und färbte sie sorgfältig dunkelbraun. Das Ergebnis war aufreizend und verführerisch.

Als sie mit dem Make-up fertig war, stand Yoshiko nackt vor dem Badezimmerspiegel. Ihr Körper war schlank und fest, mit kräftigen Schultern und mageren, aber muskulösen Armen. Ihre Beine waren die eines Athleten, mit gut ausgebildeten Schenkelmuskeln und entwickelten Waden. Lächelnd strich sie über den flachen Bauch, bis ihr kleiner Finger die Schamhaare streifte. Es war ein Körper, der Frauen wie Männern Genuß geschenkt hatte, ein Körper, der Erfüllung versprach, einerlei wie verboten das Verlangen war.

Sie hob die Arme in Schulterhöhe, die Handrücken zum Spiegel, und ihr Lächeln verging. Beide Unterarme waren von Narben entstellt. Um diese einzige Unvollkommenheit ihres Körpers zu verbergen, trug sie langärmelige Kleider und Blusen. Sie war achtundzwanzig, und die häßlichen Narben, die von den Handgelenken bis zu den Ellbogen verliefen, begleiteten sie schon die Hälfte ihres Lebens. Die

Narben entstammten einer Zeit, als sie noch nicht Yoshiko genannt worden war als sie in Hakone gelebt hatte, einem Ferienort im Gebirge, südwestlich von Tokio. Mit den Bezirken Fuji und Izu bildete Hakone eines von Japans beliebtesten Erholungsgebieten. Zusammen ergaben die drei Bezirke einen ausgedehnten Nationalpark, der nicht nur beliebte Heil- und Mineralquellen enthielt, sondern darüber hinaus Gelegenheiten zum Wandern, Schwimmen, Skilaufen und Segeln bot. Hunderttausende von Japanern und Ausländern kamen alljährlich hierher, die meisten von ihnen angelockt vom Fujijama, dem majestätischen, seit langem erloschenen Vulkan, dessen schneebedeckte Schönheit von jedem Kurort, Hotel und Jagdhaus in der umliegenden Landschaft zu sehen war. Hakone, berühmt duch seine heißen Quellen, lag am Fuße des Fujijama; die Halbinsel Izu mit ihren Stranden und Felsklippen lag im Süden.

Yoshiko war das einzige Kind von Eltern, die ein kleines Hotel und Souvenirgeschäft in Hakone besaßen, unweit einer seit Jahrhunderten zu Heilzwecken aufgesuchten heißen Quelle. Wie die meisten Landbewohner der Gegend waren beide Eltern leidenschaftliche Patrioten, beseelt von einer starken, beinahe mystischen Naturverbundenheit. Beide waren streng religiös und politisch konservativ. Die gleichförmige Überschaubarkeit ihres Lebens hatte sie zu Gefangenen ihrer eigenen Erfahrung gemacht, die nicht mehr fähig waren, ihre Enge und Intoleranz zu erkennen. Trotz der Strenge ihrer Eltern wuchs Yoshiko undiszipliniert heran und lehnte sich gegen die ihr auferlegten Beschränkungen auf. Schon als Achtjährige war sie gezwungen, im Hotel zu arbeiten, wo sie Toiletten säuberte, Betten machte, Fußböden schrubbte und Tische deckte. Wenn ihre Arbeit nicht zur Zufriedenheit der Eltern ausfiel, wurde sie geschlagen und bekam kein Essen. Gelegentlich mußte sie zur Strafe stumm im Büro ihres Vaters an der Wand stehen, während er seinen Geschäften nachging. Einmal, als sie wieder geschlagen wurde, setzte Yoshiko sich zur Wehr und brach ihrem Vater den Daumen. Zur Strafe verband er

dem Kind die Augen, fesselte es an Händen und Füßen und steckte es drei Tage ohne Nahrung und Wasser in einen verschlossenen Schrank.

In der Schule war Yoshiko eine gleichgültige Schülerin, bekannt für ihre Widerspenstigkeit gegen jede Autorität. Sie kam zu spät zum Unterricht, schwänzte Stunden und versteckte Filmmagazine und Fotografien von Berufssportlern in ihrem Pult. Sie prügelte sich mit anderen Schülerinnen, spielte ihnen bisweilen brutale Streiche und schrieb älteren Jungen kühne Liebesbriefe. Je mehr sie bestraft wurde, desto trotziger wurde sie. Ihre einzigen Interessen waren Schauspiel und Sport, besonders Karate und Kendo.

Mit dreizehn wurde sie Fremdenführerin für Hausgäste, welche die Gegend durch Wanderungen kennenlernen wollten. Yoshiko führte sie zum Matsugaoka Koen, dem Fichtenpark, beging mit ihnen den Dogashima-Weg, einen Bergpfad, der durch eine steile Schlucht zu schönen Wasserfällen führte; zu den Azaleen und Kirschblüten von Kowakidani und nach Owakidani, dem Tal des großen Kochens, wo die Luft nach Schwefel stank, zischende Dampfwolken aus Felsspalten schossen und an manchen Stellen ein in die Erde gestoßener Stock genügte, um einen Dampf strahl freizusetzen.

Yoshiko war gern Fremdenführerin. Dies entfernte sie von den verhaßten Eltern und ihrem Hotel, wo sie wie eine Sklavin behandelt wurde. Ihre Kenntnisse der Wege, Parks und Tempel, und ihre Fähigkeit, Dutzende von Kilometern zu gehen, ohne müde zu werden, erfüllten sie mit Stolz. Vor allem aber kam sie mit Menschen aus Tokio und fremden Ländern zusammen und lernte, daß es jenseits von Hakone eine weite, bunte Welt gab.

Mit vierzehn wurde Yoshiko von einem Hotelgast verführt. Er war Zenzo Nosaka, ein reicher Geschäftsmann, der wegen der heißen Quellen, die seine Nerven beruhigten, seine Haut glätteten und Magenbeschwerden verhüteten, nach Hakone kam. Angezogen von Yoshikos mädchenhafter Schönheit und ungezügelter Energie, entdeckte Nosaka, daß sie so erfrischend war wie seine täglichen zwei Bäder.

Für Yoshiko war die Verführung ein elektrisierendes Erlebnis, eine Erregung, die über fleischliche Freuden hinausging. Es war der erste Hinweis, daß sie Macht über andere besitzen konnte, eine Macht, die stärker war als jene, die ihre Eltern über sie ausübten. Nosaka hatte Einfluß und war steinreich, dennoch spürte sie bald, daß sein Verlangen nach ihr so stark war, daß er nichts ungetan lassen würde, um es zu befriedigen. Trotz seines Alters war er ein geschickter und lebhafter Liebhaber, dessen Sinnlichkeit Yoshiko überwältigte. Von diesem Punkt an sollte die Sexualität nicht nur zu einer Quelle der Macht für sie werden, sondern zugleich ihre schlimmste Sklaverei.

Nosaka verbrachte mehrere Kuraufenthalte in Hakone, sehr zur Freude ihrer Eltern, die sich glücklich schätzten, einen so bedeutenden Mann in ihrem Hotel zu beherbergen. Jede Nacht schlüpfte Yoshiko heimlich in sein Zimmer und verließ es erst bei Sonnenaufgang um ihr eigenes Bett aufzusuchen. Mittlerweile war ihr geschlechtliche Betätigung unentbehrlich geworden, eine notwendige Funktion, die ohne Schuldgefühle ausgeführt wurde. Die Frage, ob sie ihre Eltern durch ihr Verhalten enttäuschte und verriet, stellte sich für Yoshiko nicht. Keine innere Bindung existierte zwischen ihnen und ihr, die ihnen seit langem den Tod wünschte.

Zwischen Nosakas Besuchen nahm sie Liebhaber unter anderen Hotelgästen und gab sich Männern und Frauen zu dem einzigen Zweck hin, der wichtig war, ihrem eigenen Genuß. Indem sie ihrer starken Sinnlichkeit nachgab, gewann Yoshiko Selbstvertrauen und die Ausdauer, ein elendes Leben zu ertragen. Geschlechtsgenuß war Leben, war Freude an der Grausamkeit gegen jene, die sie zu sehr liebten. Es gab keine Langeweile mehr. Yoshiko hatte ihre eigene Erfüllung gefunden, und ihre Weltsicht würde niemals wieder die alte sein.

Sie war bestürzt, als Nosakas Besuche aufhörten. Doch an seiner Stelle kam Kon Kenpachi, von dem Nosaka zu ihr gesprochen hatte. Der stattliche Kenpachi, ein berühmter und glanzvoller Filmregisseur, überwältigte sie rasch mit seiner

Sinnlichkeit. Zum erstenmal fühlte sie sich im Bett als ein Opfer, verwundbar für einen, der immer ihr Herr sein würde. Er wurde für sie zur Besessenheit; seine Liebestechnik verstärkte ihr Verlangen nach ihm, bis es jedes Empfinden, das sie für andere gehabt hatte, verdrängte.

Während seiner Besuche in Hakone und Yoshikos heimlicher Fahrten zu ihm nach Tokio hatte Kenpachi sie nicht nur die Liebeskunst gelehrt, sondern auch mit Drogen, Musik, bildender Kunst und der Welt des Films bekannt gemacht. Er schenkte Yoshiko neue Kendo-Schutzkleidung und verbesserte ihre Fechtkunst in privaten Übungsstunden in seinem Schloß. Während es für ihn nur eine von vielen ähnlicher Affären war, erlebte Yoshiko es als ihr erstes wahres Liebesverhältnis, das ihr ganzes Leben ausfüllte.

Gegen Ende der Saison, als ihre Eltern eine zweitägige Geschäftsreise nach Tokio unternahmen, erstiegen Yoshiko und Kenpachi gemeinsam den Fujijama. Es war ein anstrengender Aufstieg zum 3776 Meter hohen Gipfel eines der höchsten Vulkanberge der Erde. Unterwegs passierten sie die zehn Raststationen und folgten dem Brauch, das Zeichen jeder Station als Beweis, sie erreicht zu haben, in ihre Wanderstöcke einbrennen zu lassen. Bei der achten Stahon verbrachten sie die Nacht allein in einer steinernen Hütte, wo sie ein von Yoshiko eingepacktes kaltes Abendessen verzehrten und in enger Umarmung einschliefen.

Vor Tagesanbruch standen sie auf und erstiegen den schneebedeckten Gipfel. Hier genossen sie mit einer Handvoll anderer Bergsteiger den unglaublichen *goraiko,* den schönsten und bewegendsten Sonnenaufgang, den man sich denken konnte. Sie konnten den blauen Pazifik, andere Berge und die Dörfer entlang der Küste überblicken. Aber es war der Sonnenaufgang, der sie mit seiner majestätischen Schönheit sprachlos machte. Yoshiko war nie glücklicher gewesen.

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, lagen sie nackt und erschöpft in Kenpachis Hotelbett. Yoshiko graute vor dem nächsten Tag, der die Rückkehr ihrer Eltern und Ken-

pachis Abreise bringen würde. Sie wollte mit ihm gehen, das verhaßte Elternhaus endgültig verlassen. Kenpachi hatte ihr einen Vorgeschmack der Freiheit gegeben, und nun wollte sie nicht mehr von ihm getrennt sein.

Beim Geräusch des Schlüssels in der Schlafzimmertür erstarrten Yoshiko und ihr Liebhaber vor Schreck. Die Tür ging auf und ihr Vater stand in der Öffnung, ein Schnitzmesser in der Hand. Die Papierlaternen an den Wänden verliehen seinem entsetzten und zornigen Gesicht das Aussehen eines Dämonen.

Er schritt auf sie zu und sprach mit schrecklicher Ruhe. »Ihr habt mein Haus entehrt. Keiner von euch darf ungestraft bleiben.«

Er erreichte das Bett und stieß mit dem Messer nach Yoshiko, dem nächsten Ziel. Sie schützte das Gesicht mit den Armen und kreischte vor Angst und Schmerzen, als die Klinge beide Unterarme aufschlitzte. Kenpachi sprang auf der anderen Seite aus dem Bett, ergriff einen Spazierstock, der auf seinem Stuhl lag, und sprang um das Fußende, um Yoshikos Vater auf sich zu lenken.

Er hob den Stock mit beiden Händen über den Kopf und konfrontierte den Mann mit einem gellenden »Kiaiii!« Der Vater fuhr herum, überließ die hysterisch schreiende, blutende Yoshiko sich selbst. Als er mit dem blutigen Messer ausholte, um auf Kenpachis Leib zu zielen, schlug dieser mit aller Kraft auf das Handgelenk des Vaters und brach es. Rasend vor Erregung, nicht mehr zu rationalem Denken fähig, gebrauchte Kenpachi den Stock wie ein Samurai das Schwert.

Seine mit grausamer Wucht geführten Schläge trafen den Vater auf die Kopfseite, über die Nase und auf beide Seiten des Brustkorbs. Aus Nase und Ohren blutend, brach der Mann in die Knie. Nun war es um Kenpachis Selbstbeherrschung vollständig geschehen: Er sprang vorwärts und versetzte dem Vater einen letzten tödlichen Schlag ins Genick.

Dann wich er vor dem Toten zurück, erreichte die Tür und stieß sie zu. Als er seinen Blick von dem Leichnam lö-

sen konnte, um die blutbedeckte Yoshiko anzustarren, zwinkerte er ungläubig. Sie war gefaßt, blickte mit der Andeutung eines Lächelns im schönen Gesicht auf ihren toten Vater.

Kenpachi konnte nur den Ruin seiner Karriere und die drohende Schmach einer Gefängnisstrafe sehen. Er begann zu zittern; der Spazierstock entfiel seinen Fingern.

Und dann erinnerte er sich Nosakas, der immer sein Retter gewesen war.

Auf einer verlassenen Landstraße, mehrere hundert Meter vom Hotel ihrer Eltern, die Unterarme in Streifen von zerrissenen Bettlaken gewickelt, stand Yoshiko mit Kenpachi in der Nachtkälte und sah die zwei Wagen heranbrausen. Sie hatten die Strecke von Tokio nach Hakone, normalerweise eine Stunde oder mehr, in nur fünfundvierzig Minuten zurückgelegt. Als das grelle Licht der Scheinwerfer Kenpachi blendete, schwenkte er wild die Arme. Sofort wurden die Scheinwerfer ausgeschaltet, und beide Wagen verlangsamten. Einer kam zum Stillstand und schaltete die Zündung aus. Der andere wendete und hielt mit laufendem Motor.

Kenpachi rannte mit Yoshiko zu dem zweiten Wagen. Als sie in die Rücksitze fielen, trat der Fahrer aufs Gaspedal, und der Wagen jagte davon, zurück nach Tokio. Durch das Rückfenster sah Kenpachi vier Männer aus dem ersten Wagen steigen und auf das Haus zugehen.

Er entspannte sich. Er würde noch einmal davonkommen. Die Furcht fiel von ihm ab. Nosaka würde die häßliche Begebenheit im Hotel auslöschen, als ob sie niemals stattgefunden hätte. Die ganze Sache war aus Sand gemacht; Nosakas Einfluß würde ihn mit seiner Flutwelle fortspülen. Für Kenpachi war alles Vergangenheit, und die Vergangenheit war tot.

Er sah zu Yoshiko, die benommen von einer schmerzstillenden Injektion, die Dr. Orito ihr verabreicht hatte, in den Polstern lag. Dr. Orito arbeitete rasch und wortlos. Schon hatte er den blutigen Notverband von einem Arm geschnit-

ten und die Wunden gereinigt. Was Yoshiko anging, so hatte sie niemals verlockender ausgesehen. Ihre Jugend und Schönheit waren atemberaubend. Der Gedanke, sie jetzt, in diesem Augenblick zu nehmen, erregte Kenpachi so stark, daß er zum Wagenfenster hinausblickte, wo die schwarzen Silhouetten von Fichten und Kiefern vorbeisausten, um das Lustgefühl zu unterdrücken.

Aber Yoshikos Bild spiegelte sich im Glas, und weil sie ihm verwehrt war, begehrte er sie mehr denn je. Orito arbeitete zwischen ihnen, hatte Kenpachi den Rücken zugekehrt, und dieser ließ beide Hände in den Schoß fallen und drückte sein Glied, verspürte einen beseligenden Schmerz, drückte und drückte, bis es zur erlösenden Entladung kam.

Kenpachi schloß die Augen. Sein Kopf fiel zurück gegen die Sitzlehne. Er war noch müde von der Besteigung des Fujijama und schlummerte bald ein. Yoshiko.

In Tokio lebte sie beinahe zwei Jahre mit Kenpachi im Schloß Ikuba. Sie wurde größer und schöner, und ihre Schönheit vervollkommnete sich durch Kenpachis Rat in Fragen der Mode und des Make-ups. Er befand, daß lange Ärmel ihre narbigen Unterarme am besten verbergen würden, und daß sie nur die besten aus Menschenhaar gemachten Perücken tragen sollte. Yoshiko jedoch blieb undiszipliniert und brachte wenig Geduld für ernsthafte Arbeit auf.

Formale Ausbildung langweilte sie, vor allem die japanische Lernmethode durch endloses Wiederholen und Nachahmen. Vergeblich bemühte Kenpachi sich, ihr Kalligraphie beizubringen, die alte Form der Schreibkunst, und auch seine Versuche, sie für Ikebana, die traditionelle Kunst des Blumenarrangements, zu interessieren, blieben ohne sonderlichen Erfolg. Sie machte mehrere Versuche, *sado* zu erlernen, die Teezeremonie, dann gab sie es wieder auf.

Yoshiko und Kenpachi waren beide leichtsinnig, sinnlich und aufbrausend. Aber ihr fehlte seine Intelligenz und Verfeinerung, seine künstlerische Begabung und seine Fähigkeit zu harter, konzentrierter Arbeit. Kendo und Karate in-

teressierten sie nach wie vor, und sie meinte, daß sie, wenn sie älter wäre, beim Film arbeiten würde. Dazu brauchte sie keine Ausbildung. In jedem Fall hatte sie es nicht mehr nötig, anderen über ihr Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen; es stand ihr frei zu tun, was ihr gefiel. Beide Eltern waren tot, Opfer eines Brandes, der das Hotel zerstört hatte.

In dem Maße, wie ihr Aufenthalt im Schloß sich in die Länge zog, verbrachte sie immer weniger Zeit mit Kenpachi. Er hatte seine Filme, seine Kompositionen, Theateraufführungen und seinen Freundeskreis, mit dem Yoshiko wenig Gemeinsamkeit verband. Und er hatte andere Liebesabenteuer, die freilich nicht von langer Dauer waren, denn Kenpachis Liebesschwüre waren meistens in den Wind geschrieben. Yoshiko war viel allein und nutzte die Zeit zur Erforschung der riesigen und überladenen Stadt, die Tokio war. Das Gedränge auf den Gehsteigen und der dichte Verkehr erschreckten sie; die unaufhörliche Bewegung verursachte ihr Schwindelgefühle.

Bei Nacht aber zeigte sich die Stadt von ihrer besten Seite. Dann wurde sie zu einem gigantischen Vergnügungspalast, behängt mit kilometerlangen Girlanden aus Neonlichtern. Eine blendende Fülle und Vielfalt von Theatern, Nachtklubs, türkischen Bädern, Kinos, Restaurants, Kegelbahnen, Spielsalons und Bars von Homosexuellen. Bei Nacht war Tokio ein Fleischtopf, eine nichtendenwollende Orgie sinnlicher Befriedigung.

Yoshiko durchwanderte auf eigene Faust die Ginza, die breite, lange Prachtstraße der Kaufhäuser, Klubs, Bars und Tanzlokale. Im Akasaka-Viertel befreundete sie sich mit Geishas und Tänzern, welche die Kaffeehäuser frequentierten, wenn sie nicht in den benachbarten Nachtklubs arbeiteten. Dort lernte sie Stripperinnen und homosexuelle Prostituierte kennen, die sie zum Sensoji-Tempel führten, um die einhundertacht Schläge der großen Bronzeglocke zu hören. Hier umstand Yoshiko mit Hunderten anderer ein riesiges Weihrauchgefäß und hoffte mit ihnen, daß die Hitze seiner Glut alle Schmerzen und Krankheiten heilen würde. Sie

hielt ihre Unterarme vor das Glutbecken, doch wollten ihre Narben nicht verschwinden.

In Schinjuku, wo das Schloß Ikuba stand, machte sie die Bekanntschaft von Studenten, Homosexuellen und modebewußten jungen Leuten, die sich von westlicher Kleidung, ausländischen Filmen, Kaffeebars und Vorstellungen unbeschränkter sexueller Freiheit angezogen fühlten. Hier traf sie auch Juro, den Studenten, der ihr Liebhaber wurde. Schlank und hübsch in seiner schwarzen Studentenuniform, schenkte ihr der zwanzigjährige Juro Puppen, aß mit ihr heiße Würstchen westlicher Art und brachte sie zum Lachen. Er nahm sein Studium ernst und arbeitete fleißig, aber wenn sie zu ihm kam, spielte er in seinem Zimmer für sie auf der Gitarre und erzählte ihr von seinen Plänen, in den Regierungsdienst zu treten. Im Bett bildete Yoshiko ihn aus.

Durch Juro fand sie ihr Selbstvertrauen wieder. Kenpachi war ihrer überdrüssig geworden; sie konnte über ihren kleinen Horizont nicht hinausschauen, eine Schwäche, die er auf die Dauer nicht vertrug. Er machte sich über ihre Unbildung lustig, nannte sie *yabo,* ungehobelt und bäurisch. Die Leute, die er bevorzugte, waren *iki,* verfeinert und gebildet, Männer und Frauen mit Eleganz und Geschmack.

Yoshiko revanchierte sich, indem sie sich hinter Kenpachis Rücken mit Juro und anderen traf. Kenpachi aber erfuhr von ihrer Untreue und übte schreckliche Vergeltung.

Eines Abends, nachdem er mit Yoshiko bei Kerzenschein im Speisesaal gegessen hatte, was seit Wochen nicht mehr geschehen war, lud er sie ein, mit ihm ins herrschaftliche Schlafzimmer zu kommen. Hier zeigte er ihr den seit vielen Jahren verschlossenen Eingang zu Saburos geheimem Fluchtweg. Erst vor kurzem hatte Kenpachi ihn wieder öffnen und den teilweise verschütteten Gang instandsetzen lassen; es war wieder möglich, ihn vom Schloß bis zu einem nahen Park in Schinjuku zu begehen.

Hand in Hand stiegen die beiden durch einen Wandschrank und betraten den Gang. Kenpachi leuchtete mit einer Taschenlampe voraus, als sie eine schmale Leiter hinab-

stiegen und in einen Raum gelangten, der einst offenbar nur Erdwände gehabt hatte und von dem der unterirdische Gang seinen Anfang nahm. Jetzt war der Raum bis auf einen unfertigen Abschnitt hinter der Leiter mit Zement und Ziegelmauerwerk ausgekleidet. Yoshiko kicherte. Dies war eine Art Vergnügen, wie sie und Kenpachi es am Beginn ihrer Beziehung öfter genossen hatten. Es gab etwas Licht in dem Raum, aber der Teil hinter der Leiter war dunkel. Kenpachi drehte Yoshiko in diese Richtung, den Arm um ihre Schulter gelegt. Als er den Lichtkegel der Taschenlampe auf diesen Teil der Wand richtete, schrie Yoshiko auf. Juro! Wildblickend vor Angst, stieß der gebundene und geknebelte Student bei ihrem Anblick ein dumpfes Wimmern aus. Er war hinter Ziegeln und frischem Mörtel beinahe ganz eingemauert; nur seine Schultern und der Kopf waren noch sichtbar. Zwei Männer standen bei der Wand. Yoshiko erkannte sie als Insassen des Wagens, der sie und Kenpachi vom Hotel ihrer Eltern nach Tokio gebracht hatte.

Sie wollte davonlaufen, wurde aber von Kenpachis eisernem Griff zurückgehalten. »Ich meine, dies ist eine Lektion, die du dir merken wirst«, sagte er. »In den Tagen, als Tokio noch Edo war, gab es verbreitet Menschenopfer. Sie wurden als notwendig angesehen. *Hai,* sehr notwendig. Menschen in Säulen. Menschen, die in den Fundamenten wichtiger neuer Gebäude lebendig begraben wurden. Unter Schlössern, Villen, Tempeln, sogar Gerichtsgebäuden. Es hielt böse Geister fern und gab die Gewähr, daß die Götter dem Gebäude ewigen Bestand verliehen.«

Er leuchtete in Juros schreckensbleiches Gesicht. »Offiziell waren derartige Opfer freilich verboten. Nichtsdestoweniger wurden sie dargebracht, gewöhnlich im geheimen. Man fügte einem neuen Bauwerk Fleisch und Blut hinzu, um ihm Leben zu geben. Es kam vor, daß ein Diener seinen Herrn um die Ehre bat, lebendig begraben zu werden. Denk darüber nach. Tonnen von Erde und Stein, die langsam jeden Lebensfunken aus dir herauspressen, und du unfähig zu jeder Bewegung.«

Er schwenkte den Lichtkegel zu Yoshiko. »Ich gab dir Leben. Ich holte dich aus dem Schweinestall, in dem du geboren warst. Und du vergiltst es mir, indem du wieder zu der Schlampe wirst, die du warst, als wir uns kennenlernten. Du gehörst mir, bist mein, und ich tue mit dir, was ich wünsche und solange ich es wünsche. Du hast eine Lektion nötig. Ich versichere dir, sie wird nicht langweilig sein. Bitte stell dich vor deinen Liebhaber.«

Unfähig zu sprechen, konnte Yoshiko nur den Kopf schütteln.

Kenpachi stieß sie fort. Sie geriet aus dem Gleichgewicht, stolperte und fiel zu Boden.

»Du wirst nicht sterben«, sagte er. »Aber du wirst dieses Menschenopfer vollenden. Es wird nicht das erste Mal sein, nicht wahr, mein Liebling?«

Yoshiko sah durch Tränen zu ihm auf. Das erste Mal … Nachdem Kenpachi ihren Vater erschlagen hatte, war Yoshiko, von Mordlust entflammt, aus dem Bett gesprungen, hatte das Schnitzmesser ihres Vaters aufgehoben und war blutend durch den Korridor zum Zimmer ihrer Mutter gerannt. Und hatte ihr die Kehle durchschnitten.

»Vollende das Grab deines reizenden kleinen Studenten«, sagte Kenpachi, »oder geselle dich zu ihm.«

Juro wimmerte, stöhnte und bettelte mit seinen Blicken, während Yoshiko weinend am Boden lag.

»Wenn du in zwanzig Sekunden noch am Boden liegst«, sagte Kenpachi, »werdet ihr zusammen sterben.«

Langsam stemmte sie sich zu sitzender Haltung hoch, stand auf.

Und begann das Werk zu vollenden.

Während Kenpachi und die zwei Männer zusahen, trug sie Ziegel zu der unfertigen Mauer, beschmierte sie mit Mörtel und setzte sie ein. Sie war beinahe fertig, als Kenpachi »Halt« sagte.

Kenpachi trat zur Wand, grinste Juro ins Gesicht und legte dem Studenten Goldmünzen auf den Kopf und die Schul-

tern. Zehrgeld für das Jenseits. Aber in dieser Welt gab es keine Begnadigung.

Kenpachi trat von der Wand zurück und sagte, ohne Yoshiko anzusehen: »Deine Arbeit ist noch nicht vollendet.«

Sie schrie, dann wurde sie ohnmächtig.

Sie erwachte im Bett, wo Kenpachi ihr brutal Gewalt antat. Zu erschöpft, um Widerstand zu leisten, versuchte Yoshiko, sich jeder Gefühlsregung zu verschließen. Sie wollte an Juro denken, und daran, was sie ihm unter Kenpachis Zwang angetan hatte. Sie versuchte, sich jedem Lustgefühl zu verweigern. Es war vergebens.

Zu ihrer Scham begann ihr Körper zu reagieren. Er erinnerte sich vergangener Genüsse und suchte sie wieder. Gegen ihren Willen gab sie sich ihm hin, rief seinen Namen, bat ihn, mit ihr zu tun, was er wolle.

Am Morgen lag sie im Bett und sagte sich, daß die letzte Nacht ein schlechter Traum gewesen sei. Aber sie sah ihre abgebrochenen Fingernägel und die Erde vom unterirdischen Raum an ihrem Körper und wußte, daß Juro unter dem Palast lebendig eingemauert worden war. Kenpachi erinnerte sie an die Rolle, die sie in dem Ritual und beim Tod ihrer Eltern gespielt hatte. Sie hatte nun die Wahl zwischen Stillschweigen, Gefängnis oder Tod von Kenpachis Hand.

Und dann sagte er Yoshiko, daß sie Schloß Ikuba werde verlassen müssen.

»Warum?« Sie brachte das Wort kaum heraus.

»Weil ich heiraten werde.«

Sie ergriff seinen Arm. »Was soll aus mir werden? Wohin soll ich gehen?«

»Ich werde dir Geld geben. Von Zeit zu Zeit werde ich vielleicht eine kleine Filmrolle für dich finden. Aber komm nicht hierher zurück, solange ich dich nicht rufe. Ist das klar?«

»Ich fürchte mich. Bitte schick mich nicht fort. Wie soll ich überleben?«

»Wenn die Notwendigkeit stark genug ist, wirst du einen Weg finden.«

Sie überlebte durch ihre Schönheit und ihre Schlauheit. Es gab Arbeit in einem Lokal, das gebratene Fische und Reis verkaufte, in einem Andenkenladen, und eine Zeit lang tat sie sich mit einem Liebhaber zusammen, um als *chindonya* zu arbeiten, eine Straßenmusikantin, die Gäste in neueröffnete Bars und Restaurants locken soll. Als Yoshiko ihren Liebhaber verließ, stahl sie Geld und Schmuck, die ihm von seiner verstorbenen Frau hinterlassen worden waren. Durch Freunde fand sie Arbeit als Animiermädchen, als Masseuse in einem türkischen Bad und als Modell in einer Aktvorführung, allesamt Fassaden für Prostitution.

Sie trat als Stripperin auf, erschien in pornographischen Filmen und posierte für Erotikmagazine. Es gab Verhältnisse mit Frauen, darunter mit einer australischen Stewardeß, die Selbstmord beging, als die Beziehung endete. Ein weiteres Verhältnis fand sein Ende, als der Rausschmeißer eines Tanzlokals, mit dem sie lebte, während eines Bandenkrieges zwischen rivalisierenden *yakuza* geköpft wurde. Sex war ihr einziges Machtkonzept, aber es war ein Konzept, für das bezahlt werden mußte.

Es fehlte ihr an schauspielerischem Talent, aber ihre Schönheit gab Kenpachi die Möglichkeit, sie in kleinen Nebenrollen in seriösen Filmen, beim Bunraku, dem Puppentheater, und bei einer kleinen Kabuki-Gruppe unterzubringen. Er verschaffte ihr auch Auftrittsmöglichkeiten bei Tanzgruppen, zuerst bei den Kagura, die an Festtagen traditionelle Tänze vor den Schinto-Schreinen aufführten, dann bei einer Bugaku-Gruppe. Hier lernte sie, maskiert und rotgewandet, mit einem silbernen Stab in der Hand, die stolzen und gemessenen Tänze, die manchmal Stunden dauerten. Zwar konnte Yoshiko als Tänzerin bestehen, war jedoch unzuverlässig, kam zu spät zu Aufführungen, wurde beim Stehlen ertappt und entlassen.

Kenpachi verschwand nie ganz aus ihrem Leben. Ein Amerikaner, dessen Sportwagen sie gestohlen hatte, wurde von Kenpachi entschädigt und überredet, auf eine Anzeige zu verzichten. Und als Yoshiko einem Nachtklubbesitzer mit

Verbindungen zur Unterwelt die Brieftasche stahl, war es wieder Kenpachi, der helfend eingriff und die *yakuza* von der Absicht, sie zu töten, abbringen konnte. Sie nahm an Festen im Schloß Ikuba, in Kenpachis Stadtwohnung und in Kamakura teil, der Küstenstadt, wo ihm ein Haus am Strand in Sichtweite des Großen Buddha gehörte. Er lud sie zu Filmpremieren ein, schlief mit ihr und gab ihr Geld. Yoshiko hörte nie auf, ihn zu lieben. Gleichwohl begriff sie, daß alles, was er ihr gab, sie nur daran hinderte, sich von ihm zu befreien.

Sie war einundzwanzig, als er ihr sagte, daß sie bis auf weiteres für Zenzo Nosaka arbeiten werde.

»Was will ein solch bedeutender Mann mit mir?« fragte Yoshiko.

»Im Westen wird es Industriespionage genannt«, sagte Kenpachi. »Die japanischen Gesetze kennen so etwas jedoch nicht. Wir betrachten es als das Sammeln von Information, nicht mehr und nicht weniger. Nosaka-san hat sein eigenes Netz zur Informationsbeschaffung aufgebaut, das durch eine Bank funktioniert, die ihm gehört. Du wirst genau das ausführen, was Nosaka-san dir aufträgt, ist das klar?«

»Hai.«

»Du wirst gut bezahlt werden. Nosaka-san wird dein *daimyo* sein, dein Herr. Du gehorchst ihm bedingungslos. Tust du es nicht, wird er dich töten. Verstehst du das?«

»Hai, Kenpachi-san.«

Es war eine sehr zufriedenstellende Arbeit, die ihr erlaubte, viel zu erreichen und gut zu verdienen. Mit den von Nosakas Bank, der Eastern Pacific Amalgamated Limited, gelieferten Information suchte sie Geschäftsleute auf, die entweder bereitwillig Geschäftsgeheimnisse verkauften oder sich als Zielperson für mögliche Erpressungsmanöver eigneten. Sie reiste nach London, Paris, Genf und Rom, manchmal als Kurier für Bargeld oder Informationen, manchmal als ›Fotomodell‹ oder ›Modeschöpferin‹, die sich rasch mit Direktoren, Konstrukteuren und Chefingenieu-

ren, die wichtige Informationen liefern konnten, anfreundete. Und da sie von der Eastern Pacific für jeden Auftrag mit Hintergrundinformationen versorgt wurde, war der Vorteil auf ihrer Seite.

In San Francisco brachte sie den Inhaber einer Herstellerfirma von Mikrochips dazu, der Eastern Pacific ein Grundstück zu verkaufen. Sie zahlte ihm das Vielfache des Wertes im Austausch für wertvolle Informationen. Sie reiste mit japanischen Forschungsgruppen, die im Ausland mit aggressiven Methoden Informationen sammelten und dann der Regierung und der Großindustrie Bericht erstatteten. Sie wohnte Konferenzen und Treffen in Japan und im Ausland bei, wo sie Chefingenieure, Verkaufsdirektoren und Vorstandmitglieder kennenlernte und Nosaka erzählte, was sie erfahren hatte.

Durch ihn erhielt sie Einladungen zu Abendgesellschaften und Pressekonferenzen, wo sie sich unter Politiker und Journalisten mischte, deren Gespräche und beiläufige Bemerkungen in Nosakas Akten eingingen. Wenn es ihr befohlen wurde, bespitzelte sie auch seine Angestellten. Einmal erfuhr sie von der Absicht eines Betriebsdirektors, der Presse Informationen über die Abfallbeseitigungspraktiken der Gesellschaft zuzuspielen, was dem Ansehen und dem Geschäft des Konzerns geschadet hätte. Kurz nachdem sie Nosaka verständigt hatte, starb der betreffende Direktor an, wie die Diagnose lautete, Herzversagen.

Als ein sowjetischer Pilot desertierte und mit einer hochmodernen Jagdmaschine auf einem amerikanischen Luftstützpunkt in Japan landete, erhielten nur militärische Spezialisten der Amerikaner die Erlaubnis zur Untersuchung. Yoshiko beschaffte jedoch eine Kopie des Berichts, die eine bis ins einzelne gehende Analyse der Maschine enthielt. Nosaka gab die Kopie im Austausch gegen künftige Gefälligkeiten an den japanischen Nachrichtendienst weiter.

Wenn Nosaka abschreckend und einschüchternd sein konnte, so verstand er dies durch Großzügigkeit wettzumachen. Zum erstenmal hatte Yoshiko alles, was sie wollte.

Prostitution und kleine Diebereien waren nicht mehr notwendig. Sie konnte sich Kleider der feinsten japanischen und ausländischen Modeschöpfer leisten und einen teuren Wagen fahren. Sie kaufte eine teure Eigentumswohnung am Omote-sando Boulevard, nicht weit vom Heiligen Meiji-schrein, dessen Eingang von einer eintausendsiebenhundertjährigen japanischen Zypresse beschattet wurde. Der Omote-sando Boulevard mit seinen eleganten Geschäften, die ausländische Modeartikel und ultramoderne Kleidung verkauften, war eine beliebte Einkaufsstätte der eleganten Welt, zu der sich auch Yoshiko jetzt zählen durfte. Vor allem konnte sie ihrer Leidenschaft für alten Schmuck frönen. Was Liebhaber betraf, so nahm Yoshiko keine mehr für Geld, sondern nur zum Vergnügen.

Luxus und Wohlleben hatten jedoch ihren Preis. Sie lernte Nosaka fürchten, wie sie Kenpachi nie gefürchtet hatte. Sie wußte von der Blutsbrüderschaft; auf Nosakas Anweisung hatte sie an der geheimen Kampfausbildung für die aktiven Streiter der Blutsbrüderschaft teilgenommen. Yoshiko war ein moderner *ninja;* sie mußte bereit sein, zu kämpfen und wenn nötig zu sterben. Ob es ihr gefiel oder nicht, sie hatte den Weg des Kriegers gewählt, welcher der Tod war.

Ein Teil von ihr fragte sich, ob Kenpachi es tatsächlich über sich bringen würde, sie zu töten. Schließlich gab es eine Bindung zwischen ihnen, eine Vergangenheit, mit der keiner von ihnen brechen wollte. Solche Zweifel hatte sie im Hinblick auf Nosaka nicht. Sollte er es für notwendig erachten, würde er sie ohne einen Augenblick des Bedauerns beseitigen lassen.

Aus diesem Grund hatte sie nicht gezögert, als er sie angewiesen hatte, die Hansards aus dem Weg zu räumen und ihren Sohn nach Tokio zu bringen. Der Junge, Todd Hansard, war für Kenpachi wichtig. Den Grund kannte Yoshiko nicht, noch war es erforderlich, daß sie etwas darüber wußte. Ihre Pflicht, *giri,* war bedingungsloser Gehorsam gegenüber Nosaka. Ihre Furcht vor dem alten Mann reichte bis-

weilen hin, sie um den Verstand zu bringen, machte sie aber auch grausam und bedenkenlos in ihrer Arbeit.

In ihrem Hongkonger Hotelzimmer zog Yoshiko ein Norma-Kamali-Kleid aus weißer Baumwolle an, mit breiten, dick wattierten Schultern und einem weiten, bis zur Mitte der Wade reichenden Saum. Ein zehn Zentimeter breiter Gürtel aus schwarzem, mit winzigen Knöpfen besetztem Leder betonte ihre schmale Taille. Sie trug weiße Strümpfe und schwarzweiße Sandalen mit hohen Absätzen und ausgeschnittenen Zehen. Zu den großen Weißgold-Ohrringen hatte sie zwei Lieblingsstücke aus ihrer Sammlung alten Schmucks gewählt – ein viktorianisches Armband aus Goldblättern in Email, besetzt mit blauen Saphiren, und einen Anhänger aus Gold und Email von Giuliano, dem großen italienischen Juwelier, der im London des 19. Jahrhunderts gearbeitet hatte. Ihre Uhr von Harry Winston in New York hatte mehr gekostet, als sie früher in einem ganzen Jahr verdient hatte.

Yoshiko packte ihre Sachen, beschloß aber keinen Gepäckträger zu rufen, bis sie von dem chinesischen Paar gehört hätte, das angemietet worden war, sich als Todd Hansards Verwandte auszugeben. Die beiden mußten jeden Augenblick von der Hotelhalle anrufen, um zu melden, daß der Junge draußen in einem wartenden Wagen sei. Dann würde es Zeit sein, das Gepäck hinuntertragen zu lassen, das Paar zu bezahlen und zum Flughafen Kai Tak zu fahren. Dort wartete eine Privatmaschine, die sie und Todd nach Tokio bringen sollte, wo er von anderen übernommen würde.

Kenpachi hatte darauf bestanden, daß Yoshiko vor der Abreise aus Hongkong telefonisch Meldung machte. Er mußte wissen, daß der Junge in ihrem Besitz war. Der nervöse Wakaba diente als Verbindungsmann und wartete in Wanchai am Telefon.

Hatte Kenpachi sich vorgenommen, den Jungen als glücksverheißendes Menschenopfer einzumauern, oder wollte er ihn zu einem anderen, aber ähnlich beängstigen-

den Ritual gebrauchen? Solch ein Mann war zu allem fähig. Er hatte einen verborgenen Charakterzug, den Yoshiko unbegreiflich fand. Er hatte mit Gewalttätigkeit zu tun, aber nicht der kaltblütigen, berechnenden Art von Gewalttätigkeit, die sie von Nosaka erwarten konnte. Unter dem Firnis von Talent, Umgangsformen und gutem Aussehen verbarg Kenpachi etwas Animalisches und Dämonisches.

Einige Mitglieder der Blutsbruderschaft wußten, warum Kenpachi den Jungen wollte, aber niemand würde es Yoshiko sagen. Sie hätte Kenpachi um eine Antwort bitten können, aber auch Nosaka war in den Fall verwickelt, und *es* war klüger, zu dieser Zeit keine Fragen zu stellen. Wenn sie wollten, daß Yoshiko es wisse, würden sie es ihr sagen. Wenn nicht, ließ sie die Dinge am besten auf sich beruhen.

Nosaka hatte sie instruiert, sorgsam vorzugehen und nichts Belastendes in einem Hotel oder anderswo zurückzulassen. Yoshiko war mit der Inspektion des Bades gerade fertig, als sie ein leises Klopfen an der Tür vernahm. Sie schloß den Apothekenkasten und lauschte. Sie erwartete niemanden und hatte in Hongkong keine Bekannten.

Vorsicht. Sie ging ins Schlafzimmer, griff in ihre Umhängetasche und nahm den Fächer heraus, den Nosaka ihr aus seiner Sammlung alter Waffen gegeben hatte. Er war eine wirksame und tödliche Waffe, und sie hatte Stunden mit dem Erlernen seines Gebrauchs zugebracht. Es wurde ein zweites Mal geklopft, und sie ging zur Tür und fragte auf englisch: »Wer ist da?«

»Sun.« Der Chinese und seine Frau, die Yoshiko den Jungen zuführen sollten.

Yoshiko berührte den Drehknopf, öffnete aber nicht. »Sie sollten mich von unten anrufen.«

»Ich versuchte es, aber Ihr Telefon ist nicht in Ordnung.«

»Augenblick.« Sie durchquerte den Raum, nahm den Hörer ab und hielt in ans Ohr. Die Leitung war tot. Sie entspannte sich. Der Fächer war in ihrer Hand, als sie die Tür öffnete.

»Miß Mara? Yoshiko Mara? Ich bin Hauptmann Fuller,

Königliche Polizei Hongkong. Dies ist Inspektor Jenkins. Verzeihen Sie, daß wir Sie stören, aber dürfen wir eintreten?« Er wandte sich zu einem chinesischen Polizisten im Korridor. »Das ist alles Deng. Bitte begleiten Sie Mr. und Mrs. Sun hinunter.«

Yoshiko nahm erschrocken beide Hände hinter den Rükken und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie war getäuscht worden. Wieviel wußten sie?

Die englischen Beamten, beide in Zivli, traten ein, gefolgt von einem uniformierten chinesischen Polizisten und einem breitschultrigen, massigen und grauhaarigen Mann, der Yoshiko aus Augen beobachtete, die sie an die Kobra gemahnten. Der Mann stieß die Tür mit seinem Spazierstock zu, aber vorher gelang es ihr noch, einen Blick auf die Suns zu erhäschen, wie sie von einem chinesischen Polizeibeamten zum Aufzug begleitet wurden. Etwas war daneben gegangen. Hatte sie einen Fehler gemacht, oder war sie verraten worden?

Hauptmann Fuller, der leitende Beamte, war ungefähr Mitte vierzig und hochgewachsen. Er hatte gebeugte Schultern, einen schmalen Schnurrbart unter der Nase und die erkennbare Absicht, diskret und hilfreich zu sein. Er hätte ein Schuldirektor sein können, der Yoshiko Straffreiheit für den Fall zusicherte, daß sie ihre Teilnahme an einem dummen Streich zugab. Der zweite Engländer, Jenkins, strich sich mit den Fingern über seinen buschigen roten Schnurrbart und beäugte sie mit unverhohlenem Wohlgefallen. Der chinesische Beamte wahrte die Haltung eines Dieners, der seinen Platz kennt, und blieb einen respektvollen Schritt hinter den Engländern.

Der Mann mit dem Spazierstock stellte sich mit dem Rükken an die Tür, und unter den schweren Lidern, die seinen Augen einen halbgeschlossenen Ausdruck verliehen, folgte sein Blick jeder ihrer Bewegungen. Yoshiko spürte, daß die größte Gefahr von ihm ausging.

Fuller sagte: »Wir dachten uns, daß Sie uns vielleicht in unseren Nachforschungen helfen könnten. Es betrifft die

Todesfälle von Mr. und Mrs. Ian Hansard und eine Behauptung des Ehepaars Sun, Mrs. Hansards einzige Verwandte und daher berechtigt zu sein, die Vormundschaft über den einzigen Sohn der Hansards anzutreten.«

Um sich selbst zu retten, haben sie die Polizei zu mir geführt.

Sie lächelte den Polizisten zu, die einen Halbkreis um sie gebildet hatten, und zog den Fächer hinter dem Rücken hervor. Ein kurzes Hochschnellen der Hand aus dem Gelenk ließ den aus Elfenbein, Silber, Gold und Eisen gemachten Fächer aufklappen. Sie fächelte sich langsam Luft zu. »Ich bedaure, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Ich habe Mr. und Mrs. Sun nie gesehen.«

»Das war nicht der Eindruck, den ich draußen im Korridor gewann«, sagte der grauhaarige Mann mit dem Spazierstock. Seine breite Aussprache verriet den Amerikaner.

Fuller seufzte, und seine Nasenflügel blähten sich in Mißvergnügen. Die Vorstellung erfolgte widerwillig. »Verzeihen Sie. Das ist Mr. Frank DiPalma aus Amerika. Man sagt uns, daß er Todd Hansards leiblicher Vater sei.«

Yoshiko hob den Fächer, so daß er den größten Teil ihres Gesichts verdeckte. *Hai,* sie kannte diesen Mann. Er und Kenpachi-san waren Feinde, Rivalen im Weg des Schwertes und jetzt Rivalen um den Besitz des Jungen. Yoshikos Augen blitzten über dem Fächer. Wollte Kenpachi-san den Jungen, um an dem verhaßten Amerikaner Vergeltung zu üben?

»Zuerst«, sagte Fuller, »stellten die Suns sich als Katharine Hansards Verwandte vor. Aber wir verhörten sie auf Mr. DiPalmas Ersuchen, und nun scheint es, daß sie die Behauptung nicht aufrechterhalten. Gleichzeitig gaben sie an, daß sie den Jungen Ihnen übergeben sollten.«

Er lächelte, um ihr zu zeigen, daß auch er eine solche Idee absurd und entgegen aller Vernunft betrachtete.

Jenkins, der seinen Groll auf DiPalma noch nicht verwunden hatte, sagte: »Vielleicht sollten wir erwähnen, daß Mr. DiPalma hochgestellte Freunde hat. Wir erhielten in dieser Sache Anrufe aus Peking, London und sogar von unserem

Gouverneur. Alle ersuchen uns, daß wir in vollem Umfang mit ihm zusammenarbeiten, was wir selbstverständlich tun werden, weil wir wissen, was gut für uns ist. Mr. DiPalma ist hier, uns zu zeigen, daß Macht eine Tatsache ist, die man ernst nehmen muß. Hat eine fantasievolle Theorie, der Mann. Glaubt, eine schöne Frau wie Sie habe die Hansards ermordet.«

DiPalma sagte mit rauher Stimme: »Fragen Sie sie, woher sie die Suns kennt.«

»Das hat sie beantwortet«, sagte Jenkins. »Sie sagte, sie habe die beiden nie gesehen. Sie haben nicht zugehört.«

DiPalma rieb sich das unrasierte Kinn mit dem Silberknauf seines Spazierstocks. »Oh, ich habe schon zugehört. Kein Wort ist mir entgangen. Sie werden mir wahrscheinlich sagen, daß sie an der Tür dachte, sie spreche mit dem Hoteldiener.«

Yoshiko neigte den Kopf. »Wie Sie sagen, mit dem Hoteldiener.«

DiPalma lächelte gereizt. »Ein hübscher Zug. Ich sage es vor, und Sie sagen es nach. Vielleicht sollten wir eine kleine Aufführung veranstalten. Nun, sehen wir mal, wie Sie damit fertig werden: Jemand sah, wie Sie Katharine Hansard totschlugen und dann in ihrem Atelier Feuer legten.«

»Wirklich, DiPalma!« Jenkins sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. »Was soll das heißen? Und warum haben Sie uns diese kleine Neuigkeit nicht vorher mitgeteilt?«

»Kunoichi.« DiPalma zog das Wort mit seinem barbarischen Akzent in die Länge und machte es zu einer heiseren, drohenden Anklage. Yoshiko, im Augenblick völlig überrumpelt, war fassungslos. Wie konnte der Amerikaner über sie Bescheid wissen, wenn nicht der Geist des Bösen in ihm war. Sie mußte aus diesem Raum, vor diesem Dämon fliehen.

Der Fächer in ihrer Hand war ein *tessen,* ein Kriegsfächer mit einer rasiermesserscharfen stählernen Schneide und Spitze unter der Goldfarbe. Er war nicht nur die Waffe einer

Frau; Jahrhunderte alt, war er von zwei Generälen der Feudalzeit im Feld getragen worden.

Zuerst mußte sie die Polizisten ausschalten, weil sie Schußwaffen trugen. Mit einem nervösen Lächeln, das an sein Mitgefühl appellierte, einer stummen Bitte, die ihn in seiner Arglosigkeit bestärken sollte, wandte sie sich zu Hauptmann Fuller. Er hatte die Hände an den Seiten und war wehrlos, als sie ihm die Schneide des Fächers in einem blitzschnellen Rückhandschlag durch die Kehle zog. Er beschrieb rückwärts taumelnd eine halbe Körperdrehung und bespritzte Yoshiko und den chinesischen Polizisten mit Blut.

Während Fuller über den Schreibtisch fiel, trat Yoshiko dem chinesischen Beamten in den Unterleib und im nächsten Augenblick mit dem Absatz auf Jenkins' rechten Fuß. Beide krümmten sich, und als Jenkins sich vornüberbeugte, stieß Yoshiko mit dem Fächer nach seinem Auge. Zu spät riß er die Hände hoch, sein Gesicht zu schützen. Sie überließ den schreienden Waliser sich selbst und sprang über den am Boden liegenden Chinesen DiPalma an.

Sie wußte, daß er gewarnt und auf den Angriff gefaßt war, also wirbelte sie im letzten Augenblick herum und stieß mit dem rechten Bein rückwärts ausgestreckt nach seinem Unterleib. DiPalma wich nach links aus und wehrte den Tritt mit einem schnellen Stockschlag auf die Wade ab. Yoshiko geriet aus dem Gleichgewicht und ging zu Boden, ein Bein unter sich. Statt aufzuspringen, holte sie mit dem Fächer aus und führte einen schnellen Rückhandschlag gegen Franks rechtes Knie.

Nimm der Schlange den Zahn, und sie ist harmlos, sagten die Stockfechter. Der Fächer war Yoshikos Zahn. DiPalma war auf der Hut und begegnete ihrem Rückhandschlag mit einem eigenen; sein Stock sauste in einem kurzen Abwehrschlag, hinter dem das Gewicht seines massigen Körpers lag, in einer Gegenbewegung schräg abwärts und brach ihr das Handgelenk mit zerschmetternder Wucht. Yoshiko fiel rückwärts, versuchte unbeholfen, das unbrauchbare Hand-

gelenk mit der Linken haltend, wieder auf die Beine zu kommen.

DiPalma ließ ihr keine Zeit. Ehe sie an Gegenwehr denken konnte, war er da und trieb ihr den kurz umfaßten Silberknauf des Spazierstocks in einem Aufwärtshaken unter das Kinn. Sie fiel rücklings zu Boden, wälzte sich herum, versuchte hochzukommen und sackte zurück, als die erste Kugel in ihre Seite fuhr.

»Nein!« schrie DiPalma, aber Jenkins, den Revolver in beidhändigem Griff, feuerte weiter, bis die Trommel leer war. Zwei weitere Kugeln schlugen Yoshiko in die Brust und ließen auf dem weißen Kleid rasch sich ausbreitende rote Flecken erblühen. Ein weiterer Schuß ging fehl und traf den Fernseher, dessen Bildröhre implodierte. Ein fünfter Schuß traf Yoshiko in die Schulter, der letzte fuhr in ein Sofa.

Jenkins, das Gesicht blutüberströmt, stöhnte: »Miststück, verdammtes! Elendes, verfluchtes Miststück!«

DiPalma sprang zu ihm. »Das hätten Sie nicht zu tun brauchen. Der Kampf war zu Ende.«

Jenkins wandte das Gesicht nicht von Yoshiko. »Mein Auge, du verfluchtes Miststück.«

Es war sein rechtes Auge. Die starke Blutung ließ keine Einschätzung des Schadens zu, aber das Auge sah nicht gut aus.

»Mein Gott, der Schmerz«, sagte Jenkins. »Kann nicht sehen. Kann nicht …«

Jenkins schwankte, DiPalma stützte ihn und half ihm zum Bett.

Von draußen schlugen Polizisten mit ihren Pistolenkolben gegen die Tür. Er ließ sie ein, zwei chinesische Beamte mit gezogenen Pistolen, die ihn zurückstießen und zu den Toten eilten.

»Rufen Sie einen Krankenwagen«, sagte DiPalma. »Ich glaube, Fuller ist tot, und die Frau auch. Jenkins und der Mann am Boden können Hilfe gebrauchen. Was ist mit dem Telefon?«

»Funktioniert wieder«, sagte einer der chinesischen Beamten. »Wir haben die Leitung wieder angeschlossen. Die von uns verursachte Unterbrechung war nur zeitweilig, wie Sie vorschlugen.«

DiPalma starrte auf Yoshikos Leichnam. »Ja. Wie ich vorschlug.« Er hatte sie lebendig gewollt. Sie war nur ein Muli, ein Kurier, der Todd irgendwohinbringen sollte, zu jemand anderem. Sie war ein Glied in einer Kette, der DiPalma bis zu ihrem Anfang hatte folgen wollen. Jenkins' Zorn war verständlich, doch indem er ihr das Lebenslicht ausgeblasen hatte, hatte er Frank DiPalma die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Yoshikos Perücke war heruntergefallen. DiPalma kauerte neben dem Leichnam nieder. Er starrte ins Gesicht, dann fiel sein Blick auf den Adamsapfel. Großer Gott, war es möglich?

Während einer der chinesischen Polizisten nach dem Krankenwagen telefonierte und der zweite Jenkins versorgte, schaute DiPalma unter Yoshikos Kleid.

Er stand auf. Der Beamte am Telefon legte den Hörer auf und kam herüber. »Hauptmann Fuller ist tot, und Inspektor Jenkins wird vielleicht das rechte Augen einbüßen. Chang fehlt weiter nichts.«

»Der Mann, dem in den Unterleib getreten wurde?«

»Ja. Inspektor Jenkins sagte, die Frau habe dies alles getan. Wissen Sie, wer sie war?«

DiPalma schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Aber eins kann ich Ihnen sagen: Hauptmann Fuller ist nicht der einzige tote Mann in diesem Zimmer. Yoshiko Mara ist keine Frau. Sie ist ein Mann. Ein toter Mann.«

11

Unruhig wanderte Kenpachi auf den alten Steinplatten des Tempels von Wanchai hin und her. Er überließ den Assistenten die Ausleuchtung der nächsten Szene. Am Eingang

lehnte er sich an eine Säule und blickte in die Menge, die sich entlang der Straße eingefunden hatte, um die Filmaufnahmen zu beobachten. Er war im Tempel des Lebenden Buddha, dessen Inneres mit Tausenden von Spiegeln bedeckt war. Nach einem lokalen Brauch ließen die von einer Krankheit Genesenen hier im Tempel einen Spiegel zurück, der eine glückbringende Inschrift trug. Kenpachi wollte sichergehen, daß die Jupiterlampen nicht von den Spiegeln reflektiert wurden oder störende Helligkeit verursachten. Diese Forderungen zufriedenzustellen, erforderte Zeit, und Kenpachi war nicht der Mann, der gern wartete. Schon gar nicht jetzt, wenn seine Gedanken bei Yoshiko und dem Jungen waren.

Ein weiterer einheimischer Brauch hatte die Filmaufnahmen des Nachmittags zusätzlich verzögert und Kenpachi Zeit gekostet, die benötigt wurde, um eine Szene auf den Stufen des Tempels zu drehen, solange noch die Sonne schien. Eine chinesische Trauerprozession war am Tempel vorbeigezogen, voraus Musikanten, die Oboen und Zimbeln spielten, dann die Trauernden in weißen Gewändern und Kapuzen, und Verwandte des oder der Dahingegangenen, beladen mit gebratenen Schweinen als Opfergaben für die Götter. Ein wütender Kenpachi hatte sich durch die Zuschauer gedrängt und in seiner Limousine gewartet, bis die Prozession weitergezogen war. Für Jan Golden bedeutete der Trauerzug nur Kosten für Überstunden. »Das geht ins Geld, sagte der Affe, als er in die Registrierkasse pinkelte.«

Kenpachi nahm den Sucher in die Hand, der um seinen Hals hing, und beobachtete wie die chinesischen Zuschauer Tom Gennaro applaudierten, der gerade die Limousine verlassen hatte, die als seine Umkleidekabine diente. Gennaro und seine chinesische Freundin hatten eine Szene, in der er einen Spiegel im Tempel anbrachte, aus Dankbarkeit, daß er in Vietnam einen Feuerüberfall überlebt hatte.

Kenpachis Blick ging weiter zu seinem eigenen Wagen,

der vor einer Möbelschreinerei parkte. Kein Signal von Wakaba. Was bedeutete, daß Yoshiko nicht angerufen hatte. Verdammt. Es war Spätnachmittag, und noch immer fehlte jede Nachricht von dem Jungen. Kenpachi fand Sakon, wie Yoshikos männlicher Name lautete, gedankenlos, vergeßlich und ohne Selbstsicherheit. Damit nicht genug, war die männliche Seite trotz Sakons körperlicher Schönheit langweilig und gewöhnlich wie Dreck. Nur als Yoshiko, ausgestattet mit Frauenkleidern und Make-up, wurde Sakon spontan, eigenwillig, sinnlich. Seine weibliche Seite war sein größtes Talent.

Wenn die Beziehung zwischen Nosaka und Yoshiko niemals eine andere als die zwischen Herrn und Diener gewesen war, so ließ sich die Beziehung zwischen ihr und Kenpachi weniger leicht klassifizieren. Sakon hatte Kenpachi immer geliebt. Er war Sakons einziges menschliches Gefühl. Kenpachi aber hatte sich durch die Konzentration auf seine eigenen Probleme von der Liebe befreit. Gleichwohl war Sakon mehr als eine Quelle der Lust. Er war eine Leidenschaft, von der Kenpachi niemals ganz geheilt worden war, ein schönes Objekt und eine angenehme Täuschung, auf die Kenpachi stets Anspruch hatte. Tief in seinem Herzen kannte er jedoch den wahren Grund, warum er ihn brauchte. Nur von Sakon fühlte er sich wirklich geliebt.

Er hörte, wie Jan Golden ihn beim Namen rief. Aber ehe er sich umwenden und ihr antworten konnte, machten gellende Sirenen die Straße frei, und zwei Streifenwagen hielten vor den Tempelstufen. Drei Polizisten kamen die Stufen herauf und blieben vor Kenpachi stehen.

»Mr. Kon Kenpachi?« Der Beamte war Engländer und von mittlerem Alter, ein kleiner, haariger Mann mit gebräunten, faltigen Zügen und einer Miene geplagter Vornehmheit.

»Der bin ich, ja.«

»Wir möchten Sie bitten, uns zum Polizeipräsidium zu begleiten. Wir sind der Meinung, daß Sie uns vielleicht bei unseren Ermittlungen helfen könnten.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es wird Ihnen erklärt werden, wenn Sie dort sind. Einer unserer Beamten wurde ermordet. Zwei weitere wurden verletzt, einer davon schwer.«

»Was hat das mit Mr. Kenpachi zu tun?« Jan Golden war neben ihn getreten. Sie war wachsam und bemüht, weitere Unterbrechungen der Dreharbeit zu verhindern.

»Wir haben mit Mr. Kenpachi zu sprechen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Kenpachi zwang sich zur Ruhe. »Ich muß meinen Leuten sagen …«

»Tut mir leid, dafür ist jetzt keine Zeit. Die Ermordung eines Polizeihauptmanns ist eine ernste Angelegenheit. Wir möchten der Sache sehr gern auf den Grund gehen. Das Individuum, das die Tat verübte, ist tot. Es gibt da einige Verwirrung, insbesondere was das Geschlecht betrifft. Es scheint, daß Sie und dieses Individuum miteinander bekannt waren, und darüber möchten wir mit Ihnen sprechen.«

Es dauerte einige Sekunden, bis Kenpachi begriff, daß das ›Individuum‹ Sakon war. Benommen ließ er sich von dem Polizeioffizier am Ellbogen die Stufen hinab und zum Wagen führen. Auf dem Rücksitz, eingeklemmt zwischen zwei chinesischen Beamten, gab Kenpachi durch keine Regung zu erkennen, daß die Nachricht von Sakons Tod ihn wie ein betäubender Schlag getroffen hatte. Er schloß die Augen, legte die Handflächen auf die Oberschenkel und übte sich in *zazen,* Meditation. Mit der inneren Kraft, die er aus den Übungen des *buschido* gewonnen hatte, widerstand er dem Drang, sich den Erinnerungen an Sakon hinzugeben, und bemühte sich, seinen Geist von Kummer und Furcht freizuhalten.

Zusammen mit einigen Darstellern und Filmtechnikern sah Jan den Wagen mit Kenpachi davonfahren. Der zweite Streifenwagen folgte, und beide Fahrzeuge rollten langsam durch die von den chinesischen Zuschauern freigehaltene Gasse. Und dann strömte die Menge hinter dem zweiten

Wagen wieder auf die Straße und versperrte Jan die Sicht. Aber nicht, bevor sie Frank DiPalma allein im Fond des zweiten Wagens gesehen hatte.

12

DiPalma reichte Todd seinen schwarzen eichenen Spazierstock. Sie saßen in einem Restaurant im Landmark, einem eleganten neuen Gebäude, dessen fünf Geschosse Bankfilialen, Boutiquen, Juweliergeschäfte, Restaurants und Luftlinienbüros beherbergten. Sie hatten auf einem Balkon gegessen, von dem man in einen weiten überdachten Innenhof hinabblicken konnte, wo es ein kreisrundes Wasserbecken mit einem Springbrunnen gab. Die Höhe der Fontäne wurde selbsttätig dem umgebenden Geräuschpegel angepaßt: Je höher dieser lag, desto höher stieg auch sie. Das Restaurant, sagte Todd, sei eines von Katharines Lieblingslokalen gewesen. Die Inneneinrichtung war so gewählt, daß es einer Gastwirtschaft des 17. Jahrhunderts ähnelte, mit Steinschloßpistolen und Bildern von Wegelagerern an den Wänden, und mit chinesischen Kellnerinnen, die Kniehosen und Dreispitze trugen.

DiPalma und Katharine waren vor elf Jahren hierher gekommen. Damals war das Landmark ein Hotel gewesen, mit einer ruhigen Bar und einem Filipino-Pianisten, der nur Broadwayschlager sang, die vor 1945 geschrieben worden waren. In diesen elf Jahren hatte Hongkong durch Grundstücksspekulationen viel von seiner Vergangenheit verloren.

Todd umfaßte den Spazierstock, als wäre es ein *shinai.* Den silbernen Knauf in der Handfläche der Linken, die letzten drei Finger zudrückend, während Zeigefinger und Daumen den Stock locker hielten. Die rechte Hand war genau eine Faustbreite entfernt, die letzten drei Finger haltend, Zeigefinger und Daumen entspannt. Beide Daumen wiesen abwärts.

Guter Griff, dachte DiPalma. Kräftig genug, um zu verhindern, daß ihm die Waffe aus der Hand geschlagen wurde, doch beweglich genug, um nachzugeben, wenn darauf geschlagen wurde. Katharine hatte gesagt, daß Todd ein für sein Alter außerordentlicher Kendoka sei. DiPalma war gespannt, selbst zu sehen, wie gut der Junge war.

Eine Bedienung räumte das Geschirr ab und ließ eine Kanne Tee zurück. Als sie gegangen war, goß DiPalma Tee in kleine Zinntassen und kühlte den seinigen, indem er die Tasse zur Hälfte mit Milch auffüllte. Sein Magen vertrug keine zu heißen oder zu kalten Speisen und Getränke. Todd hob den Stock ausholend über den Kopf, dann zog er ihn langsam abwärts, bis er fast den Tisch berührte. Das wiederholte er mehrmals, lächelte DiPalma zu und legte den Stock auf einen leeren Stuhl.

DiPalma lächelte zurück. »Sehr gut. Das war *Jodan,* nicht?« *Jodan* war die Stellung der oberen Ebene, in der die Fäuste vor dem Angriff oder der Verteidigung in Stirnhöhe gehalten wurden. Es war eine der fünf Grundstellungen im Kendo, allerdings nicht eine der häufigsten.

»Es ist nichts für jeden«, sagte Todd, »aber mir paßt es gut so. In einem Wettkampf habe ich manchmal das Gefühl, als wäre mein *shinai* ein richtiges Schwert. Also ziehe ich es nach Art der Katori aus der imaginären Scheide, und die *Jodan*-Stellung ergibt sich von selbst.«

DiPalma war mit der Katori-Methode vertraut. Daumen und Zeigefinger zogen in einer schraubenden Bewegung am Stichblatt des Schwertes, so daß es wie von selbst aus der Scheide und in die beidhändige Haltung über den Kopf sprang. Es war eine schnelle Methode, das Schwert zu ziehen, schwierig zu parieren, und sie schuf eine längere Reichweite als andere Methoden. Die Haltung des Schwertes über dem Kopf bedeutete auch weniger Distanz zwischen Klinge und Ziel, was den Katori-Abwärtsschlag zu einem der schnellsten im Kendo machte. Es war eine Art der Fechtkunst, die während des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Blütezeit erlebt hatte und heute nur selten noch geübt wurde.

»Warum gefällt dir der Gebrauch von zwei Schwertern zugleich?« fragte Todd.

DiPalma rührte seinen Tee. »Die meisten Leute mögen nicht mit zwei *shinais* zugleich fechten. Zu schwierig zu beherrschen. Was mich angeht, mir gefällt es. Der kurze Stock gibt mir die Möglichkeit, des Gegners Waffe zu kontrollieren, und wenn ich sie pariert oder beiseitegeschlagen habe, hat er gegen meinen langen Stock nichts einzusetzen. Wenn du damit umzugehen weißt, ist ein kurzer *shinai* eine gute Abwehr. Aber deine Punkte machst du mit der längeren Waffe. Sie hat die Reichweite.«

»Aber es gibt den richtigen Moment für den Einsatz des Kurzschwertes. Wenn der Gegner dir nahe ist und du keine Bewegungsfreiheit für das Langschwert hast. Oder wenn du in beengtem Raum kämpfst. Auch ist es gut, sowohl ein kurzes wie auch ein langes Schwert zu haben, wenn du gegen mehrere Angreifer zugleich kämpfst. Kenpachi-san sagt, ich solle anfangen, mit zwei *shinais* zu üben.«

Kenpachi-san sagt. DiPalma spürte es sofort: Trotz unter Todds Höflichkeit. Ein Potential der Frechheit und Anmaßung, das nicht zum wohlerzogenen Äußeren des Jungen paßte. Todds Einstellung zu Kenpachi war ebenso widersprüchlich. Der Junge schien ihn zu fürchten, sprach aber von ihm, als wäre er sein Oberkommandierender. Oder *daimyo*. DiPalma wünschte nicht, daß Kenpachi in Todds Leben eine gleichwie geartete Rolle spiele. Kenpachi hatte den Mut und das Selbstbewußtsein, sich seine eigenen Gesetze zu geben und danach zu handeln. Dies konnte auch durch das Ausleben negativer Charaktereigenschaften geschehen, und Verderbtheit war ansteckend.

DiPalma hatte Todd von der Konfrontation in Yoshiko Maras Hotel erzählt, aber nicht von Yoshikos Verbindung zu Kenpachi. Es wäre unklug, Kenpachi vor dem Jungen schlechtzumachen. Trat er zu früh auf die Bremse, würde der Junge nur mit Trotz reagieren und DiPalma wäre der Dumme. War dies wirklich der erste Tag, den er und Todd zusammen verbracht hatten?

Es gab niemanden, mit dem DiPalma ausführlich über Katharines Tod sprechen konnte, und die Hongkonger Polizei machte da keine Ausnahme. DiPalmas einziger Augenzeuge ihres gewaltsamen Todes war Todd, der die Tat durch seine Gabe des zweiten Gesichts gesehen hatte. Frank glaubte ihm, aber die Polizei konnte und würde derartigen Aussagen keinen Glauben schenken; er an ihrer Stelle würde nicht anders handeln. In der Welt eines Polizisten zählten nur Tatsachen.

Als die Polizei ihn über die Geschehnisse in Yoshiko Maras Hotelzimmer befragt hatte, war DiPalma wortkarg geblieben. »Ich versuchte es mit einem Bluff, und es klappte. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Vergeben Sie mir, wenn ich nicht imstande bin, die Angelegenheit ganz so schlicht zu sehen«, sagte sein Gegenüber, ein rundgesichtiger Polizeidirektor mit Nickelbrille, gewelltem Haar und einer Tendenz, zu seinen Händen zu sprechen, die ineinandergelegt vor ihm auf dem Tisch ruhten. »Einer unserer Offiziere wurde von einem Transvestiten abgeschlachtet. Ein zweiter wurde schwer verletzt, wird auf einem Auge blind bleiben und liegt mit einem Schock im Krankenhaus. ›Nicht mehr und nicht weniger‹, sagen Sie. Ich sage, es ist mehr. Vielleicht sind Sie sich nicht im klaren darüber, daß Ihr Bluff, wie Sie es nennen, die gewalttätige Auseinandersetzung geradezu erzwang, andere Möglichkeiten verhinderte und somit für den Tod unserer Leute verantwortlich war. Was veranlaßte Sie, sich gegenüber einer Person, die Ihnen unbekannt war und von der Sie angeblich nichts weiter wußten, eines so gefährlichen Mittels wie der Provokation zur Gewalt zu bedienen?«

»Zunächst einmal log Yoshiko Mara – oder Sakon Chiba, wie er nach unserem jetzigen Kenntnisstand wirklich hieß – über sein Verhältnis zu den Suns. Ich war unten im Foyer und hörte ihn mit Mr. Sun sprechen. Chiba erkannte ihn. Und erwartete ihn. Ihre Leute glaubten der Lüge, weil sie glauben wollten.«

Der Polizeidirektor hob den Blick von seinen Händen und fixierte DiPalma. »Und warum sollten sie das wollen?«

»Weil es ihnen mißfiel, zur Zusammenarbeit mit mir gezwungen zu sein. Weil sie mir zeigen wollten, wer der Chef ist. Es war eine Prestigefrage. Fuller war höflich, aber er tat nur routinemäßig, was von ihm verlangt wurde. Damit ich hinterher nicht sagen könnte, sie hätten es an der Bereitschaft zur Zusammenarbeit fehlen lassen. In seiner höflichen Distanziertheit gab er mir das auch zu verstehen. Und Jenkins? Was ihn anging, so war er ganz von Yoshiko Chibas Schönheit eingenommen. Die Zunge hing ihm heraus. Er hatte sein Traummädchen gefunden. Alles, was er sah, war eine schöne Frau, nicht eine Person, die imstande war, zwei Menschen zu töten.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, ersparen Sie mir zu diesem Zeitpunkt bitte jede Kritik an meinen Leuten. Besten Dank. Ich denke, wir werden in Zukunft mißtrauischer sein müssen.«

DiPalma hatte das Gefühl, daß der Mann in seiner höflichen Art mit Steinen nach ihm warf. Er sagte: »Ich denke, ein kluger Polizist mißtraut jedem, den er nicht kennt.«

»Alles gut und schön, aber wir hatten keine Beweise, die Chiba mit dem Tod der Hansards zu verknüpfen.«

»Katharine Hansard sagte mir, sie fürchte um ihr Leben und das ihres Jungen.«

Der Polizeidirektor nickte. »Dieser Anruf ist aufgezeichnet worden, ja.«

»Ungefähr zur gleichen Zeit tauchte Chiba in Hongkong auf, als Frau verkleidet und unter dem Namen Yoshiko Mara.«

»Wir fanden die beiden Pässe in seinem Hotelzimmer. Sprechen Sie weiter.«

»Katharine ängstigte sich. Chiba ist in Hongkong. Katharine und ihr Mann sterben. Und Chiba mietete die Suns an, damit sie Todd zu ihm bringen. Sie haben das Geständnis der Suns. Ich denke, das verknüpft Chiba mit dem Tod der Hansards.«

Ohne den Blick vom Schreibtisch zu heben, legte der Polizeidirektor die Finger unter dem Kinn zusammen. »Angenommen, jemand anders und nicht Chiba beseitigte die Hansards. Rein theoretisch gesprochen.«

»Chiba hatte den Mut und die Skrupellosigkeit zu töten. Das bewies er in seinem Hotelzimmer. Ich sah es und zwei von Ihren Leuten auch.«

»Noch etwas?«

»Ian Hansard und Chiba wurden zusammen gesehen. In Hansards Bank, einem Restaurant, von Hansards Chauffeur. Und Hansards Bedienstete wußten, was vorging.«

»Er hatte den Ruf eines Schürzenjägers«, sagte der Polizeidirektor.

»Er war nicht einfach hinter Frauen her«, sagte DiPalma. »Nur hinter orientalischen Frauen. Das machte Chiba die Sache viel leichter.«

Der Polizeidirektor blickte auf. »Ich dachte, Sie hätten sich hauptsächlich um Mrs. Hansards Sorgen gemacht?«

»Und um Todd.«

»Das würde Ihren ›Bluff‹ in Anbetracht *ihres* Todes erklären, im Gegensatz zu dem ihres Mannes.«

Der Polizeidirektor, dachte DiPalma, trug seine Maske gut. Ein kluger Mann, der sich nicht zu erkennen gab. DiPalma wählte seine Worte mit Bedacht. »Ich kam auf Mrs. Hansards Ersuchen nach Hongkong, also haben Sie darin recht. Ihr Tod ist derjenige, der mich angeht.«

»Ja, das ist verständlich. Schließlich hatten Sie ein Kind von ihr. Ziemlich merkwürdig, finden Sie nicht auch, daß Chiba töten würde, um den Jungen an sich zu bringen. Ihn statt dessen zu entführen, wäre zweifellos einfacher gewesen.«

»Katharine hing an dem Jungen. Wäre Todd entführt worden, so hätte sie keine Ruhe gegeben und vor nichts haltgemacht, um ihn zurückzuhalten. Tote Eltern können nicht nach einem vermißten Kind suchen.«

»Nun, da ist eine Theorie so gut wie jede andere. Ein seltsamer Bursche, unser Mr. Chiba. Im Fernschreiben der To-

kioter Polizei steht, er sei ein *onnagata* gewesen, ein männlicher Schauspieler, der im Kabukitheater Frauenrollen spielt. Übernahm auch Frauenrollen in No-Spielen und in japanischen Tanzgruppen. Er soll die meiste Zeit als Frau gelebt haben.«

»Eine Frau mit der Kampfausbildung eines trainierten Mannes«, sagte DiPalma.

»Ein *ninja,* sagten Sie, glaube ich. *Kunoichi.«*

DiPalma lehnte sich zurück. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Keine Erwähnung von Todds Alpträumen oder den mystischen Visionen des Zweiten Gesichts. Es würde ihn und Todd gleich zweimal lächerlich machen; einmal, weil sie an diese Dinge glaubten, und ein zweites Mal, weil sie es obendrein noch zugaben.

»Nehmen wir einmal an«, sagte er, »daß Chiba oder Yoshiko Mara die Hansards umbrachte. Das würde bedeuten, daß er Verschiedenes über sie wußte. Von Ian Hansards Interesse an orientalischen Frauen, von der besten Art und Weise, von dieser Kenntnis Gebrauch zu machen. Er mußte wissen, wann und wo er Katharine Hansard am unauffälligsten beseitigen konnte. Und er mußte für den Mord an Ian Hansard Helfershelfer hier in Hongkong gehabt haben.«

»Woher wollen Sie wissen, daß Chiba Helfer bei der Ermordung Ian Hansards hatte?«

»Weil Hansard von einer Kobra getötet wurde, und ich glaube nicht, daß Chiba mit einer Kobra in der Handtasche durch den Zoll gekommen ist.«

Der Polizeidirektor gestattete sich ein Lächeln. »Das darf man annehmen. Aber im Handgepäck wäre es durchaus möglich gewesen. Aber nehmen wir an, daß Chiba Freunde in Hongkong hatte, damit Sie Ihre Theorie weiterentwickeln können.«

DiPalma beugte sich nach vorn. »Ich bin der Meinung, daß er noch mehr hatte. Mir scheint, daß er hier eintraf und alle notwendigen Informationen erhielt, alles, was er brauchte. Chiba kämpfte nicht nur wie ein *ninja,* er erledigte auch die Hansards nach Art eines *ninja.* Zuerst umfassende

Information, dann ein schnelles, sicheres Zuschlagen. Er war nicht lange genug hier, um auf eigene Faust all dieses Wissen beschafft zu haben.«

»Es scheint zuzutreffen, daß Chiba sich in Hongkong wie Jemand bewegte, der keine Zeit mit Belanglosigkeiten vergeudet. Wenn Ihre Vermutung zutrifft, so gelang es ihm, eine erhebliche Menge Datenmaterial in äußerst kurzer Frist zu sammeln und auszuwerten.«

DiPalma schüttelte den Kopf. »Ich halte das für ausgeschlossen. Das Fernschreiben, das Sie von der Tokioter Polizei erhalten haben, und dasjenige, das Roger Tan vom Tokioter Büro der DEA bekommen hat, sagen das gleiche aus. Auf sich selbst gestellt, hatte Sakon Chiba nicht die Intelligenz, um in eine fremde Stadt zu gehen und kurzfristig zwei Menschen auszulöschen, die er nie zuvor gesehen hatte.«

»Also glauben Sie, daß jemand anders für ihn gedacht hat.«

»Aus den Fernschreiben geht hervor, daß Chiba der Polizei kein Unbekannter war. Allerdings hatte sie ihn nur wegen kleiner Delikte am Wickel. Taschendiebstahl, ein bißchen Drogenhandel als Strichjunge, Gaunereien, um Touristen zu betrügen. Autodiebstahl war das schwerste Delikt. Der Mann tat nichts, das mit viel Nachdenken und Planen verbunden gewesen wäre. Bis vor vier Jahren war er ein Verlierer.«

»Ja, ich habe das auch gelesen. Und was, glauben Sie, brachte ihm den Umschwung?«

DiPalma schaute zur Decke auf. »Ich wünschte, ich wüßte es. Plötzlich ging es ihm gut. Er wurde nicht mehr straffällig. Keine Brief taschendiebstähle in Toiletten, keine Kaufhausdiebereien, kein Autoknacken mehr. Statt dessen beginnender Wohlstand. Auf einmal kauft Chiba eine Eigentumswohnung in einer sehr teuren Gegend Tokios. Er erwirbt eine Beteiligung an einer Boutique. Und er trägt Kleider von Modeschöpfern und teuer aussehenden Schmuck. Keine Festnahmen mehr, keine Schwierigkeiten mit der Polizei.«

Der Polizeidirektor trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Das Gespräch wurde interessant. »Wiedergeboren, wie man, glaube ich, in Amerika sagt. Und mit einer hübschen Summe amerikanischer Dollars in seinem Besitz. Zehntausend waren es, wenn ich richtig informiert bin.«

»Und vier Pässe«, sagte DiPalma. »Jeder mit einem anderen Namen, jeder ein erstklassiges Stück Arbeit. Und keiner von ihnen gestohlen, möchte ich wetten. Das wäre schlampig, und am wiedergeborenen Sakon Chiba war nichts schlampig. Die Verwandlung eines Verlierers in einen wohlhabenden Bürger. Jemand nahm sein Leben in die Hand und gab ihm eine andere Wendung. Nichts in Chibas Vergangenheit deutet darauf hin, daß er es aus eigener Kraft so weit hätte bringen können. Und noch etwas: Ich sah ihn kämpfen. Er nahm den Kampf gegen vier überlegen bewaffnete Männer auf. Tötete einen, setzte zwei außer Gefecht. Wer ihn ausbildete, leistete ganze Arbeit.«

»Sehen Sie darin die einzige Bestätigung Ihres Verdachts, daß er ein *ninja* war?«

»Ich habe mehrere Reisen nach Japan gemacht, Sir, und ich habe die meisten Kampfsportarten in Aktion gesehen. Ich bin herumgeführt worden und erhielt Zutritt zu manchen Veranstaltungen, aber nicht ein einziges Mal sah ich einen *dojo,* wo der Gebrauch eines Kriegsfächers gelehrt wurde. Wenn er heutzutage noch gelehrt wird, dann geschieht es im geheimen. Ich habe nie jemanden mit dem Fächer kämpfen sehen, habe nie auch nur gerüchteweise davon gehört. Es war Teil der alten Geschichte.«

»Bis jetzt.«

Der Polizeidirektor zog einen großen braunen Umschlag aus einer Schreibtischschublade. Nachdem er hineingesehen hatte, streckte er ihn DiPalma hin, der ihn nahm und mit der Öffnung nach unten über die Schreibtischplatte hielt. Der zusammengeklappte Kriegsfächer glitt heraus.

»Alles, was Sie mir darüber erzählen können, ist von Interesse.«

DiPalma drehte den Fächer in den Fingern, öffnete ihn

langsam, und als er ganz aufgeklappt war, untersuchte er ihn noch einmal eingehend von allen Seiten. Der Fächer war aus dünnem, aber widerstandsfähigem Metall gemacht und versilbert. Unter der Goldfarbe verbarg sich eine geschliffene Kante. Von einem mit Gold und Silber eingelegten Elfenbeingriff hing ein goldener Ring. Eine Seite des Fächers war mit Lilien, Orchideen und Azaleen bemalt, die andere zeigte eine Schneelandschaft und einen Tempel an einem Berghang, gerötet vom Schein der untergehenden Sonne.

»Man nennt es *tessen«,* sagte DiPalma. »Japanisch für Kriegsfächer. Oder Eisenfächer. Die Samurai benutzten sie als Schutz, wenn sie das Haus von jemandem betraten, dem sie nicht trauten. Den Kopf eines Mannes zwischen zwei Schiebetüren einzuklemmen, war ein alter Trick. Ihn zu vermeiden, hielt man den aufgeklappten Fächer vor den Kopf. Das verhinderte unliebsame Überraschungen mit Schiebetüren. In seiner Weise eine gute Waffe. Konnte als Abwehr gegen Messer, Schwerter, Stöcke gebraucht werden, zumindest als Notbehelf.«

Er legte den Fächer mit der Landschaftsseite nach oben auf die Schreibtischplatte und zeigte auf den Tempel am Berghang. »Diese Zeichen an der Fassade. Schwierig, sie auszumachen. Hier, unmittelbar unter dem Dach.«

»Was sehen Sie darin?«

»Die Zeichen Kuan Yues, des chinesischen Gottes der Kriegskunst. Des Kriegsgottes.«

Der Polizeidirektor gestattete sich ein kleines Lächeln der Anerkennung. »Den kenne ich selbst recht gut. Lieblingsgott der chinesischen Unterwelt. Und sie werden in jedem Polizeirevier der Kolonie und auch hier im Präsidium eine Statue von ihm finden. Mir ist es immer sonderbar vorgekommen, daß Gesetzeshüter und Gesetzesbrecher zum selben Gott beten, damit er sie voreinander schütze. Aber warum sollte Kuan Yue auf einem japanischen Kriegsfächer erscheinen?«

DiPalma nahm seinen Stock vom Stuhl und setzte sich. »Weil Japan seine Kultur auf Entlehnungen aus China gründete.«

»Das lassen die Chinesen uns und die Japaner nie vergessen«, sagte der Polizeidirektor. »Es ist einer unter vielen Gründen, welche die Chinesen ziemlich arrogant machen, um nicht zu sagen, unerträglich. Wenn man Gerüchten Glauben schenken will, dann sind die Japaner bis auf den heutigen Tag bei ihren ›Entlehnungen‹ geblieben. Nur nennen wir es heute Industriespionage. In diesem Teil der Welt gibt es dagegen kein Gesetz, unglücklicherweise. In Hongkong wird es genauso praktiziert. Was wollten Sie sagen?«

»Diese Zeichen bedeuten wahrscheinlich, daß ein Mann aus der Kriegerkaste diesen Fächer in Auftrag gab. Kuan Yues Name wurde als glückbringendes Zeichen hinzugefügt. Die japanische Militärstrategie beruhte über Jahrhunderte auf dem chinesischen *Buch der Wandlungen,* auf chinesischen Theorien und den Vorstellungen chinesischer Generäle und Philosophen. Der Speer, der Bogen, das Schwert, sie alle kamen aus China nach Japan.«

»Ich verstehe. Wo würde man heute hingehen, um einen Fächer wie diesen zu beschaffen?«

»Das kann man nicht. Es ist ein Museumsstück, ein Gegenstand für Sammler. Sicherlich annähernd vierhundert Jahre alt. Wahrscheinlich spätes 16. Jahrhundert. Selbst ein erstklassiger Antiquitätenhändler würde sich schwertun, solch ein Stück aufzutreiben.«

Der Polizeidirektor verzog nachdenklich den Mund. »Könnte Chiba ihn vielleicht gestohlen haben?«

»Sie meinen, jemand mit Chibas Vorleben würde normalerweise ein solches Stück nicht besitzen?«

»Ja, das ist meine Überlegung.«

DiPalma stand auf. »Es könnte lohnend sein, ein Fernschreiben nach Tokio zu schicken und nachzufragen, ob ein Fächer, auf den diese Beschreibung zutrifft, aus einem Museum oder einer Privatsammlung gestohlen worden ist.«

Der Polizeidirektor erhob sich gleichfalls. »Sie haben uns sehr geholfen. Ich bedaure, daß die Beziehung zwischen Ihnen und meiner Abteilung mit einem Mißklang begonnen hat. Eine schwierige Situation – gezwungen zu sein, einem

Außenseiter Folge zu leisten. Aber im Grunde sind Sie ja kein Außenseiter, nicht wahr?«

»Ich bin den gleichen Weg gegangen wie Ihre Leute, wenn Sie das meinen. Und ich habe nicht meinen Einfluß zur Geltung gebracht, weil es mir Spaß macht, andere Leute springen zu sehen. Es ging um meinen Sohn. Sie haben wahrscheinlich gehört, daß ich mit Katharine Hansard gut bekannt war und was vor elf Jahren geschah.«

Der andere nickte.

»Ich bin ihr das schuldig.«

»Sie können dieser Verpflichtung gerecht werden, indem Sie das Sorgerecht für den Jungen auf sich übertragen lassen, das ist richtig. Aber Sie müssen an Ling Shen denken. Gegen ihn haben Sie nur eine Chance, wenn Sie Hongkong sofort verlassen.«

Katharines Begräbnis ist in drei Tagen. Ich habe Todd versprochen, mit ihm daran teilzunehmen. Sie wissen, daß den Chinesen nichts wichtiger ist, als in der richtigen Art und Weise bestattet zu werden.«

Der Polizeidirektor nickte. »Ich verstehe Sie durchaus. Unglücklicherweise ist die Macht der Triaden in Hongkong ungebrochen. Ich werde Ihnen in jeder Weise behilflich sein, aber Shen ist ein unversöhnlicher Feind, und ich fürchte, daß er nicht von seinem Vorsatz abgebracht werden kann, wenn er einmal zur Vergeltung entschlossen ist.«

Er strich sich über das wellige Haar, und da er Pragmatiker war, sah er voraus, daß es in den Medien, namentlich den amerikanischen, einen gewaltigen Aufruhr geben würde, wenn DiPalma das ihm von Ling Shen zugedachte Schicksal ereilte, was unausweichlich war. DiPalmas Sorge um den Jungen und sein Pflichtgefühl gegenüber der verstorbenen Mrs. Hansard verdienten allen Respekt, aber Charakterstärke war keine Lösung.

DiPalma sagte: »Ich kann Ihnen ein paar Anschriften in Japan nennen, wo Sie sich nach dem Fächer erkundigen können.«

Der Polizeidirektor klappte den Fächer zusammen und

steckte ihn in den Umschlag zurück. »Welche Gegenleistung erwarten Sie dafür?«

»Daß Sie Kon Kenpachi als Mittäter bei der Ermordung Katharine Hansards betrachten.«

»Es gibt gegenwärtig keine schlüssigen Beweise, weder daß Katharine Hansard ermordet wurde, noch für Mr. Kenpachis Beteiligung. Deshalb setzten wir ihn nach seiner Einvernahme wieder auf freien Fuß.«

»Die Fernschreiben …«

»Sagten, daß Mr. Kenpachi diesem Chiba früher einmal aus der Patsche geholfen hatte, nichts weiter. Chibas Aufenthalt in Hongkong während Kenpachis Dreharbeiten scheint eine Koinzidenz gewesen zu sein, keine Verschwörung. Soweit wir feststellen konnten, kamen die beiden während ihres Aufenthalts hier nicht zusammen. Sie scheinen geneigt, von Kenpachi das Schlimmste zu glauben, was Ihr Vorrecht ist. Aber es gibt keine Hinweise, die den Verdacht rechtfertigen würden, daß er irgendein Interesse am Tod der Hansards hatte. Was das angeht, haben wir auch Schwierigkeiten, ein Motiv für Chiba zu finden. Es gibt nach wie vor keinerlei Bweise, daß er Mr. oder Mrs. Hansard getötet hat. Das einzige, was jemand aus dieser Sache anscheinend herausholen wollte, ist Ihr Sohn. Und ich jedenfalls kann nicht sehen, warum.«

»Chiba hatte die Nummer von Kenpachis Autotelefon …«

»Was der Hauptgrund dafür war, daß wir Mr. Kenpachi zum Verhör hierher brachten. Er hatte eine Erklärung dafür. Chiba hatte früher schon Nebenrollen in Filmen von Kenpachi gespielt, und es wurde darüber gesprochen, daß er auch in dem neuen Film auftreten sollte. Genauer gesagt, sie hatten einmal darüber telefoniert und wollten ein andermal Genaueres besprechen. Keine persönliche Begegnung, sagte Kenpachi. Rein geschäftlich am Telefon.«

»In Japan leistete Kenpachi mehr als einmal Bürgschaft für Chiba, um ihn vor Gefängnisstrafen zu bewahren. Die Tokioter Polizei sagte auch, Chiba habe längere Zeit in einem Schloß gewohnt, das Kenpachi gehört, und die beiden

seien seit langem immer wieder miteinander gesehen worden. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß die beiden mehr waren als nur seltsame Bettgenossen.«

Der Polizeidirektor ließ den Umschlag mit dem Fächer in seine Schreibtischschublade fallen und stieß sie zu. »Auch in diesem Teil der Welt haben wir Zeitungen mit Klatschspalten, und die Vorlieben und Neigungen eines berühmten Filmregisseurs wie Kenpachi werden darin in aller Ausführlichkeit abgehandelt. Hier im Osten betrachtet man gleichgeschlechtliche Praktiken nicht so wie im Westen. Sinnlichkeit wird in all ihren Aspekten einfach als eine Angelegenheit des Fleisches angesehen. Sich in Haarspaltereien über die Formen, die sie annehmen mag, zu ergehen, hieße, einen Menschen zu verurteilen, der mit der linken, statt mit der rechten Hand ißt, sagen die Orientalen. Urteilt man nach dem Zustand, in dem die zivilisierte Menschheit sich heutzutage befindet, so möchte es jedenfalls scheinen, daß Keuschheit die einzige Perversion ist.«

DiPalma hob den Silberknauf seines Spazierstocks in Augenhöhe und betrachtete ihn. »Stellen Sie sich bitte die Frage, warum Chiba durchdrehte, als wir ihn in seinem Hotelzimmer aufsuchten. Fragen Sie sich, warum das Wort *ninja* ihn in Panik versetzte und veranlaßte, uns alle anzugreifen.«

Der Polizeidirektor ließ sich mit der Antwort Zeit. »Seine Reaktion legt den Schluß nahe, daß er Angst hatte. Angst um sich selbst, vielleicht. Angst vor einem anderen als der Polizei. Es ist denkbar, daß Sie recht hatten: Er ist von jemandem ausgebildet und finanziert worden, dessen Identität er unter keinen Umständen preisgeben durfte. Sein Handeln schien wirklich das eines Rasenden zu sein.«

»Chiba war vor Furcht verzweifelt. Ich kenne diesen Blick.«

»Könnte er sich vor Ihnen gefürchtet haben?«

»Wie ich sagte, sein Geld, sein Lebensstil und seine Kampfausbildung müssen von irgendwo gekommen sein.«

»Ihr Bluff war insofern erfolgreich, als er Chiba in Panik

versetzte, aber durch die so ausgelöste Kurzschlußreaktion mit ihren bedauerlichen Folgen wurde die Tür zu weiteren Verhören zugeschlagen. Chiba ist tot und Kenpachi darf ungehindert in die glanzvolle Welt des Films zurückkehren.«

Er streckte die Hand zu DiPalma aus, der sie nahm. »Ich werde Ihre Intelligenz nicht mit dem Vorschlag beleidigen, daß Sie hinsichtlich des Begräbnisses Ihre Meinung ändern sollten. Aber nehmen Sie sich in acht. Shen ist rücksichtslos. In letzter Zeit ist manches nicht gut für ihn gelaufen, und er muß mehr denn je darauf bedacht sein, das Gesicht zu wahren. Er wird zum Begräbnis seiner Tochter nicht erscheinen. In den vergangenen Jahren hat er meines Wissens keine Verbindung mit ihr gehabt. Das sollte Ihnen eine Vorstellung von seiner Entschlossenheit geben. Die Verstorbene muß Sie sehr geliebt haben, um in dem Wissen, wie die Reaktion ihres Vaters ausfallen würde, zu tun, was sie tat.«

Sie trennten sich schweigend, denn auch der Polizeidirektor erinnerte sich des Todes seiner Frau; auch er hatte die Erfahrung gemacht, daß wirklich zu lieben ein langsames Vergessen bedeutet.

Auf dem Innenbalkon des Restaurants schlürfte Frank DiPalma lauwarmen Tee und sagte zu Todd: »Du hast recht, Benkai war sehr gut mit zwei Schwertern. Wo hast du über ihn gelesen?«

»Ich habe über die großen Samurai und Schwertfechter gelesen. Hayashikazi, Ittosai, Shimpachi Nikai, Bokuden, Musashi und Benkai. Kenpachi-san hat mir ein Buch über Benkais Leben gegeben. Benkai lebte einst als Leibwächter des *daimyo* Saburo in Kenpachi-sans Schloß.«

»Ist das Buch in englisch oder in japanisch?«

»Japanisch.«

»Wann hast du japanisch gelernt?«

Todd schaute verlegen drein. »Anscheinend habe ich den Bogen dafür heraus. Ich fing an, Wörter und Sätze von meinem Kendo-Lehrer zu behalten, und als er mein Interesse bemerkte, wollte er, daß wir japanisch miteinander reden.

Ich fand, daß es mir leicht fiel. Ich weiß nicht genau, warum.«

DiPalma, der Jahre mit dem Erlernen dieser Sprache zugebracht hatte, von der jemand einmal gesagt hatte, daß chinesisch im Vergleich mit ihr einem Puzzle für zurückgebliebene Kinder gleiche, war das Japanische so schwer gefallen, daß er es auch jetzt noch nicht fehlerfrei beherrschte. Japanisch war eine der schwierigsten Sprachen der Erde; es war ungenau, mit einem riesigen Vokabular und einem Schriftsystem, das DiPalma auch noch nicht gemeistert hatte. Aber sein elfjähriger Sohn sprach japanisch und Gott weiß wie viele chinesische Dialekte.

DiPalma dachte an Sakon Chiba und seine Verbindung mit Kon Kenpachi. »Kenpachi erwähnte einmal, daß du Schloß Ikuba besuchen solltest.«

»Wir sprachen über Kendo. Im Schloß Ikuba gibt es noch immer den ursprünglichen *dojo,* wo Benkai übte und die Fechtkunst lehrte. Kenpachi-san meint, ich müsse das sehen. Und auch der Raum ist noch da, wo der *daimyo* Saburo und Benkai *seppuku* begingen. Ich muß hin. Ich muß …«

Seine Augen weiteten sich, und er hielt den Atem an. Und genauso plötzlich entspannte er sich und wandte sich zu DiPalma. »Benkai war Saburos *kaishaku.*

»Du weißt, was *kaishaku* bedeutet?«

Todd nickte ernst. »Ein *kaishaku* handelt als Sekundant dessen, der *seppuku* begeht. Es ist seine Pflicht, demjenigen, der sich das Leben nimmt, von den Schmerzen zu befreien. Ein *kaishaku* muß von starkem Charakter und ein sehr guter Schwertfechter sein.«

DiPalma war beeindruckt. »Deine Mutter sagte, du wüßtest viel über die Kriegskunst. Und über Japan. *Seppuku* geht weit zurück. Niemand weiß genau, wie alt die Tradition ist.«

Todd starrte in seinen unberührten Tee. »Mindestens fünfzehnhundert Jahre. Es begann mit Kriegern, die sich selbst erwürgten, weil sie mit der Schmach der Niederlage

nicht leben konnten. Andere Krieger verbrannten sich, indem sie ihre eigenen Häuser anzündeten.«

»Bedeutet das, daß sie für immer leben werden?«

»Die Seele kann nicht sterben. Wir werden wieder und wieder geboren, bis wir uns vom Rad der Geburt und des Todes befreien und mit der Letzten Wirklichkeit eins werden.«

Di Palma lächelte. »Deine Mutter und ich sprachen einige Male darüber. Sie glaubte wie du an Wiedergeburt. An das Karma. Ich will dich nicht herausfordern oder so, aber ich finde es schwierig, diese Vorstellung anzunehmen. Mir scheint, daß Schluß ist, wenn man tot ist. Eine Tür fällt hinter einem zu. Das Buch ist geschlossen.«

»Man kann niemals sterben«, erwiderte Todd mit kühler Gewißheit. »Man kann sich nicht mal den eigenen Tod vorstellen. Man kann sich alles andere vorstellen, aber nicht den eigenen Tod.«

»Oh, ich kann mir meinen Tod ziemlich gut vorstellen. Ich sehe mich in einem teuren, mit Seide ausgeschlagenen Sarg liegen, in einem feinen schwarzen Anzug, die Hände auf der Brust gefaltet. Ich sehe Blumen, vielleicht ein paar schöne Frauen, die in der ersten Reihe in ihre Taschentücher schnupfen, und einen dicken, glatzköpfigen Mann, der auf der Orgel spielt.«

Todd lächelte nur ein wenig und lehnte sich zurück. »Aber das ist nicht die Wahrheit. Du siehst dich selbst im Sarg liegen. Du bist der Zeuge, der Zuschauer. Du kannst nicht tot und gleichzeitig der Zeuge sein.«

»He, du bist ein scharfsinniger Bursche«, sagte Frank DiPalma grinsend. »Laß mich eine Weile darüber nachdenken.«

»Ich möchte mit dir sprechen.«

DiPalma blickte über die Schulter auf und sah Jan Golden am Tisch stehen und lange, zornige Züge an einer Zigarette machen.

»Jan. Du kennst Todd.« Der Junge stand auf. »Miß Golden«, sagte er höflich.

Jan ignorierte ihn. »Wir müssen reden, Frank. Jetzt.«

»Dies ist mein erster Tag mit Todd. Vielleicht können wir zwei morgen zusammenkommen. Heute ist eine Menge passiert, und …«

Sie nahm DiPalmas Stock von einem freien Stuhl und setzte sich. »Darüber möchte ich mit dir sprechen. Was, zum Teufel, versuchst du mir anzutun?«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich spreche davon, daß du Kon grundlos festnehmen läßt. Ich spreche davon, daß du meinen Film verzögerst und mich ein verdammtes Vermögen kostest.«

»Und wie habe ich das zuwege gebracht?«

»Kon ist nicht zurückgekommen.«

DiPalma schaute zu Todd, der ruhig auf seinem Platz saß und sie beobachtete. Die Haltung des Jungen war beeindruckend.

»Ich sprach ihn in der Polizeidirektion«, sagte Jan. »Kurz danach sei er gegangen, hieß es. Ich dachte, er sei zum Drehort zurückgekehrt, aber dort kam er nicht an, und kein Mensch weiß, wo er steckt. Ein Drehtag verloren, fünfzigtausend Dollar durch die Röhre.« Sie sackte im Stuhl zusammen, bedeckte die Augen mit der Hand. »Was zu trinken bitte.«

DiPalma winkte einer Bedienung und bestellte einen Rob Roy. Jan ließ die Hand vom Gesicht fallen. »Er sagt, es gehe zurück auf diese Rivalität, die ihr zwei im Kendo habt; er sagt, du läßt dir keine Gelegenheit entgehen, seinen Namen durch den Schmutz zu ziehen.«

»Er ist ein Lügner«, sagte DiPalma, Er fühlte Todds Blick auf sich, vermied es aber, ihn zu erwidern.

Jan hatte die Handtasche geöffnet und suchte nach ihren Zigaretten. »Frank, ich kenne dich. Du bist Sizilianer. Du vergißt und vergibst nicht. Du selbst sagtest mir das, vielleicht erinnerst du dich. Und noch etwas sagtest du mir. Du sagtest mehr als einmal, daß du gern in dein früheres Leben zurückkehren und verschiedenes ändern würdest. Es berichtigen, sagtest du.«

»Ich dachte nicht an Kenpachi, als ich das sagte. Ich dachte an meine Frau und meine Tochter. Ich dachte an die Partner, die ich verlor.« Er schaute über den Tisch hinaus. »Ich dachte an Katharine.«

Er gab ihr Feuer und sah zu, wie sie an der Zigarette sog. »Frank, ich weiß nur, daß ich dich mit der Polizei im Wagen sitzen sah, als sie kamen, um Kon festzunehmen. Und im Polizeipräsidium hält man dich für ein ganz großes Tier. Für jemanden, vor dem man sich in acht nehmen muß. Anscheinend hattest du Senator Joseph Quarequio zu Hilfe gerufen, der sich daraufhin für dich stark machte, und nun sitzen alle in Hongkong mit durchgedrücktem Kreuz auf ihren Stühlen. Oder sie liegen auf dem Rücken und haben die Pfoten in der Luft. Und alles deinetwegen. Das nennt man Einschüchterung durch Macht, mein Freund. Und es ist die Art von Macht, unter der gewöhnlich andere zu leiden haben.«

»Ja, Kenpachi wurde nicht auf mein Verlangen hin festgenommen. Er wurde überhaupt nicht festgenommen. Er wurde zur Vernehmung ins Präsidium gebracht, das war alles. Und nur weil ein Freund von ihm einen Polizeioffizier tötete und einem anderen das Auge ausstach. Der Täter war …«

»Ein Transvestit. Ich weiß.«

»Er hatte die Nummer von Kenpachis Autotelefon.«

Sie drückte die halb ausgerauchte Zigarette aus und griff nach der nächsten. »Und das reicht aus, um Kon hineinzuziehen?«

»Kenpachi und der Täter waren seit annähernd fünfzehn Jahren dick befreundet. Ja, ich würde sagen, daß es genug ist, um Kenpachi zehnmal zur Vernehmung zu holen. Besonders wenn die beiden zur gleichen Zeit in derselben Stadt sind.«

Ihr rosa lackierter Daumennagel entfernte eine Tabakfaser von der Zunge. »Er weiß, daß wir heiraten wollten und daß es nicht klappte. Er glaubt, du seist eifersüchtig auf ihn und mich, weil wir zusammenarbeiten, und er befürchtet, daß du uns weitere Schwierigkeiten machen wirst.«

»Glaubst du das wirklich?«

Sie schaute weg. »Ich erzählte ihm, was mit uns war. Ich dachte, er sollte es wissen. Besonders nach dieser Geschichte.« Sie warf einen Blick über den Tisch zu Todd. »Dieser unseligen Geschichte mit der Mutter deines Jungen. Kon schwört, er habe nichts damit zu schaffen.«

Das Getränk kam. Jan riß es vom Tablett, bevor es serviert war, und leerte das Glas in einem Zug zur Hälfte. Ihr üppiges, herbstrot getöntes Haar umwogte ihren Kopf, und Frank spürte, daß er sich davon angezogen fühlte. »Dies war nicht der beste Tag meines Lebens«, sagte sie, »das kann ich mit Fug und Recht sagen. Nichts als Verzögerungen, dann kommt Kon nicht zum Drehort zurück, und vor einer halben Stunde bekomme ich ein Telegramm aus Tokio, daß die Erlaubnis, in der Bank von Tokio und im Mitsukoshi-Kaufhaus zu drehen, zurückgezogen worden sei. Die Bank ist zu der Ansicht gelangt, der Film könnte ihrem Image schaden, und das Kaufhaus, das täglich dreihunderttausend Besucher zählt, sagt, wir würden den Geschäftsablauf stören. Wir müssen in aller Eile Ersatzdrehorte finden, von Änderungen im Drehbuch ganz zu schweigen. Und die Jahreszeit der Wirbelstürme steht vor der Tür. Sie könnten Japan noch in diesem, vielleicht im nächsten Monat treffen. Das wird alle Außenaufnahmen, die wir geplant haben, gefährden, besonders die Drehtage an der Küste.«

Sie hob einen Finger. »Nun paß auf. Ich hatte für diesen Film die vollkommene Mischung. Die richtigen amerikanischen und japanischen Schauspieler. Ein großartiges Drehbuch, den, erträumten Regisseur. Heute nachmittag bekommt mein Produktionsleiter ein Telegramm aus New York. Ein Schauspieler, der nächste Woche zu Dreharbeiten nach Tokio kommen soll, hat es sich anders überlegt. Wie es scheint, hat man ihm die Hauptrolle in einem neuen Stück von Arthur Miller angeboten, und die will er sich nicht entgehen lassen, selbst wenn er mir gegenüber vertragsbrüchig werden muß. John Ford hatte recht. Schauspieler sind Scheißkerle.«

Sie leerte ihr Glas, stellte es auf den Tisch und starrte es an.

Plötzlich sagte Todd in die Stille hinein: »Das mit Ihrem Vater tut mir leid, Miß Golden.«

Ruckartig hob sie den Kopf, starrte erst ihn, dann DiPalma an. »Woher weiß er, was mit meinem Vater ist? Hast du es ihm gesagt? Frank, spionierst du mir nach?«

DiPalma zwang sich, nicht zu Todd hinzuschauen. Er hatte mit dem Jungen niemals über Jans Vater gesprochen.

Tränen stiegen ihr in die Augen. »Mein Gott, das hat mir wirklich noch gefehlt! Er ist wieder im Krankenhaus. Mit seinem Schrittmacher ist irgend etwas nicht in Ordnung. Frank, es tut mir leid, daß ich weggelaufen bin. Es war falsch, ich weiß es, und es tut mir leid. Aber ich kann es nicht ungeschehen machen. Einstweilen ist dieser Film mein Leben. Damit will ich sagen, daß dies meine Gelegenheit ist, jemand zu sein, etwas zu tun, außer alt zu werden. Du und Kon, nun, ich will dazu nur soviel sagen: Bitte verdirb es mir nicht. Sollte es etwas zwischen euch geben, so würde ich es zu schätzen wissen, wenn du es auf sich beruhen lassen könntest, bis der Film fertig ist. Mehr verlange ich nicht.«

Sie streckte die Hand über den Tisch, und er nahm sie, weil er hundemüde war und nicht die Energie aufbrachte, ihr zu erklären, daß er ihr trotz alledem, was er noch immer für sie empfand, nicht traute. Frank DiPalma hatte Jan geliebt, und so war es ihr leicht gefallen, ihn zu täuschen. Er war nicht begierig, das noch einmal durchzumachen.

Indem sie Kenpachi glaubte, täuschte sie sich selbst. Und daß sie ihre Enttäuschung an DiPalma ausließ, gehörte zu dieser Selbsttäuschung. Gelang es ihr nicht, einen guten Film rechtzeitig und mit den verfügbaren Mitteln fertigzustellen, würde ihre Karriere als Produzentin leiden, vielleicht dauerhaften Schaden nehmen. In Hollywood, wo Mißerfolg ein Verbrechen war, gab man wenigen eine zweite Chance. Sie brauchte Kenpachi. Sie war auch seiner männlichen Ausstrahlung, seinem Charme erlegen, sonst

hätte sie nicht DiPalma aufgesucht, um ihn zum Einlenken zu bewegen. Jedesmal, wenn Jan sich verliebte, war es eine Liebe, die keine Grenzen kannte und unbeherrschbar war. Schmerz und Enttäuschung folgten zwangsläufig, aber einstweilen würde sie für Kon Kenpachi kämpfen, selbst wenn es bedeutete, daß sie gegen Frank DiPalma kämpfen mußte.

Er erinnerte sich an eine Bemerkung seines Vaters, daß man in der Liebe niemals eine Wahl habe.

»Ich wußte nicht, daß du und Kenpachi hier in Hongkong sein würdet«, sagte er. »Ich kam hierher, weil Katharine mich darum bat. Nach ihrem Begräbnis werde ich nach New York abreisen. Glaub meinetwegen, was du glauben willst, aber ich denke, du kennst mich gut genug, um zu wissen, daß ich dich nicht anlügen würde.«

Sie drückte eine weitere Zigarette aus. »Verzeih, ich bin aufgeregt und brauchte einfach ein Ventil, das ist alles. Als ob wir nicht schon genug Probleme hätten, schickten wir Kopien von einigen der früheren Filme Kons zu seiner Retrospektive, die nächsten Monat im Lincoln Center in New York anlaufen soll, und sie sind nicht eingetroffen. Kon hat diese Aufführungen sauer verdient, und mir wäre es schrecklich, wenn die Sache schiefginge.«

Sie stand auf, und auch er erhob sich schnell. »Welch eine Art und Weise, sich nach all dieser Zeit wiederzusehen«, sagte sie. »Ich habe dir noch gar nicht gesagt, wie gut du aussiehst.«

»Du auch.«

»Ich habe viel Gutes über deine Arbeit gehört. Es heißt, du wirst dieses Jahr bestimmt wieder einen Preis gewinnen. Was wird das sein, dein vierter?«

»Der dritte, wenn was daraus wird. Viel Glück mit dem Film.«

Jan lächelte Todd zu, der höflich aufstand und ihr die Hand schüttelte. Dann küßte sie DiPalma auf die Wange und verließ das Restaurant. Frank folgte ihr mit dem Blick die Treppe hinunter und über den Innenhof. In der Liebe

hat man niemals eine Wahl. Als sie das Gebäude verlassen hatte, wandte er sich zu Todd, um ihn zu fragen, wie er von der Krankheit ihres Vaters erfahren habe. Aber der Junge war verschwunden.

13

Es war dunkel, als Kon Kenpachi in dem engen Raum vor einem niedrigen Tisch niederkniete, ein Streichholz anriß und die vier weißen Kerzen anzündete. Die Flammen schickten lange Schatten über die niedrige Decke des Schlangenrestaurants, dem Schauplatz von Ian Hansards Ermordung. Bis auf Kenpachi und seinen Leibwächter Wakaba war das Lokal leer. Wakaba hatte die Eingangstür zugesperrt und die zwei Fenster zur Straße mit den dicken hölzernen Läden verschlossen. Nachdem er durch eine Ritze im Fensterladen gespäht hatte, kehrte der Leibwächter zur Tür zurück und nahm mit dem Rücken zu ihr Aufstellung.

Kenpachi betrachtete die Kerzen auf dem Tisch, die von Räucherstäbchen und Blumen umgeben waren, Lilien, blauen Orchideen und Chrysanthemen, buddhistischen Zeremonienopfern für die Toten. Die Zeremonie galt Sakon, der durch einen leeren Sarg verkörpert wurde, dessen Kopfteil nach Norden wies und den Tisch berührte. Sakons Leichnam war noch in Polizeigewahrsam; am folgenden Morgen sollte eine Autopsie stattfinden. Kenpachi konnte ihn nicht beanspruchen, ohne noch mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So blieb ihm nichts übrig, als die Zeremonie ohne Sakons Leichnam auszuführen.

Im Sarg stand Kenpachis Lieblingsaufnahme von Sakon auf einem weißen Seidentaschentuch. Die Aufnahme war vor mehr als zehn Jahren auf dem Gipfel des Fudschijama entstanden, als Sakon noch ein halbwüchsiger Bursche von unverdorbener und verletzlicher Schönheit war.

Mit der Unterstützung einiger Japaner von Nosakas

Eastern Bank hatte Kenpachi hastig die Begräbnisriten zu Ehren Sakons vorbereitet, um seinen Geist wissen zu lassen, daß er gerächt würde. Für den Polizisten, der ihn getötet hatte, würde es kein Pardon geben. Die Ermordung Sakons sollte mit der Gerechtigkeit der Samurai vergolten werden; Sakon war im Dienste Nosakas und Kenpachis den Kriegertod gestorben. Sein Tod machte ihn nun zum *kami,* einem Gott, dem Kenpachi bald in der nächsten Welt begegnen würde. Der Regisseur wollte Sakon nicht gegenübertreten, ohne zuvor den Ehrenkodex des *buschido* erfüllt zu haben. Die Begräbnisriten.

Weil er sich nun für sein bevorstehendes *seppuku* läuterte, handelte Kenpachi nach dem buddhistischen Ritual als sein eigener Priester. Vor dem Betreten des Restaurants hatte er ein Stück Papier mit der Aufschrift *mo-shu,* in Trauer, an die Eingangstür geheftet. Jetzt, am Tisch kniend, nahm er eine Feder auf und zog ein leeres Blatt weißes Papiers zu sich. Er tauchte die Feder in eine Flasche schwarzer Tusche, dann zog er, ohne abzusetzen, einen Kreis, der die ganze Seite ausfüllte. In das Innere des Kreises zeichnete er drei große, kommaförmige Zeichen, jedes so angeordnet, daß es dem Schwanz des Vorausgegangenen folgte.

Während Wakaba schweigend zusah, füllte Kenpachi ein Komma geduldig aus, dann zeichnete er einen Storch und eine Schildkröte in die anderen. Storch und Schildkröte waren beide Symbole ewigen Lebens. Darauf erhob er sich und trug die Zeichnung, ein *mitsutomoe,* zum Sarg, wo er sie bei der Fotografie Sakons niederlegte. Ein *mitsutomoe* mit seinen drei Kommas versinnbildlichte die drei Schätze Buddhas. Buddha selbst, seine Lehren und jene, die sie befolgten.

Ein weiterer, beim Sarg aufgestellter Tisch trug Früchte, Süßigkeiten, Gemüse und Tee, ferner ein Paar Sandalen, eine Perlenkette, eine juwelenbesetzte Brosche und einen Kimono. Wie es das Ritual vorschrieb, hatte Kenpachi diese Dinge als Sakons einziger Verwandter selbst bezahlt. In der Öffentlichkeit hatte er keinen Kummer gezeigt. Nun über-

kam ihn Trauer, und zum erstenmal, seit er von Sakons Tod erfahren hatte, standen Tränen in Kenpachis Augen.

Er kniete am zweiten Tisch nieder und begann die Geschenke in starkes, schönes und handgefertigtes weißes Papier zu wickeln. Nach der Tradition gebrauchte er einen Papierbogen, den er sorgfältig faltete und darauf achtete, daß die letzte Falte auf die Oberseite des Pakets kam und sich außen herum fortsetzte. Er wickelte die Sandalen, den Kimono, Tee und *manju* ein, Brötchen aus Bohnenmus. Dann stand er auf und reichte die Pakete Wakaba, der sie entgegennahm und sich aus der Hüfte verneigte.

Nun trat Kenpachi zum Sarg und sang buddhistische Anrufungen, die er von seiner Mutter gelernt hatte. Anschließend schloß er die Augen und machte *kuji-kiri,* die magischen Zeichen, die von *ninjas* gemacht wurden, um Selbstvertrauen zu gewinnen und in Zeiten der Gefahr den Kampfgeist zu stärken. Frank DiPalma war die Gefahr, der Kenpachi sich gegenübersah; er hatte die Polizei zu Sakon geführt. Ling Shen würde DiPalma binnen kurzem unschädlich machen. Aber falls es Shen mißlingen sollte …

Kenpachi schloß die Finger in einer der einundachtzig Arten, die nur einem *ninja* bekannt sind, zusammen und rezitierte eine buddhistische Sutra, die seit mehr als tausend Jahren von den *ninja* gebraucht wurde. Während er dies tat, zeichnete er mit seinen ineinander verschränkten Fingern abwechselnd fünf horizontale, dann vertikale Linien in die Luft. *Kuji-kiri* erhöhte die Wahrnehmung eines *ninja;* es erlaubte ihm, die Gedanken anderer zu lesen, in die Zukunft zu blicken und den Tod vorauszusagen. Durch *kuji-kiri* erlangte ein Krieger ›die Augen Gottes‹, wurde allwissend, alles sehend, alles verstehend.

Mit geschlossenen Augen sprach Kenpachi die mystischen Worte. Die Arme ausgestreckt, die Finger zusammengeschlossen, betrachtete er im Geiste *jigoku,* die buddhistische Hölle, für den Polizisten, der Sakon erschossen hatte … und sah etwas anderes.

Er öffnete die Augen, griff in den Sarg und nahm die zwei

Waffen heraus, Benkais Langschwert und Saburos *seppuku*-Messer. Er machte kehrt, die Waffen hoch über den Kopf gestreckt, und flüsterte Wakaba zu: »Öffne das Fenster zu deiner Linken, dann trete zurück.«

Wakaba öffnete die Läden und trat aus Kenpachis Blickrichtung zurück.

Auf der dunklen Straße stand Todd und starrte ins Restaurant. Er sah die von Kenpachi in die Höhe gehaltenen Waffen. Die beiden Klingen schimmerten im Kerzenschein. Todd begann zu zittern; sein Blick hing wie gebannt an den Klingen. Kenpachi machte keine Bewegung zu ihm, hielt aber die Waffen hoch und blickte Todd an, bis der Junge sich mit einem Ruck abwandte und davonlief.

Frohlockend wandte Kenpachi sich wieder dem Sarg zu. Noch im Tode war es Sakon gelungen, den Jungen zu ihm zu bringen.

Frank DiPalma lag still im Bett und lauschte. Ein Klopfen an die Tür seines Hotelzimmers hatte ihn geweckt. In der Dunkelheit tastete er nach seinem Stock, setzte sich aufrecht und schaltete die Nachtbeleuchtung ein. Seine Uhr zeigte zehn Minuten nach elf. Das Klopfen kam wieder, leise aber beharrlich.

Er stieg aus dem Bett, zog den Morgenmantel über und ging zur Tür, wo er innehielt, ehe er öffnete. »Hallo, Todd.«

»Verzeihen Sie die Störung, Sir. Darf ich eintreten?«

»Gewiß.«

DiPalma trat zur Seite, schaltete das Licht ein und schloß die Tür hinter seinem Sohn. Der Junge sah aus, als hätte er sich in einem Kohlekasten gewälzt. Hände und Kleider waren rußig und beschmutzt, und beide Arme zeigten lange Kratzer. Ein Paket, das er an sich gedrückt hielt, war gleichfalls beschmutzt. Es hatte die Größe eines Aktenkoffers und war in gelbes Wachstuch gewickelt.

DiPalma setzte sich in einen der imitierten Hepplewhite-Sessel, steckte beide Hände in die Taschen seines Bademantels und wartete. Todd war ein ungewöhnlicher Junge, der

bisweilen etwas Unwirkliches an sich hatte. DiPalma war überrascht gewesen, als sein Sohn ohne ein Wort das Restaurant verlassen hatte, doch aus irgendeinem Grund hatte er sich nicht um ihn gesorgt. Todd kam allein zurecht.

Was Frank DiPalma Gedanken machte, war Todds Selbstbeherrschung. Seine Eltern waren gewaltsam ums Leben gekommen, und man hatte versucht, ihn zu entführen. Dennoch bewahrte der Junge die Ruhe eines Neurochirurgen. Oder eines Samurai. Entweder hatte der Junge Eiswasser in den Adern, oder es gelang ihm, den Schmerz tief in seinem Inneren zu vergraben.

Todd hielt ihm das Paket hin. »Bitte. Es ist, was Sie wollen.«

»Meinst du?«

»Die Papiere aus der Bank meines Stiefvaters. Die Unterlagen, die Sie nach New York zurückbringen sollen.«

Frank DiPalma saß da und regte keinen Muskel. Er war in seinem Leben des öfteren überrascht worden, aber niemals auf diese Weise. Es war an der Zeit, Fragen zu stellen. »Wo hast du sie gefunden?«

»Sie waren unter einer eisernen Tür im Boden des Ateliers meiner Mutter versteckt.«

»Das erklärt, daß du schmutzig bist.«

»Ja, Sir. Der Mann, der das Haupthaus baute, nutzte das Nebenhaus für den Kutscher, aber außerdem als Eishaus und zur Lagerung seines Opiums. Er war, müssen Sie wissen, ein Opiumhändler. Die Eisentür im Boden bewahrte die Akten vor dem Feuer. Alles ist hier in dem Aktenkoffer. Ich fürchte, er ist zugesperrt. Nur mein Stiefvater hatte den Schlüssel.«

Frank DiPalma nahm Todd das Paket aus den Händen. »In einer Welt der Büroklammern und Brieföffner«, sagte er, »gibt es etwas wie einen zugesperrten Aktenkoffer nicht.« Er zog das beschmutzte Wachstuch ab, stopfte es in einen Papierkorb und griff nach einem Brieföffner aus Messing. »Woher wußtest du, daß ich diese Unterlagen suchte? Ich erwähnte sie niemals gegenüber deiner Mutter.«

Der Junge schwieg. Als DiPalma zu ihm hinsah, ließ er den Kopf hängen, als hätte er etwas Schändliches getan.

»Stört dich, diese Gabe zu besitzen, wie«, fragte DiPalma. »Diese Telepathie. Außersinnliche Wahrnehmung.«

»Meine Mutter nannte es das Zweite Gesicht oder Gedankenübertragung. Sie sagte, es sei sowohl eine Gabe wie auch ein Fluch. Es geht mir plötzlich durch den Kopf, ganz unerwartet. Manchmal sehe ich schreckliche Dinge. Im Restaurant sah ich etwas Schlimmes über Miß Goldens Vater. Er wird bald sterben.«

»Sein Herz ist nicht gesund.«

»Daran wird er nicht sterben.«

»Wie wird er sterben?«

»Ninja.«

Frank zog die Brauen zusammen. »Steht sein Name in diesen Akten? Liefst du deshalb aus dem Restaurant fort?«

»Sein Name ist hier, ja. Und er ist auf der Liste, die Ihr Freund Roger Tan Ihnen gegeben hat.«

Die Liste! Er hätte sich ohrfeigen mögen. Er hatte sie völlig vergessen. Im Haus der Hansards hatte Roger ihm die Namen der Bankdirektoren gegeben, und Frank, nur den Anruf bei Senator Joseph Quarequio im Sinn, hatte nicht einmal einen Blick darauf geworfen. Er legte den Aktenkoffer auf den Tisch und ging zum Schrank. Die Liste war, wo er sie erinnerte: in der Innentasche seiner Jacke. Zwei Blätter aus einem Notizbuch, mit Rogers Handschrift beschrieben.

Jude Leonard Golden, Jans Vater, stand an fünfter Stelle von oben. Auch Salvatore Verna und Duncan Ivy waren vertreten, zusammen mit pensionierten hochrangigen Offizieren aus Amerika, England, Europa und Japan. Wenn Sally Verna die Wahrheit gesagt hatte, dann waren die Männer auf dieser Liste ein Teil von Nosakas Industriespionagenetz und auch an seinen zwielichtigen Finanztransaktionen beteiligt.

Während Todd zuschaute, überflog Frank die Liste weiter. Jude Golden mußte Mr. O. sein, der Organisator, der nach Sally Vernas Behauptung weltweite Verbindungen zu

Geheimdiensten und Polizeistellen unterhielt. Und er war Sallys Partner in einem gemeinsamen Unternehmen, das den Ankauf oder den Diebstahl der versteckten Bankunterlagen des verstorbenen Ian Hansard bezweckte. Dies war nicht nur eine Vermutung. Jan hatte ihm den Beweis geliefert: ihre Geburt in Japan, Jahre nachdem ihr Vater dort als Verfolger und Ankläger für die Kriegsverbrecherprozesse eine Rolle gespielt hatte. Sie hatte ihm auch von der lebenslangen Liebe ihres Vaters zum Fernen Osten erzählt, von seinen Geschäften im pazifischen Raum, von dem luxuriösen, im japanischen Stil eingerichteten Haus und den japanischen Ziergärten, die Jude Golden in Connecticut besaß, sogar mit japanischen Dienstmädchen. Und wie Duncan Ivy war auch Jude Golden Bankier.

Nachdem sie zu dritt belastendes Material gegen Nosaka zusammengetragen und zu einer Anklageschrift verarbeitet hatten, die Nosaka an den Galgen hatte bringen sollen, hatte dieser gelobt, sie zu töten. Sally Verna, Duncan Ivy, Mr. O.

Für Frank gab es keinen Zweifel mehr: Der dritte Mann, Mr. O., war Jude Golden. Geld hatte die Amerikaner und Nosaka wieder zusammengeführt; Geld hatte die Amerikaner auch vergessen lassen, daß Nosaka der Fuchs und sie die Hühner waren. Nosaka hatte ein langes Gedächtnis; er würde das vor vierzig Jahren abgelegte Gelöbnis einlösen, denn nur so konnte er in Ehren sterben. In seinem Alter mußte ein ehrenhafter Tod etwas sein, woran er oft dachte.

Nosaka gab in der neuen Blutsbrüderschaft den Ton an, wie er es schon in der alten tat, hatte Sally Verna gesagt. Er wollte ein neues Japan aufbauen, eine Rückbesinnung auf die alten Werte herbeiführen und jene Leute beseitigen, die er als Exponenten der Verwestlichung und Dekadenz sah.

Dieser Feldzug könnte Jan in Gefahr bringen. Sie brauchte nur zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein, wie Duncan Ivys Anwalt, und sie würde von einem Samuraischwert in Stücke geschlagen. Angenommen, sie wäre bei ihrem Vater, wenn die Blutsbrüderschaft zu ihm käme; es wäre auch ihr

Ende. DiPalma ballte die Faust. Es war ein Unglück, daß Jan durch Kenpachi in Nosakas Gesichtsfeld gerückt war.

Kenpachi, der Oberpatriot, der verhinderte Samurai. Die Blutsbrüderschaft würde in ihm sicherlich einen begeisterten Mitstreiter finden. Er glaubte an die Größe Japans, an Gewalt. Er war einer der ersten gewesen, die sich für die umstrittenen neuen Geschichtsbücher eingesetzt hatten, welche Japans Aggression während des Zweiten Weltkrieges beschönigten und verwässerten. Er hatte eine Widergeburt der japanischen Militärkaste gefordert und den Krieg eine Zeit des Ruhmes für sein Land genannt. Einmal hatte er eine Ansprache damit beendet, daß er sich in den Arm schnitt und sein Blut benutzte, um aus einem weißen Taschentuch eine japanische Flagge zu machen; als er sie vor japanischen Kriegsveteranen in die Höhe reckte, brachen diese in brausende Jubelrufe aus.

Er bevorzugte Filme, welche das japanische Militär als tapfer und human, die Alliierten hingegen als brutal, feige und verschlagen zeigten. Und in der typischen Kenpachi-Technik hatte der Filmemacher eine Dokumentation geschrieben, produziert und verfilmt, die General Hideki Tojo, den Ministerpräsidenten der Kriegsjahre, nicht als menschenverachtend und machthungrig zeigte, sondern als eine gütige und gelehrte Vaterfigur. In DiPalmas Augen nahm sich das etwa wie die Behauptung aus, Charles Manson sei ein liebenswerter Jugendgruppenleiter gewesen, dessen Schützlinge manchmal ein wenig über die Stränge geschlagen hätten.

Wenn Nosaka hinter der Blutsbruderschaft stand, dann wußte Kenpachi davon und billigte es. Jan war in einer gefährlichen Lage. Sie hielt, ohne es zu wissen, einen Wolf bei den Ohren.

Aber Todd … Todd war eine andere Sache. Er glaubte an Todds Kräfte und glaubte auch wieder nicht daran. Er glaubte, weil Katharine geglaubt hatte, weil sein Instinkt ihm sagte, daß der Junge kein Lügner ist.

»Im Restaurant hast du nichts gegessen«, sagte er. »Bist du hungrig?«

Der Junge grinste. In späteren Jahren würde er ein paar Herzen brechen. »Ich könnte etwas vertragen Sir. Wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nun, in diesem Hotel, heißt es, haben sie durchgehenden Zimmerservice. Was soll es sein? Frikadellen, Pommes frites, Eis, Milch, Limonade. Sag, was du willst.«

»Das hört sich alles gut an, Sir.«

»Alles. Na, warum nicht? Deine Maschine kann nicht ohne Brennstoff laufen. Ich bestelle, dann werden wir sehen, was in diesem Aktenkoffer ist.«

Er gab telefonisch die Bestellung auf, dann wandte er sich den Schlössern zu. Beide konnten dem Brieföffner nicht lange widerstehen.

Der lederne Aktenkoffer, neu und ohne Kennzeichen, die auf einen Eigentümer hätten schließen lassen, war mit Schnellheftermappen vollgestopft. Es gab welche mit Korrespondenz, Aktennotizen und Bankauszügen. Andere enthielten Sitzungsprotokolle, Angaben über die Gründung und den Zweck von Tarnfirmen, über käufliche Zollbeamten. Es war die Geschichte von Zenzo Nosakas Industriespionagenetz, genug Material, um ihn in Europa und den Vereinigten Staaten in Untersuchungshaft zu nehmen. Die Anwälte der Fernsehanstalt würden Nachtarbeit leisten müssen, um alles nachzuprüfen. Er würde seine eigenen Ermittlungshelfer beauftragen, so viel wie möglich zu verifizieren. Sobald alles überprüft wäre, würden sie eine Geschichte haben, die heiß genug war, Frank mehr als zwei Minuten und zwanzig Sekunden in den Elf Uhr-Nachrichten zu sichern.

Shieh lei, hatte Sally Verna es genannt. Bestechungen. Ian Hansard hatte eindrucksvolle Belege gesammelt, die Zenzo Nosaka als einen Meister der Industriespionage ohnegleichen auswies. Aber auch Hansards Hände waren nicht sauber. Er hatte in den Vereinigten Staaten, England und Kontinentaleuropa gemeinnützige Vereine, Ökologiegruppen und Tierschutzorganisationen gegründet, durch die er hohe Beträge, als Spendengelder deklariert, steuerfrei in die Ta-

sehen jener Industriespione schleusen konnte, die auf Nosakas Lohnliste standen. In besonderen Fällen hatte Hansard auch als Überbringer fungiert und für Nosaka große Summen von Hongkong ins Ausland gebracht, wenn die Informationen und die Personen, die sie verkauften, wichtig genug waren.

Es gab noch mehr direkte Hinweise auf Hansards aktive Beteiligung an Nosakas Spionagenetz. Bankinformationen über Darlehensanträge, Kreditüberprüfungen, Firmenzusammenschlüsse, Firmenerweiterungen, Gelder für Forschungs- und Entwicklungsvorhaben. An allen Transaktionen waren Leute beteiligt, die in Schlüsselpositionen waren und Informationen über ihre Firmen weitergeben konnten, Leute die käuflich oder erpreßbar waren. Hansard hatte es an Humor nicht gefehlt. Neben einen Namen hatte er geschrieben: ›Sucht die Kur gegen Armut auf unsere Kosten.‹

Die ehemaligen Militärs im Aufsichtsrat der Eastern hatten enge Kontakte zur Rüstungs- und elektronischen Industrie, und Hansard hatte auch sie eingesetzt, um für Nosaka Informationen zu sammeln. Außerdem hatten sie ihre Finger in geheimen Waffengeschäften, zu deren Finanzierung Millionen zur Geldwäsche durch die Eastern Pacific liefen. Selbstverständlich strich die Bank bei jedem dieser Vorgänge ihre Prozente ein.

Eine Seite voller Namen fesselte Franks Aufmerksamkeit. So trifft man sich wieder, dachte er. Die Liste enthielt unter anderen die Namen und Kontonummern mehrerer Großhändler der Rauschgiftszene, Männern, deren Jahresumsätze die der meisten der an der Börse gehandelten Firmen überstiegen. Frank kannte jeden dieser Namen und seine Geschichte. Da war der bolivianische Kokainhändler, den er vor Jahren vergeblich zu überführen versucht hatte, ein Mann, der den herrschenden Generälen seines Landes alle sechs Monate fünfzig Millionen zukommen ließ, wofür er ihren Schutz genoß. Und es überraschte Frank nicht, daß ein mexikanischer Heroinhändler, dessen schöne fünfundzwanzigjährige Tochter zugleich seine Geliebte und Stell-

vertreterin war, in neun Monaten mehr als sechshundert Millionen Dollar in Nosakas Bank gewaschen hatte. Die Gebühr der Bank, drei Prozent, kam auf achtzehn Millionen.

Die Bank diente nicht nur als Schaltstelle für Industriespionage, sie machte auch in ihrem angestammten Sektor satte Gewinne.

Die Unterlagen waren Millionen wert. Hansard hatte sich nicht mit Kleinigkeiten abgegeben und würde Informationen dieser Art nicht für einen Apfel und ein Ei weggegeben haben. Aus den Unterlagen im Aktenkoffer war auch ersichtlich, daß Hansard für sich selbst gut vorgesorgt hatte. Bankbücher und falsche Pässe. Die Bankbücher wiesen hohe Einlagen auf Nummernkonten oder unter den Namen von Scheinfirmen in Geldinstituten rund um die Welt aus. Sie gehörten Ian Hansard; in dem Fall, daß mit der Eastern Pacific etwas schiefging oder er gezwungen gewesen wäre, sich aus der Bank zurückzuziehen, hätte er noch lange nicht am Hungertuch zu nagen brauchen.

Die Pässe sprachen für sich. Es gab sechs, drei für Hansard, drei für Katharine. Jeder war auf einen anderen Namen ausgestellt, aber alle Pässe waren offiziell ausgegeben, datiert und gestempelt. Für Todd war kein Paß darunter.

Konnte es sein, daß die Blutsbrüderschaft Hansard aufgeschreckt hatte, so daß er Vorkehrungen für den Rückzug getroffen hatte? Die Frage mußte unbeantwortet bleiben.

Er durchblätterte die anderen Schnellheftermappen. Nichts über die Blutsbrüderschaft. Was nicht bedeutete, daß sie nicht existierte. In jedem Fall konnte Sally Verna ihm in diesem Punkt helfen, im Austausch gegen die Unterlagen und dafür, daß er ihn und Jude Golden aus der Sache heraushielt. DiPalma nahm sich vor, die Akten am nächsten Tag genauer durchzusehen. Hansard schien ein sehr penibler Mann gewesen zu sein, der alles schriftlich festgehalten hatte; da lag die Vermutung nahe, daß er auch Material über Nosaka und die Blutsbrüderschaft gesammelt hatte.

Er würde rasch vorgehen müssen. Je eher die Geschichte Nosakas, seines Industriespionagenetzes und der Blutsbrü-

derschaft an die Öffentlichkeit käme, desto besser würde es für die früheren Ankläger Sally Verna und Jude Golden sein. Das Rampenlicht der öffentlichen Aufmerksamkeit mochte ihnen das Leben retten. Andererseits vielleicht nicht. Nosaka konnte beschließen, sein Gelöbnis in jedem Fall auszuführen.

Was immer geschah, er selbst, Frank DiPalma, konnte dabei nur gewinnen. Diese Geschichte würde jeden Reporter in der Branche in den Schatten stellen. Von welcher Seite man sie auch betrachtete, die Geschichte war Dynamit. Ein Kriegsverbrecher, der vor vierzig Jahren hätte gehängt werden sollen, würde jetzt gehängt. Nicht mit einem Strick, aber von den Medien. Im Grunde war Nosaka nicht mehr und nicht weniger als ein in die legalisierte Dieberei, die das Geschäftsleben war, verstrickter Gauner. Aber die Industriespionage gab seinem Fall eine besondere Bedeutung. Er verdiente unterzugehen, vor der Welt mit Schmach und Schande überhäuft zu werden, in Ländern, wo er Industriegeheimnisse hatte stehlen lassen, vor die Gerichtshöfe geschleppt zu werden. Diese Schande würde schwer auf dem stolzen Nosaka lasten. Das gefällt mir, dachte DiPalma. Das gefällt mir verdammt gut.

Dann erinnerte er sich an Katharine. Ihren Mörder dingfest zu machen, war wichtiger, als Nosaka eins auszuwischen. Sakon Chiba war das Instrument gewesen; jemand anders war der Drahtzieher gewesen. DiPalma beschloß, seine Ermittlungshelfer mit der Überprüfung von Hansards Unterlagen zu beauftragen, während er selbst versuchen wollte, Katharines Tod aufzuklären. Es würde ihm keine Ruhe lassen, bis er die Antwort gefunden hätte.

Jemand klopfte an die Tür. Er legte die Akten in den Koffer zurück und schloß ihn. »Essenszeit«, sagte er zu Todd. »Laß sie ein und sag ihnen, daß sie alles auf den Kaffeetisch stellen sollen. Du kannst dich auf die Couch setzen. Morgen werde ich mir dieses Material genauer ansehen, von A bis Z.«

»Ja, Sir.«

»Hör mal, Todd, wir hatten uns darauf geeinigt, daß du das ›Sir‹ wegläßt, erinnerst du dich? Ich weiß, du bist zur Höflichkeit erzogen worden, und das ist gut so, aber es besteht kein Grund, daß du mich so nennst. Wenn ich ›Sir‹ von dir höre, schaue ich mich jedesmal um, ob du mit jemand anders sprichst.«

»Ich verstehe … Frank.«

Mein Sohn. Die Worte waren fremd, eine fremde Sprache. Es würde eine gute Weile dauern, bis sie sich aneinander gewöhnten.

Todd öffnete die Tür, dann beugte er sich in einer instinktiven Ausweichreaktion hintenüber. Frank war aufgesprungen und lief zu ihm, aber es war zu spät. Drei bewaffnete Männer drangen ins Zimmer ein und warfen die Tür hinter sich zu. Einer packte Todd von rückwärts, hakte ihm einen Arm um die Kehle und drückte einen 45er Colt gegen seine Schläfe. Frank blieb mitten im Raum stehen. Ling Shen, dachte er. Ich werde fern der Heimat sterben.

Die anderen zwei trennten sich, nahmen DiPalma in die Zange und brachten ihre Waffen in Anschlag. Einer hatte eine Walther PPK; der andere hielt mit beiden Händen einen 357er Magnum Revolver mit einem Laserzielgerät, das einen grellen roten Lichtstrahl auf den Punkt warf, wo die Kugel treffen würde. Der Laserstrahl zielte auf Franks Kehle.

Zuerst reagierte DiPalmas Magen; er kollerte, als hätte er lange nichts zu verdauen bekommen. Dann zog er sich zusammen. DiPalma fühlte, wie ihm Schweiß auf die Stirn trat und unter dem Bademantel vom Rücken rann. Sein Blick lag auf dem Mann mit dem Revolver, aber er sah auch das Licht, das oben aus der Waffe kam. Es war nicht das erste Mal, daß er in die Mündung einer Waffe sah, aber nie war der Schrecken so übermächtig gewesen wie diesmal. Gefängniswärter, die Gewehre mit Laser-Zielgeräten trugen, hatten Gefangenenrevolten niedergeworfen, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Anblick dieses roten Lichtstrahls auf dem eigenen Körper hatte die schwersten Jungen entnervt.

Der Mann mit dem Revolver war gebräunt und schlank,

mit kleinen rundlichen Händen, silberweißem Haar und kühlen grauen Augen. Er trug einen Nadelstreifenanzug mit Weste und weinrotem Schlips und sprach mit australischem Akzent. Ein Australier.

»Die Hände hinter den Kopf, Mr. DiPalma. Gut. Und nun knien Sie nieder. Großartig.«

Das waren nicht Shens Männer. Es waren Weiße. Aber sie waren gleichwohl gefährlich, besonders der Australier, dem seine Arbeit ein besonderes Vergnügen zu bereiten schien.

»Wir sind gekommen, Sie um Mr. Hansards Aktenkoffer zu erleichtern«, sagte der Australier mit näselnder Aussprache. »Nachdem er zu Jesus heimgegangen ist, wird er keinen Bedarf mehr dafür haben. Und Sie, mein Lieber, sind nicht der rechtmäßige Eigentümer; also werden Sie uns vergeben, wenn wir nicht um Ihre Erlaubnis bitten, damit auf und davon zu gehen. Übrigens ist das Essen in diesem Etablissement kaum genießbar. Wir haben unten angerufen und Ihre Bestellung storniert, wofür Sie uns dankbar sein sollten. Aber nun werden wir zum Kern der Sache kommen und den Aktenkoffer nehmen.« Er machte eine Kopfbewegung zum Tisch, und der Mann mit der Walther steckte den Aktenkoffer unter seinen Arm.

»Ich nehme an, alle Papiere sind noch da, wohin sie gehören«, fuhr der Australier fort. »Sie hatten sie noch nicht lange genug, um etwas zu verstecken, nicht wahr?«

»Es ist alles drinnen.«

»Ich werde mich mit Ihrem Wort begnügen. Sie scheinen ein ehrenwerter Mann zu sein, eine Seltenheit in dieser schlimmen Welt. Nun hören Sie zu, und hören Sie gut, denn ich werde nicht wiederholen, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Wir nehmen den Jungen mit. Und den Aktenkoffer, versteht sich. Der Junge wird einen Ausflug machen, aber einen kurzen. Er wird mit uns im Aufzug hinunterfahren, und unten im Foyer werden wir ihn laufen lassen, daß er zu Ihnen zurückkehren kann. Sie haben in der Sache nichts zu sagen, also hoffe ich, daß Sie diese Vorkehrungen zufriedenstellend finden werden.«

»Wie Sie meinen.«

»Fein. Sie haben hier in diesem Zimmer zu warten, bis Ihr Sohn zurückkommt. Jede Abweichung von diesem Verfahren könnte etwas Endgültiges auf Sie und den Jungen herabbeschwören. Haben wir einander verstanden?«

»Ja.«

»Das freut mich. Zwei Menschenleben hängen davon ab, daß Sie Ihre heroischen Neigungen beherrschen. Nun noch zu einem letzten Punkt, und diese Zusammenkunft wird vertagt.«

Er nickte.

Der Mann mit dem Aktenkoffer ging zur Couch und nahm das Telefon vom Kaffeetisch. Ein kurzer Ruck, und das Kabel löste sich aus der Wand. Dann ging er zum Bett und riß das zweite Telefonkabel aus der Wand.

Die drei nahmen Todd in die Mitte und gingen. Frank DiPalma blieb allein zurück.

Fünfzehn lange Minuten vergingen, bis Todd zurückkehrte und seinen Vater beim Kofferpacken sah.

»Ich dachte, Sie würden bis zum Begräbnis meiner Mutter bleiben«, sagte Todd.

Frank hielt inne. »Das werde ich.«

»Aber Sie packen Ihren Koffer.«

»Wir gehen hinunter zum Empfang. Ich will ein anderes Zimmer.« Er zeigte zu einem Aschenbecher auf dem Nachttisch. »Wanzen«, sagte er.

Todd ging hin und nahm eines der kleinen Metallplättchen aus dem Aschenbecher.

»In jedem der Telefonhörer war eine versteckt«, sagte Frank. »Eine weitere hinter dem Bett, eine unter der Couch, eine in der Stehlampe beim Tisch. Schwer zu sagen, ob ich alle gefunden habe.«

»Woher wußten Sie, daß Abhörwanzen da waren?«

»Unser australischer Freund in dem Maßanzug sagte es mir. Diese Bemerkung über das Essen, daß er unsere Bestellung storniert habe. Und seine Erwähnung, daß wir die Akten noch nicht lange hätten. Hol's der Teufel, hier waren

überall Ohren. Ich würde mich wohler fühlen, wenn ich ein neues Zimmer hätte.«

Todd machte große Augen. »Das war klug von Ihnen, Sir. Ich meine, Frank.«

»Todd, jeder Schwachkopf hätte darauf kommen können. Was mir Kopfzerbrechen bereitet, ist die Frage, wer diese Meisterschützen angeheuert hat. Das waren kostspielige Talente. Sie sind glatt und gewandt, haben Zugang zu modernster Elektronik und verdammt guten Waffen. Das sind Profis, Todd. Es war beinahe ein Vergnügen, sie bei der Arbeit zu sehen. Beinahe.«

In der Hotelbar zog DiPalma sein Notizbuch hervor und begann vierstellige Telefonnummern zu wählen. »Zuerst muß ich Sally Verna verständigen. Unser neues Zimmer kann warten. Er hatte gehofft, daß diese Unterlagen ihn am Leben erhalten würden. Ich kann ihn nur warnen, daß jemand anders sie jetzt hat. Das bin ich ihm schuldig. Du könntest inzwischen eine Bedienung suchen und ein belegtes Brot oder so was bestellen.«

»Ich werde hier warten, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Frank versuchte dreimal, Verna zu erreichen, und kam nicht durch. Nach dem dritten Versuch ließ er sich mit dem Störungsdienst der Telefongesellschaft verbinden, wo er nacheinander zu drei verschiedenen Leuten durchgestellt wurde. Dies dauerte fünfzehn Minuten, dann erfuhr er endlich, daß das Gebiet um New York von einem schweren Wirbelsturm heimgesucht worden sei, der viele Telefonleitungen heruntergerissen habe.

DiPalma legte auf. »Das wäre das. Gut, wie steht es mit dem belegten Brot?«

Todd starrte geradeaus. DiPalma folgte seinem Blick, sah aber nichts Bemerkenswertes. Eine Handvoll Chinesen und einen oder zwei Europäer an den Tischen und der Bar. Dann merkte er, daß Todd keinen der Gäste anstarrte. Er starrte ins Leere, wo er etwas sah, was nur ihm zugänglich war.

»Yamabushi«, wisperte er.

Gebirgskrieger. Ein anderer Name für *ninja,* die stets in geheimen Stützpunkten im Gebirge ausgebildet worden waren.

»Die *Yamabushi* sind zu ihm gekommen«, sagte Todd.

Frank DiPalma schaute seinem Sohn ins Gesicht und wurde alarmiert. Der Junge sank tiefer in einen tranceähnlichen Zustand.

Er packte Todd bei den Schultern. »Zu wem sind sie gekommen, Todd? Wo sind die *ninja?«*

Aber Todd antwortete nicht. Er starrte weiter in den Raum, und auf einmal fürchtete sich Frank DiPalma.

14

Long Island, New York

Der Wirbelsturm, der im Juli das Küstengebiet um New York erreichte, brachte warme, schwere Regengüsse, feuchtigkeitsbeladene Luft und so ernste Überschwemmungen mit sich, daß die Polizei von Manhatten in Ruderbooten Autofahrer bergen mußte, die auf überfluteten Straßen im Central Park steckengeblieben waren. Der Sturm hatte sich über der Karibik gebildet, war zunächst westwärts gezogen, hatte dann die Richtung gewechselt und sich nach Nordosten bewegt. Er wanderte parallel zur Atlantikküste, mehr als sechshundert Kilometer breit, und entwickelte Windgeschwindigkeiten von mehr als einhundert Stundenkilometern.

Springflutwarnungen und Hochwasseralarm wurden für Teile Neuenglands, den Norden New Jerseys und Long Island gegeben, das besonders schwer betroffen wurde. Hier ließen die schweren Wolkenbrüche Flüsse und Bäche über die Ufer treten, hoben den Wasserspiegel stehender Gewässer, schnitten Einzelgehöfte und Siedlungen von der Au-

ßenwelt ab und brachten den Bahnverkehr nach New York zum Erliegen. Schulen und Flugplätze wurden geschlossen, die Flotten der Fischereifahrzeuge blieben in den Häfen. Viele Telefonleitungen waren heruntergerissen, ganze Gemeinden blieben ohne Elektrizität.

Es war jedoch nicht der peitschende Regen noch der heulende Sturm, der Sally Vernas Haus am Meer von der Außenwelt abgeschnitten hatte. Die Kabel der Stromversorgung, die auch das elektronische Einbruchssicherungssystem des marmornen Landsitzes versorgten, waren von sechs schwarzgekleideten Gestalten außerhalb des Grundstücks unterbrochen worden. Sie waren in Regen und Dunkelheit vom Hügelrücken herabgestiegen und hatten sich durch Dünengelände und am durchweichten Ufer einer Strandlagune entlang zu der Mauer vorgearbeitet, die das Grundstück nach Westen abschloß. An diesem Abend stand niemand Wache auf dem Höhenrücken, auf der schwankenden Anlegebrücke oder an Strand und Lagune. Und niemand war außerhalb der Mauer auf Posten.

Mit Seilen und Wurfhaken, die sie über die Mauerkrone warfen, überwanden die *ninja* die Mauer und sprangen auf der Innenseite hinab. Das Haus wurde von einem Notstromaggregat in der Garage mit Elektrizität versorgt und war beleuchtet. Drei *ninja* trotteten zu den Tiergestalten der geschnittenen Hecken und folgten ihnen zur Garage, ihrem Ziel. Die anderen drei wandten sich dem zweiten Ziel zu, den Wächtern, die durch das Gelände patrouillierten.

Hunde. Vor der Garage. Und sie schlugen bereits an. Einer der *ninja* kroch vor, bis er sie sehen konnte. Deutsche Schäferhunde, die Ohren zurückgelegt, das Fell vom Regen dunkel, die Zähne gebleckt. Keine Hundeführer, nur die Tiere. Ihr Gebell ging in den Geräuschen des Regensturms unter. Und sie waren unschlüssig, ob sie angreifen sollten. Der schwarzgekleidete Eindringling nutzte ihr Zögern, nahm vergiftetes Fleisch aus der Tasche und warf es den Tieren vor.

Die Hunde beschnüffelten das frische Rindfleisch, dann schlangen sie es hinunter.

Der *ninja* beobachtete sie und wartete.

Als die Tiere zuckend und mit Schaum vor den Lefzen am Boden lagen, lief er hinzu, hob einen der sterbenden Hunde auf und eilte zurück zu seinen Gefährten. Er übergab den Hund seinem Anführer, dann kehrte er um, das zweite Tier zu holen, das inzwischen gestorben war. Sekunden später standen die beiden Männer am Rand des Schwimmbeckens und warfen die Tiere in das windgepeitschte Wasser. Ein Wächter, der auf einen ertrunkenen Hund stieß, würde nicht so mißtrauisch sein wie bei der Entdeckung eines Hundes mit durchschnittener Kehle.

An der Garage spähte ein *ninja,* von dem unter der Kapuzenmaske nur die Schlitzaugen sichtbar waren, durch ein Fenster zu zwei Männern hinein, die rittlings auf den entgegengesetzten Enden einer Werkbank saßen und Karten spielten. Er wandte sich zu seinem Gefährten und signalisierte mit den Zeigefingern. Zwei Wächter waren beim Notstromaggregat. Jeder *ninja* trug ein Schwert auf dem Rükken, aber von diesem wollten sie erst Gebrauch machen, wenn sie das Haupthaus erreichten. Eine Klinge hinterließ Blut, und Blut würde unerwünschte Aufmerksamkeit erregen.

Die Garage hatte zwei Eingänge, das breite Tor für die Fahrzeuge und eine Seitentür auf der dem Landhaus abgewandten Seite. Zwei *ninjas* stellten sich zu beiden Seiten dieser Tür auf, und der dritte schlug mit der Faust dagegen.

Eine zornige Stimme drang aus dem Inneren durch die Tür. »Ja doch. Schon gut, schon gut. Völlig verrückt, in diesem Scheißwetter herauszukommen, das ist alles, was ich dazu sage.«

Die Tür ging auf, und ein stämmiger Mann schirmte seine Augen gegen den Regen ab. »Kommt schon rein, bevor wir alle ersaufen …«

Ein Mann packte ihn vor der Brust, riß ihn aus der Türöffnung und stürmte an ihm vorbei in die Garage. Dann faßte ein anderer von hinten zu, schlug einen Unterarm hart in seine Kehle, während er den anderen Arm unter die linke

Achselhöhle des Mannes aufwärts schob, bis sein Handgelenk hinter dem Nacken war und die Handfläche der Linken gegen das rechte Ohr des Mannes drückte, so daß sein Kopf vorwärts gegen den Unterarm gepreßt wurde. Er bekam keine Luft mehr.

Der zweite Wächter in der Garage wurde beinahe augenblicklich getötet. Ein *ninja* sprang ihn von hinten an, als der Wächter die zehn Karten in seiner Hand betrachtete und überlegte, welche er als nächste ausspielen sollte. Er sah den Angreifer nicht, fühlte nur seine Hände, und da war es schon zu spät. Die linke Hand des *ninja* umfaßte das Kinn des Wächters, die rechte Hand seinen Hinterkopf. Die Linke zog am Kinn, die Rechte stieß den Hinterkopf mit einem kräftigen Ruck. Und die Halswirbel des Wächters brachen.

Die toten Wächter wurden im Rolls Roys versteckt. Während ein *ninja* in der Türöffnung kauerte und Wache hielt, schalteten die anderen das Notstromaggregat aus. In der Garage wurde es dunkel. Ein Grunzen von dem Mann in der Türöffnung signalisierte, daß auch im Landhaus das Licht ausgegangen war.

Aus einem auf der Werkbank liegenden Funksprechgerät drang Knistern und Knacken. Eine Stimme rief die Namen der toten Männer im Rolls.

Die drei Japaner warteten in der Türöffnung, lauschten dem Prasseln des Regens auf dem Garagendach, dem Tosen der Brandung und dem gellenden Heulen des Windes. Endlich hörten sie das Geräusch, auf das sie warteten: ein Steinbrocken, der gegen das Gartentor schlug. Nach einer Pause trafen zwei weitere Steine die Garage, und die zweite Gruppe der *ninja* kam zu den Wartenden und machte Meldung.

Vier Außenwachen waren jetzt eliminiert, zwei Hunde vergiftet. Die Körper versteckt, um vorzeitiger Entdeckung und Warnung vorzubeugen. Das Funksprechgerät auf der Werkbank rauschte, und durch das Knistern der atmosphärischen Störungen kam eine fluchende Männerstimme. Ohne auf das Gerät zu achten, trat der Anführer der *ninja* in den Sturm hinaus, lief zu einer Hecke und folgte in geduck-

ter Haltung ihrem dunklen Umriß zum Haus. Die anderen folgten ihm, einer hinter dem anderen, geschützt von Regen und Dunkelheit.

Sally Verna ging zum Treppenabsatz, eine Campinglaterne in einer Hand, und blickte den großartigen Treppenaufgang hinab zu Petey George, der die Treppe zu ihm heraufkam. Ein großer, stattlicher Mann Mitte vierzig, der sich durch regelmäßiges Boxen in ausgezeichneter körperlicher Verfassung hielt, war Petey George verantwortlich für die Sicherheit des Hauses. Er trug ein wertvolles Gemälde die Treppe hinauf, da Sally eine Überflutung des Erdgeschosses befürchtete. Das Gemälde – Verna hatte es seiner Frau zum dreißigsten Hochzeitstag geschenkt – war ein Caravaggio, den der Gewerkschaftsführer in Florenz erworben und für ein Vermögen in Mailand hatte restaurieren lassen.

Petey George ging durch Vernas Lichtschein und weiter in den dunklen Korridor. Satanskerl, der Petey, dachte Verna bewundernd. Bewegt sich wie eine Katze und findet sich wie eine Eule in der Dunkelheit zurecht. Petey George hatte kein Gramm überflüssiges Fett am Leib, und er hatte die Hände eines erstklassigen Weltergewichtlers, was man bei großen Männern selten fand. Petey hätte es im Ring weit bringen können, hätte der Boxsportverband ihm nicht die Lizenz entzogen, weil er zu zwei Kämpfen nicht erschienen war.

Einen Sturm wie diesen hatte Verna nicht erlebt, seit der Hurrikan Agnes 1972 die Insel verwüstet, einige Leute getötet und einen Sachschaden von drei Milliarden Dollar angerichtet hatte. Dieser Sturm war auch nicht von schlechten Eltern. Zwei seiner Leute vernagelten die Terrassentüren mit Brettern, um zu verhindern, daß der Wind sie eindrückte. Ein dritter Mann, in einer Hand eine Schrotflinte mit abgesägtem Lauf, leuchtete ihnen mit einer Campinglaterne.

Auf dem Teppich lagen Glasscherben. Vor Minuten war eine der Terrassentüren eingedrückt worden, und der Wind hatte eine Glasvitrine umgeworfen, in welcher eine Schaufensterpuppe in der Uniform der Schweizergarde aufbe-

wahrt worden war, ein persönliches Geschenk Papst Johannes XXIII. für Sally Verna. Die hochgeschätzte blaue und gelbe Uniform, entworfen von Michelangelo, war jetzt mit dem Caravaggio und anderen wertvollen Kunstschätzen oben im Schlafzimmer.

Verfluchter Sturm. Er hatte Sally getroffen wie ein Tritt in die Eier. Sein Keller war überflutet, und in der Eingangshalle war eine der steinernen Putten von ihrem Delphin gerissen worden und hatte beim Aufprall den Kopf verloren. Das Dach war an zwei Stellen undicht, und er hatte genug zerbrochene Fensterscheiben, um einen Glaser ein Jahr lang bei Champagner zu halten. Seine Boote wurden wahrscheinlich kurz und klein geschlagen, wenn sie nicht schon vollgelaufen und untergegangen waren. Und kein Strom, kein Telefon.

Seine Frau Chiara lag im Bett, und ihr war nicht wohl, aber sie versuchte, sich nicht zu beklagen. *Arte di arrangiarsi,* sagte sie. Wir behelfen uns. Wir überleben mit Stil. Es war die Redensart, zu der Italiener gern Zuflucht nahmen, wenn es brenzlig wurde oder etwas schiefging. Chiara, eine rundliche, energische Frau mit Augen, die so blau waren wie die Wasser von Capri, glaubte ans Überleben, ans Durchhalten. Deshalb lebte sie noch immer mit einem Herzen, das müde geworden war, nachdem es viele Jahre lang selbstlos gegeben hatte, Sally, drei Kindern und jedem anderen, der an seine Großzügigkeit appelliert hatte.

Sally konnte sich ein Leben ohne den Admiral, wie er sie nannte, nicht vorstellen. Sie war eine Nachfahrin des Admirals Andrea Doria, Genuas berühmtestem Seefahrer nach Cristoforo Colombo. Chiaras wertvollster Besitz war eine vergoldete Silberplatte, die angeblich Doria gehört hatte und von ihm bei einem Bankett zu Ehren Kaiser Karls V. benützt worden war. Um den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu beeindrucken, hatte Doria das vergoldete Silbergeschirr nach dem Gebrauch über Bord werfen lassen. Dem Vernehmen nach hatte er dies während eines zwölftägigen Festes jeden Tag getan.

Petey George gesellte sich an der Balustrade über dem Treppenhaus zu Verna. Zusammen beobachteten sie die Männer bei der Arbeit an den Terrassentüren. »Sag mir, Chootch«, sagte Verna auf italienisch. Chootch war Petey Georges Spitzname. »Was ist mit diesen Schlafmützen in der Garage? Die Finsternis hier drinnen geht mir allmählich auf den Geist. Dunkel wie eine Niggerhochzeit.«

»Hab' Enzo und Rummo hinübergeschickt, daß sie nachsehen, was, zum Teufel, los ist.«

Verna steckte die Hand in die Tasche seines Bademantels, wo sie einen 38er Smith & Wesson befühlte. »Und wenn sie nicht zurückkommen?«

»Wenn sie nicht zurückkommen, gehe ich selbst hinaus.«

»Nein, nein, nein. Du schickst einen anderen hin. Ich möchte, daß du hierbleibst und die Dinge im Auge behältst. Was machen unsere anderen Leute, die wir draußen haben, für die ich den Esel-streck-dich spiele?«

»Ich wollte, ich wüßte es. Die Funksprechgeräte taugen bei diesem Wetter nichts. Sie werden naß, das ist es. *Finito.* Der Sturm, der Wind, dies und das. Wenn du mich fragst, ich glaube nicht, daß sie ihre Runden machen. Die Hunde sind bei diesem Scheißwetter vielleicht draußen, aber ein Hund ist eben nicht so schlau, sonst wäre er kein Hund. Nein, ich glaube, die Brüder sind in der Garage untergekrochen, oder vielleicht in einem Wagen. Und sie wollen nicht antworten. Solange sie nicht antworten, können sie sagen, sie hätten versucht, Funkverbindung aufzunehmen, aber der Sturm, blablabla. Wenn du mich fragst, die sitzen irgendwo gemütlich im Trocknen.«

»Du meinst also, ich machte mir umsonst Sorgen?«

»Hör mal, welcher Mensch, der nur halbwegs bei Trost ist, würde bei diesem Wetter hier herauskommen? Die Straßen sind eine Katastrophe, und mit einem Boot auf dem Wasserweg, das kannst du vergessen. Die Stromleitungen sind unten, und du nimmst dein Leben in die Hand, wenn du in die Nähe gehst.«

Petey George tätschelte leicht sein dichtes graues Haar.

»Keine Bange, Sally. Wir haben ein Dutzend Leute über das ganze Haus verteilt. Keine Anfänger, sondern Schützen. Wir haben Leute in beiden Zimmern auf jeder Seite deines Schlafzimmers. Außer ihnen seid nur ihr oben, du und deine Frau, und die Enkelkinder. Sowie wir ein paar Schlitzaugen sehen …« Er krümmte den Zeigefinger. »Bumm. Das war ihr letztes Wort.«

Sally Verna schlug ihm auf die Schulter. »Ich werde mal zu den Enkelkindern hineinschauen, und mich dann vielleicht eine Weile hinlegen. Gott sei Dank hat Chiara jetzt Ruhe. Sie sagt, der Regen entspanne sie. Kurz bevor die Leitungen unterbrochen wurden, rief noch meine Tochter an. Behauptet, sie und Jim hätten das letzte noch freie Zimmer in Manhattan bekommen. Alle Hotels seien überfüllt. Sie wollen versuchen, morgen hierherzukommen, aber ich sagte ihr, sie solle sich nicht sorgen. Die Kinder sind in Sicherheit. Sagte ihr, sie solle in der Stadt bleiben und Geld ausgeben.«

Petey George lächelte. »Vielleicht sollte ich heiraten. Das Mädchen, mit dem ich jetzt gehe, bekommt eine Hälfte des geerbten Treuhandvermögens, wenn es achtzehn ist, die andere Hälfte mit fünfundzwanzig. Eineinviertel Millionen. Kluges Kind. Sagt, der Umgang mit mir sei ›pervers und zersetzend‹ was immer das heißen soll. Die hat vielleicht ein Vokabular. Und einen Hintern, der sich sehen lassen kann. Gab mir eine Plakette mit so einem Gecken darauf. Der Text lautet: ›Mozart. 200 Jahre alt und gutaussehend‹. Einmal wollte sie …«

Der Schuß kam von unten, vom rückwärtigen Teil des Hauses. Ein Schuß. Petey George hatte eine Pistole in der Hand und rannte, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. »In dein Zimmer, Sal, und bleib dort. Schließ die Tür ab und öffne keinem außer mir. Geh.«

Ein Wächter namens Gino Riviere hatte in der Küche nach einem kalten Bier gesucht. Er legte seine Pistole auf den Kühlschrank, öffnete die Tür und leuchtete mit der Ta-

schenlampe hinein. Endlich entdeckte er eine Sechserpakkung Bier, die noch einigermaßen gekühlt war. Er hatte es nötig. Er schwitzte, daß es nur so an ihm herunterlief – keine Klimaanlage, Türen und Fenster geschlossen, die hohe Luftfeuchtigkeit. Gerade jetzt würde er für ein Bad im Ozean sein linkes Ei geben, aber der Ozean würde warten müssen. Heute abend war dort draußen Weltuntergang. Einstweilen wollte Gino sich mit dem Bier zufrieden geben; dann mußte er zurück zu der Hintertür, die zu bewachen er bezahlt wurde.

Er steckte die Taschenlampe unter die schweißige Achselhöhle, hebelte den Kronenkorken von der Flasche Budweiser, setzte sie an den Mund und legte den Kopf in den Nakken. Daß ein Schatten unter dem großen Küchentisch hervorglitt, entging ihm. Der Schatten packte Ginos Fußgelenke mit festem Griff und zog mit einem heftigen Ruck daran. Einen Augenblick lang war Gino in der Luft. Er ließ das Bier fallen und griff zum Kühlschrank.

Seine Hand schlug auf die Pistole, aber die Waffe wurde zu Boden geschleudert, und ein Schuß löste sich. Die Kugel fuhr ins Gewürzregal. Im nächsten Augenblick schlug Gino auf den roten Fliesenboden, daß sein Schädel brach. Der Schatten sprang auf und vorwärts, hob eine Hand in Schulterhöhe und führte mit den Knöcheln einer behaarten Faust drei wuchtige Schläge auf Ginos Schläfe, die ihn töteten.

Stimmen und Schritte näherten sich rasch. Der Schatten ließ Ginos Leichnam liegen, sprang durch die Küche und öffnete die Tür, die zum überfluteten Keller führte. Er stieg in völliger Finsternis die Stufen hinab, und als er mit den Füßen ins Wasser kam, zog er ein fußlanges Bambusrohr aus dem Gürtel und ließ sich ins Wasser gleiten. Er schwamm um und hinter die Treppe, hielt sich nahe der Wand, wo die aus dem Wasser ragende Röhre nicht gesehen werden konnte. Sein Auftrag war ein Ablenkungsmanöver. Der Schuß hatte dazu völlig ausgereicht.

Unterdessen waren Petey George und ein halbes Dutzend

Männer in der Küche und durchsuchten alles. Schränke, Tiefkühltruhe, Anrichten. Unter dem Tisch und der Spüle. Nichts war zu finden.

»Muß aber hier sein«, sagte Petey George. »Das Dreckschwein muß hier sein. Ist nicht an uns vorbei, und die verdammte Tür ist von innen zugesperrt. Bleibt nur der Keller.«

Sie rissen die Tür auf, leuchteten mit Taschenlampen auf die glatte schwarze Wasseroberfläche. »Da ist nichts, Petey. Der verwünschte Keller ist vollgelaufen. Das Wasser steht einen halben Meter unter der Decke.«

Petey George drängte sich vorbei und starrte hinunter. »Nehmt das ganze Haus auseinander, aber findet den Bastard. Wir haben einen Besucher. Vielleicht hatte Gino einen über den Durst getrunken, vielleicht war er nur ausgerutscht, aber ich glaube es nicht. Ich glaube, daß jemand im Haus ist, der hier nichts verloren hat.«

»Aber wie, zum Teufel, sollte er an uns vorbeigekommen sein?«

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Macht ihn ausfindig. Er ist irgendwo hier, und sein Arsch gehört mir. Sucht ihn.«

Zwei Wächter in Regenumhängen mit Kapuzen kauerten unter einem Vorsprung, der über die Haustür vorragte. Ein Scheißjob, hier draußen zu sein, aber Petey George duldete keine Widerrede. Selbst wenn in diesem Sturm keine lebende Seele unterwegs war, er wollte Leute draußen haben. Zu jeder Tages- und Nachtzeit zwei Männer an der Haustür, die alle paar Stunden abgelöst wurden. Die beiden Wächter hatten aufgehört, hin und her zu gehen. Scheiß drauf. Der Wind war stark genug, einen aufzuheben und nach New Jersey hinüberzuwehen, und der Regen kam so dick herunter, daß es sich anfühlte, als ob man mit Stöcken verdroschen würde. Am Arsch, Chootch. Komm zur Abwechslung selbst raus und ersauf.

Einer der Wächter hob die Hand und zeigte. Zwei Gestalten in Regenumhängen kamen auf sie zu. Enzo und Rum-

mo, die Glückspilze, kamen von der Garage. Vielleicht würde es jetzt Licht geben. Der Wächter rief: »Was ist mit den Lichtern? Ihr hättet in der Garage bleiben sollen. Ihr seid mir ein paar Helden!«

Die Männer in den Regenumhängen mit den Kapuzen kamen näher, und als sie die Eingangsstufen erreicht hatten, griffen sie an.

Im Wohnzimmer brannte es. Das zweite Ablenkungsmanöver der *ninja.* Orangegelbe Flammen tanzten und züngelten in der Dunkelheit. Rauch stieg zur hohen Decke auf und verteilte sich darunter. Petey George brüllte: »Los, los, bewegt euch! Wir haben Feuerlöscher hier. Also an die Arbeit! Wo, zum Teufel, stecken alle? Wo sind Enzo und Rummo?«

»Die sind zurück.«

»Red keinen Scheiß. Und wie kommt es, daß ich nichts davon weiß? Wie kommt es, daß sie mir nicht sagen, was mit dem Generator los ist?«

»Mein Gott, Petey, was fragst du mich? Sie kamen rein, als dieses Feuer ausbrach. Ich sah sie nach oben gehen, als ich dich wegen des Feuers rief. Na, ich dachte, vielleicht gingen sie nach oben, um mit Sal zu sprechen oder sich umziehen oder was.«

Petey George schaute zur Haustür. »Wer ist draußen? Wer sah Enzo und Rummo hereinkommen?«

»Ivan. Richie.«

»Hol sie. Bring sie her.«

»Jetzt?«

»He, Arschgesicht, immer wenn ich dir was sage, ist es jetzt. Kümmere dich nicht um das Feuer. Wir sind versichert.«

»Es ist bloß, daß wir nicht viele am Feuer haben, und wenn es außer Kontrolle gerät …«

»Wenn es außer Kontrolle gerät, stellen wir uns alle in einer Reihe auf und pinkeln hinein. Und jetzt beweg deinen Arsch! Und schau in die Küche. Dort sind Paulie und Dee. Sieh nach, ob alles in Ordnung ist.«

Der Mann ging, und Petey George beobachtete das Feuer, während er fieberhaft überlegte. Allmählich begann ihm mulmig zu werden; es war wie im Ring, wenn du deinen Haupttreffer bei einem Kerl gelandet hast, und er geht nicht zu Boden, grinst dich an und sagt dir, du sollst es noch mal versuchen, geht dann auf dich los, steckt den nächsten Schlag weg und gibt dir einen Haken auf die Niere, und du weißt, daß es einen langen Kampf geben wird.

Der Generator tot. Keine Nachricht von der Garage. Keine Sprechfunkverbindung mit den Wächtern draußen. Gino tot. Keine sichtbaren Verletzungen, aber mausetot. Und nun dieses Feuer.

Der Mann kam zurück. »Kann sie nicht finden.«

»Was? Red keinen Blödsinn!«

»Ich meine, niemand ist draußen, und niemand in der Küche.«

Petey George blickte nach oben, wo Sally Verna war. Wohin Enzo und Rummo gegangen waren. Er zog seine Pistole. »Vergeßt das Feuer. Du, Tony und Abe, ihr kommt mit mir.«

Sally Verna setzte sich im Bett auf. Es roch nach Rauch. Seine Frau schlief friedlich neben ihm. Verna schlüpfte aus dem Bett und in seinen Morgenmantel. Wo Rauch ist, dachte er, da ist auch Feuer. Das hatte noch gefehlt. Er mußte an Chiara denken, an die Enkelkinder. Die Vorstellung, sie in diesem Sturm ins Freie bringen zu müssen, machte ihn schaudern. Vielleicht war es falscher Alarm. Vielleicht pfuschte jemand mit dem Notstromaggregat herum, und es hatte einen Kurzschluß gegeben.

»Großpapa.«

Vernas jüngstes Enkelkind, sein Liebling. Die fünfjährige Vanessa.

»Großpapa, bitte.« Etwas war mit ihr. Das Kind hörte sich an, als hätte es Schmerzen. Vielleicht hatte es auch den Rauchgeruch wahrgenommen und fürchtete sich.

Dann kreischte sie. Petey Georges Warnung war verges-

sen. Die Campinglaterne in der Hand, eilte Sally zur Schlafzimmertür und riß sie auf. Die drei Enkelkinder standen weinend in ihren Schlafanzügen vor ihm. Ein roter Striemen lief über Vanessas Gesicht. Jemand hatte sie geschlagen. Brutal geschlagen.

Verna trat in den Korridor und ließ sich auf ein Knie nieder, die Arme ausgebreitet, Vanessa zu umfangen. Aber sie rührte sich nicht. Ihr Blick ging an ihm vorbei. Sally wandte den Kopf, folgte ihrem Blick, und sah zwei Männer in Regenumhängen und Kapuzen, die sich zu beiden Seiten der Tür im Dunkeln versteckt hatten. Die vorgezogenen Kapuzen ließen von ihren Gesichtern nur den harten Glanz ihrer Augen erkennen.

Jeder der zwei hielt mit beiden Händen ein Samuraischwert über den Kopf. Der Mann auf der rechten Seite schlug zuerst und traf Sallys Nacken. Der zweite hackte in die andere Schulter des Gewerkschaftsführer, durchschnitt dickes Muskelfleisch bis tief in den Knochen, bespritzte die kreischenden Kinder mit Blut. Im Schein der zu Boden gefallenen Campinglaterne flogen die blinkenden Klingen wieder hoch und schlugen abermals zu, wieder und wieder.

Als es getan war, flohen die *ninja* durch den Korridor und verschwanden im Rauch, der aus den benachbarten Zimmern quoll.

Petey George und seine Männer kamen um die Ecke in den Korridor gestürmt und sahen die schreienden, blutbesudelten Kinder, sahen Chiara zur Tür wanken und auf die blutigen Überreste ihres Mannes herabstarren. Die grauhaarige Frau verdrehte die Augen und brach stöhnend zusammen.

Petey George kauerte über ihr, fühlte nach dem Puls der Halsschlagader. Die anderen rannten durch den Korridor, schlugen an Türen, traten sie auf. »Heilige Scheiße«, sagte einer. »Hier drinnen sind alle tot. In Stücke gehauen. Jesus, sie sind tot.«

»Sie haben uns gehauen«, sagte eins der weinenden Kinder. »Sie haben uns gehauen, damit wir Großpapa herausholen sollten.«

Aber der wie betäubt am Boden kauernde Petey George hörte kein Wort. Er hielt Chiara Verna mit beiden Armen umfangen und drückte ihr mit den Fingerspitzen sanft die Augen zu. Seine Tränen fielen auf ihr noch warmes Gesicht, und er hielt sie fester und schaukelte langsam mit dem Oberkörper vor und zurück. Trotz der Nähe des Feuers war ihm kalt, und noch nie hatte er sich so allein gefühlt.

15

Hongkong

DiPalma und Jan Golden stiegen die abgetretenen Steinstufen hinauf und betraten den Tempel des Lebenden Buddha. Es war Mittagszeit, Essenspause für das Aufnahmepersonal, und bis auf eine Handvoll amerikanischer und britischer Filmleute, die auf Gerät und Ausrüstungen ein Auge hatten, war der Tempel leer. Die Wachhabenden saßen mit untergeschlagenen Beinen beim Eingang auf dem Boden, aßen chinesische Speisen von Papptellern und spülten sie mit Coca-Cola hinunter. Sie beklagten sich über die Tempelbestimmungen, die den Genuß von Bier und Wein untersagten. DiPalma sah einen Engländer das Kreuzzeichen über einer Coladose machen. »Christus verwandelte Wasser in Wein, nicht wahr?« sagte er. »Warum also kann er mit diesem nicht das gleiche tun, da wir uns schon auf heiligem Boden befinden?«

DiPalma begrüßte die Ruhe und den Frieden des kühlen Tempels. Es war ein Zufluchtsort vor der Hitze, den Menschenmengen und dem Lärm Hongkongs. Das Schlimmste war der Lärm. Preßlufthämmer und Baukräne, Dieselgebrüll von Baumaschinen und Schwertransportern, die schrillen Falsettstimmen kantonesischer Opernsängerinnen in einem benachbarten Probensaal, das Disco-Gestampfe

aus ganztägig geöffneten Oben-ohne-Bars. Das Geschrei von Straßenverkäufern, die, angelockt von den Zuschauermengen, Nudeln, in ihren Schalen geröstete Austern und gekochtes und als Suppe zubereitetes Hühnerblut anpriesen. In einer Stadt wie dieser lebte man nicht, dachte DiPalma. Man überlebte nur.

Jan führte ihn vorbei an Kamerastativen, einem Aufnahmekran, Jupiterlampen, Kabeln, Requisiten und Blechtrommeln mit unbelichtetem Filmmaterial. Es war DiPalmas erster Besuch im Tempel des Lebenden Buddha, und er war beeindruckt. Tausende und Abertausende von Spiegeln, herbeigetragen von dankbaren Gläubigen, die von Krankheiten und Gebrechen genesen waren. Spiegel, die im Kerzenschein zu prachtvollen Juwelen und strahlenden Sternen wurden. DiPalma hatte längst aufgehört, zur Kirche zu gehen, aber es störte ihn, den Tempel von Filmleuten und ihrem Anhang entweiht zu sehen. Doch er behielt den Gedanken für sich.

Jan schien die Weihe des Tempels nicht zu bemerken; sie fühlte sich offensichtlich hier zu Hause. Ihr rötliches Haar schimmerte feurig im Kerzenschein, der ihrem Gesicht zugleich eine geheimnisvolle Eleganz verlieh, und DiPalma konnte sie sich leicht als eine Tempelgottheit vorstellen, die mit ausgebreiteten Armen die Ernte segnete. Ihre Kleider waren von japanischen Modeschöpfern entworfen; sie hatte deren Kreationen schon getragen, als man sie in den teuren Boutiquen am Broadway noch vergeblich gesucht hatte. Ihren originellen und übertriebenen Entwürfen gelang es, Jans Figur zu schmeicheln und sowohl verführerisch als auch kultiviert aussehen zu lassen.

Sie trug ein weißes Leinenkostüm von Issy Miyake mit einem Polohemd aus schwarzer Baumwolle von Rei Kawakubo und eine Schultertasche aus tiefrotem feingenarbtem Glattleder. Ihre Erscheinung vermittelte einen Eindruck von Zuversicht und entspannter Selbstsicherheit, und dies alles war sie an diesem Tag. DiPalma hatte gesehen, wie meisterhaft sie bei Schauspielern und Aufnahmepersonal mit Zuk-

kerbrot und Peitsche umgehen konnte, zur rechten Zeit die richtige Vorgehensweise wählte und mit der Geschicklichkeit eines großen Jazzmusikers improvisierte.

In einer hektischen Serie von Ferngesprächen hatte Jan dem Drängen des Vertriebsleiters der Filmgesellschaft widerstanden, der verlangt hatte, daß der Erstaufführungstermin von *Ukiyo* vorverlegt werde; darauf bestanden, daß die Marketingabteilung jedes Programm zur Förderung des Films mit ihr absprach, ehe sie es zur Ausführung brachte; Optionen über eine neue Buchverfilmung und zwei Drehbücher für Fernsehspiele gezeichnet; und die Ankunft mehrerer Kon-Kenpachi-Filme in New York für seine Retrospektive im Lincoln Center bestätigt. Sie bestätigte auch die Anmietung von Atelierräumen in London für Innenaufnahmen und schrieb einen Scheck aus für die Dachgeschoßwohnung in Knightsbridge, die sie gemietet hatte.

Am Drehort redete sie auf eine chinesische Schauspielerin ein, die in Tränen ausgebrochen war, als Kenpachi sie wegen ungenügenden Rollenstudiums kritisiert hatte. Sie willigte ein, vor dem Hongkonger Presseklub über den Film zu sprechen, und schlug Kenpachi eine Einblendung vor, eine Aufnahme von einer zahnlosen alten Chinesin mit haarigem Gesicht, die sie in der Zuschauermenge draußen entdeckt hatte und deren Bild sie zwischen Abschnitte der Tempelszene einschieben wollte. Kenpachi war einverstanden. Sie beeindruckte die chinesischen Komparsen, indem sie ein paar auswendig gelernte chinesische Redensarten gebrauchte und ihnen am Ende einer gelungenen Volksszene applaudierte.

Sie liebten Jan. Die Schauspieler, das technische Personal und die Komparsen. DiPalma spürte es.

Im Hintergrund des Tempels, außer Sichtweite der Filmleute, zog Jan einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche und legte ihn zu Dutzenden von anderen Spiegeln auf einen Tisch. »Für meinen Vater. Man soll hier nur dann einen Spiegel zurücklassen, wenn jemand eine Krankheit überstanden hat. Ich fürchte, ich bin da etwas voreilig. Aber sein

Zustand hat sich verschlechtert, und ich denke mir, daß ich nichts zu verlieren habe.«

Und ausgerechnet ich muß ihr beibringen, was Todd über ihren Vater gesagt hat, dachte DiPalma.

Jan blickte sinnend auf ihren Spiegel. »Ich danke den Göttern im voraus, daß sie ihn ein weiteres Jahr am Leben erhalten. Ich dachte, warum unbescheiden sein. Bitte bloß um ein Jahr, nicht mehr. Frag mich nicht, welche Götter, weil ich es nicht weiß. Im Moment bin ich so verzweifelt, daß ich alles versuche. Einer unserer Dolmetscher hat die chinesische Beschriftung für mich gemacht.«

DiPalma räusperte sich. »Jan, gestern ist in New York etwas geschehen, wovon du wissen solltest. Deshalb rief ich dich heute früh an.«

»Und du konntest am Telefon nicht darüber sprechen, sagtest du.«

»Nein, nicht am Telefon. Es betrifft einen Mann namens Sally Verna. Salvatore Verna.«

Sie schoß ihm einen Blick aus den Augenwinkeln zu. »Der ist mit meinem Vater befreundet.«

»Ich weiß. Nun, Verna ist tot. Wurde vor seinen Enkelkindern abgeschlachtet. Seine Frau starb an einem Herzanfall, als sie seinen Leichnam sah.«

»Du machst Witze.« Ihre Hände krallten sich um den Riemen ihrer Umhängetasche. »Mein Gott, nein, du machst keine Witze. Du nicht. Mein Gott. Der arme Sal. Und Chiara. Wer würde solch eine Wahnsinnstat begehen? Weiß man es?«

»Nein«, sagte DiPalma. »Aber ich weiß es.«

Sie zuckte ein wenig zusammen. Ihre Lippen öffneten sich, als wollte sie ihm zuvorkommen, aber sie schwieg.

»Vor meiner Abreise aus New York erzählte mir Sally Verna, daß eine Gruppe mit Namen Blutsbrüderschaft es darauf angelegt habe, ihn umzubringen.«

»Die was?«

»Blutsbrüderschaft. Ketsumeidan. Ein japanischer Geheimbund, der auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu-

rückgeht. Hauptsächlich aus nationalistischen jungen Offizieren bestehend, die Japans Größe und die Zurückdrängung westlicher Einflüsse wünschten. Um ihre Ziele durchzusetzen, schreckten sie vor politischen Morden nicht zurück. Auch trieben sie Spionage. Sie fanden Förderer unter den reichen Industriellen und Handelsherren. Viele Mitglieder gehörten der Kempei Tai an, der japanischen Militärpolizei.«

»Mein Vater erzählte mir von der Kempei Tai. Das müssen üble Gesellen gewesen sein.«

»Sally sagte, die Blutsbrüderschaft sei wiedererwacht, und der Mann, der schon im Krieg zu ihren führenden Köpfen zählte, stehe auch jetzt wieder an der Spitze. Ein Mann, der auch in der Kempei Tai diente. Ein Mann, der von uns als Kriegsverbrecher zum Tode durch den Strang verurteilt worden war, aber schließlich mit Glück und etwas Hilfe von seinen neuen Freunden mit dem Leben davonkam. Zenzo Nosaka.«

Sie nickte, wußte, was er als nächstes sagen würde. »Du willst mir erzählen, daß Kon irgendwie in diese Sache verwickelt ist. Weil Kon und Nosaka eng befreundet sind …«

»Jan, laß mich ausreden. Ich bin nicht gekommen, um über Kon zu sprechen.«

»Gott, ich wünschte, ich könnte das glauben. Nichts für ungut, Frank, aber du genießt den Ruf, es denjenigen heimzuzahlen, die dir einmal was am Zeug geflickt haben. Ich sehe irgendwie, daß du Kon wegen etwas, was früher einmal geschehen ist, als ihr mit Bambusstöcken aufeinander einschlugt, eins auswischen willst.«

»Das ist ein bißchen weit hergeholt, Jan. Gewiß, ich habe mit einigen Leuten abgerechnet. Mit Rauschgifthändlern, die mich abknallen wollten. Mit Informanten, die mich zum Narren gehalten hatten. Mit dem miesen Lumpenkerl, der meinen Partner tötete und es mir überließ, die Nachricht seiner Frau und den Kindern zu bringen. Und mit dem Kerl, der meine Frau und Tochter umbrachte.«

Sie faßte ihn beim Arm. Er versuchte, ihr Parfüm nicht

wahrzunehmen. »Entschuldige«, sagte sie. »Es war unfair von mir, das zu sagen.«

Kenpachi, dachte DiPalma. Sie schläft mit ihm. Sein Magen fing an zu brennen.

»Ich bin gekommen, dich wegen deines Vaters zu warnen«, sagte er »Ich habe es von Sally, und nach Lage der Dinge sieht es so aus, als sei er ehrlich mit mir gewesen. Kurz nach dem Krieg gelobte Kenpachis Freund Nosaka, drei Männer zu töten, drei Amerikaner, die Material gesammelt und Anklage wegen Kriegsverbrechen gegen ihn erhoben hatten, die nichts unversucht gelassen hatten, ihn an den Galgen zu bringen. Und die sein Todesurteil durchsetzten. Diese drei Männer waren Sally Verna, Duncan Ivy …«

»Und mein Vater«, sagte Jan.

»Sally ist tot, und Duncan Ivy auch.«

»Ich weiß nichts von Sal, aber Duncan und seine Frau wurden von irgendwelchen Anhängern einer kalifornischen Sekte umgebracht.«

DiPalma schüttelte den Kopf. »Weit entfernt. Die Polizei, die Presse, alle rieten um die Wette.«

Sie ließ seinen Arm los. »Zu deiner Information: Mein Vater, Sal, Duncan und Nosaka haben seit Jahren miteinander Geschäfte gemacht. Ich kenne die Einzelheiten nicht, und sie interessieren mich auch nicht. Manches davon hat mit Bankgeschäften und Vermittlungen für Nosaka in den Staaten zu tun. Jedenfalls weiß ich, daß mein Vater und Nosaka ganz gewiß keine Feinde sind, und zwar schon lange nicht mehr.«

DiPalma erinnerte sich der geheimen Bankunterlagen, die er am letzten Abend überflogen hatte, die Aufzeichnungen und Materialien, die Sally Verna und Jude Golden gesammelt und gegen Nosaka hatten verwenden wollen. Feine Freundschaft. »Die Flitterwochen zwischen deinem Vater und Nosaka sind vorüber.« Er erzählte ihr von seinem Gespräch mit Sally Verna, von den geheimen Bankunterlagen und wie sie ihm mit vorgehaltener Waffe von einem gutge-

kleideten silberhaarigen Australier abgenommen worden waren.

»Australier?«

»Du kennst ihn?«

»Ich denke, ja. Rolf Nullabor. Er arbeitet für meinen Vater.«

»Linkshänder, graue Augen, der Typ, der ein kleines Kätzchen einfrieren und in eine Punschbowle tun würde.«

Jan seufzte. »Das ist Rolfie. Ein regelrechter Bösewicht.«

»Was macht er für deinen Vater?«

»Er ist für Sicherheitsfragen zuständig. Leibwächter. Kurier. Nicht der Mann, dem man in einer dunklen Einfahrt begegnen möchte, das ist sicher. Ein Sadist. Einmal erwischte er einen Jungen, der auf unserem Land mit einem Schneemobil herumfuhr. Ein fünfzehnjähriger Junge. Hatte einen Hund bei sich. Rolf übergoß den Hund mit Benzin und verbrannte ihn bei lebendigem Leib. Dann brach er dem Jungen das Rückgrat. Brach es ihm buchstäblich. Als Warnung vor unbefugtem Betreten. Ein niederträchtiger kleiner Scheißer, dieser Rolfie. Vor ein paar Jahren wollte er sich an mich heranmachen. Ich kriegte eine Gänsehaut. Ich sagte: ›Du hast gern Sex und Reisen?‹ Er sabberte förmlich. ›So ist es‹, sagte er. ›Dann nimm ihn in die Hand und verpiß dich‹, sagte ich. Frank, der Mann nahm nacheinander acht verschiedene Farben an, und ich merkte gleich, daß ich einen Fehler gemacht hatte. Nicht, indem ich ihn abgewiesen hatte, o nein. Mein Fehler war, daß ich ihn zusätzlich vor den Kopf gestoßen hatte, aber du kennst mich ja. Jedenfalls zahlte er es mir auf seine Weise heim. Er fing an, Zettel in meiner Wohnung liegenzulassen. Einmal waren sie im Kühlschrank, ein anderes Mal bei meiner Unterwäsche in der Schublade, in den Taschen meiner Kleider, in meiner Handtasche und sogar auf dem Kopfkissen, während ich nachts schlief.«

Sie erschauerte bei der Erinnerung. »Er kam in meine Wohnung, als gäbe es keine Tür, geschweige denn drei Schlösser. Aber das war noch nicht alles. Einmal ließ er ein

paar Nacktaufnahmen von mir zurück, und Mann, da ging ich wirklich die Wände hoch.«

DiPalma sagte: »Wie kam er zu solchen Bildern?«

»Wie, zum Teufel, soll ich das wissen? Ganz gewiß posierte ich nicht für ihn, falls du das denkst. Rolfie ist versessen auf jedes neue Gerät und jede technische Neuheit, die auf den Markt kommt. Ich denke mir, er hatte eine Art Teleobjektiv.«

»Oder vielleicht eine versteckte Kamera mit einem Zeitauslöser, irgendwo, wo du niemals nachschauen würdest. Eine Miniaturkamera. Vielleicht folgte er dir und machte die Aufnahmen, als du in einer Sauna warst, oder bei einem Freund.«

»Ich weiß nur, daß ich beinahe pleite ging, weil ich ständig die Schlösser auswechseln ließ. Das Geld war zum Fenster hinausgeworfen. Rolfie kam jederzeit herein, wenn ihm danach war. Ich konnte ihn nie auf frischer Tat ertappen, und, um deiner Frage zuvorzukommen, ja, ich ging zur Polizei.«

»Was geschah?«

Sie sah ihn an, als wäre er naiv. »Du bist Polizist und fragst mich, was geschah? Nichts geschah, das ist es. Keine Fingerabdrücke auf den Zetteln oder auf den Fotografien oder in meiner Wohnung. Außer meinen eigenen. Keine Zeugen, keine Beweise. Das einzige, was dabei herauskam, war wohl der Spaß, den die Polizisten hatten, als sie die Bilder anschauten. Schließlich wurde Rolfie des Spiels überdrüssig, und die ganze Sache schlief ein. Außer, daß er mich seitdem ›Butch Cassidy*, die Tochter, von der Hopalong niemals sprach‹ nannte.«

DiPalma klopfte mit dem Spazierstock auf die abgetretenen Steinplatten. Warum die Unterlagen stehlen, wenn sie einem ohnedies gebracht werden? »Ich frage mich, ob ein

*Butch Cassidy, eigentlich Robert LeRoy Parker, 1857-1909, ein berühmt-berüchtigter Bankräuber und Bandenchef im Wilden Westen (Anm. d. Übers.).

Mann wie euer Rolfie ausreichen wird, die Blutsbrüderschaft zu stoppen. Darum wollte ich dich sprechen. Gib die Warnung an deinen Vater weiter. Die Blutsbrüderschaft beabsichtigt, ihn zu töten.«

»Frank, hör zu. Du sagst, Sal sei tot. In Ordnung. Aber es fällt mir schwer zu glauben, daß mein Vater von jemand umgebracht werden soll, der seit vielen Jahren sein Freund gewesen ist. Ich gebe zu, ich verdiene mein Brot in der Welt des schönen Scheins, aber ich weiß nicht, ob ich wirklich ernst nehmen kann, was du mir gerade sagtest.«

»Ich hätte es vielleicht selbst nicht geglaubt, wenn mich nicht etwas stutzig gemacht hätte. Todd.«

Sie wandte ihm das Gesicht zu. »Wo ist er?«

»Mit Roger Tan auf der anderen Straßenseite. Ich gab ihm Geld und sagte ihm, er könne sich einen Stereoempfänger aussuchen.«

Jan lächelte. »Das glaube ich nicht. Du meinst, er will wirklich einen von diesen Radiokästen, diesen Ghettoheulern?«

»Ich dachte auch, es wäre das letzte, was er haben wollte. Aber anscheinend ist er zu einem Teil wie jeder andere Junge.«

»Wie meinst du das, zu einem Teil? Warum nicht ganz?«

DiPalma zögerte einen Augenblick. Es war heikel, darüber zu sprechen. »Todd ist von einer besonderen Art. Ich glaube, das passende Wort ist einzigartig. Ehrlich gesagt, ich versuche noch immer, mich an ihn zu gewöhnen. Er sagte mir, wer seine Mutter tötete, und daß es kein Unfall gewesen sei. Die Polizei wußte es nicht, es gab keine Zeugen. Und Todd war kilometerweit entfernt, als das Atelierhaus abbrannte. Aber er wusste es. Und nach allem, was ich herausbringen konnte, hatte er recht. *Ninja,* sagte er. Er sagte auch, daß *ninja* Sally Verna töten würden. Und genauso ist es gekommen.«

Jan sah ihn zweifelnd an. »Todd erzählte dir vor der Ermordung von Sals Ende?«

»Vorher. Heute früh konnte ich endlich mit einem Ferngespräch nach New York durchkommen. Der Wirbelsturm

hatte das Telefonnetz lahmgelegt. Mein Gott, ich konnte es nicht glauben. Der Junge hatte es haargenau prophezeit. Sallys Enkelkinder waren Augenzeugen. Sie konnten die Gesichter der Burschen nicht sehen, die es taten, aber sie sagten, sie hätten mit Schwertern zugeschlagen. Sie sahen, daß Sally von Schwertern zerstückelt wurde. Das ist die Art und Weise, wie die Blutsbrüderschaft in den alten Tagen ihre Rechnungen beglich. Und so, sagt Todd, wird es deinem Vater ergehen.«

»Ich glaube das nicht.«

»Jan, Todd sagte mir, daß ich in Hongkong sei, um die geheimen Bankunterlagen und Akten seines Stiefvaters zu holen. Ich meine, er sagte es mir auf den Kopf zu. Ich hatte es nie irgendeinem Menschen gegenüber erwähnt, auch nicht in meinen Telefongesprächen mit Katharine, bevor ich New York verließ und als ich sie nach meiner Ankunft hier vom Flughafen anrief. Und wenn du dich erinnerst, gestern abend sagte er, daß er die Krankheit deines Vaters bedauere. Jan, ich habe ihm nichts davon gesagt. Ich wußte selbst nichts davon.«

»Kon sagte allerdings, daß Todd ungewöhnlich sei. Sagte, er sei ein echter Samurai. Sagte, sie hätten eine besondere Beziehung. Das kam unglaublich schnell zustande. Sie kannten einander erst ein paar Tage.« Wieder sah sie DiPalma an. »Ich soll glauben, daß Todd parapsychologische Gaben hat, daß er die Zukunft sehen kann?«

»Wie ich sagte, bisher hat er recht gehabt.«

»Oder er hatte zufällig sehr großes Glück. Sieh mal, wie kann ich meinen Vater, der ohnedies krank genug ist, anrufen und ihm sagen, er solle sich vor einer Blutsbrüderschaft in acht nehmen? Wie soll ich ihm das erklären? Soll ich ihm sagen, daß ein Junge hier eine Vision hatte, die davon handelte, daß ein alter Freund ihn abmurkst?«

Ich hab's versucht, dachte DiPalma. Ich hab ihr die Tür geöffnet; sie muß selbst hindurch. »Ich kann nicht mehr tun, als es dir sagen. Ich kann dich nicht zwingen, mir zu glauben. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich bin selbst

nicht der Mann, der solchen Geschichten Glauben schenkt. Aber ich kann die bisherigen Voraussagen des Jungen nicht ignorieren. Er hat jedesmal recht gehabt. Und er geht nicht etwa herum und prahlt damit. Wenn du etwas von ihm wissen willst, mußt du es aus ihm herausziehen.«

»Apropos Stillschweigen«, sagte Jan, »in den Zeitungen steht nichts über dieses Blutbad im Hotel. Man sollte meinen, daß ein Polizeioffizier und ein Transvestit, die im selben Hotelzimmer tot aufgefunden werden, einige Aufmerksamkeit seitens der Presse verdient hätten. Und erzähl mir nicht, daß niemand davon weiß. In Hongkong, wo es einhundertfünfundzwanzig Zeitungen gibt, kann nichts geheim bleiben. Selbst meine Dolmetscher waren in der Lage, mir den Fächer zu beschreiben, der von einem gewissen Mr. oder Mrs. Chiba zu mörderischen Zwecken verwendet wurde. Kon spricht nicht darüber, aber das ist zu erwarten, natürlich.«

»Natürlich«, sagte DiPalma. »Warum das plötzliche Stillschweigen? Die Polizei ist zum Teil verantwortlich. Sie möchte möglichst wenig Aufmerksamkeit auf mich lenken. Auf diese Weise vermeidet sie Anrufe aus Peking, London, den Vereinigten Staaten. Was in dem Hotel geschehen ist, würde sogleich mit Katharines Tod in Verbindung gebracht werden. Und mit Ian Hansards Tod. Die Hongkonger Banken mögen keine häßlichen Geschichten über Bankiers. So etwas macht Kunden nervös.«

»Und das darf natürlich nicht sein«, sagte Jan. »Nun, warum habe ich das Gefühl, daß du mir nicht alles erzählst?«

»Ich weiß nicht. Warum?«

»Laß das. Heraus damit.«

»Mal sehen. Der Rest der Geschichte ist, daß die Presse auf den Schluß der Geschichte wartet; das verriet mir heute früh ein höherer Polizeibeamter.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ling Shen. Alles wartet auf ihn.«

Jan nagte an der Unterlippe. »Verstehe. Du könntest Hongkong verlassen. Jetzt.«

»Das hat man mir schon anderwärts geraten.«

»Ich sehe. Also soll ich mir vor Sorge, ob du in allernächster Zeit umgebracht wirst oder nicht, Magenkrämpfe zuziehen. Da haben wir es wieder. Goldens Gesetz: Niemals den Tatsachen ins Gesicht sehen.«

»Übermorgen ist Katharines Begräbnis«, sagte DiPalma. »Dann fliege ich nach Tokio, um herauszubringen, wer einen japanischen Transvestiten nach Hongkong geschickt hat, um Katharine zu töten. Und warum.«

Er war im Begriff, Kenpachis Namen zu erwähnen, als Jan näher zu ihm trat, und der Filmregisseur war vergessen. Weitergehen und weiterlächeln, lautete die Devise. Aber DiPalma rührte sich nicht vom Fleck. Er überlegte, wie es sein würde, sich die Hände an dem Feuer, das Jans Haar war, zu wärmen. Und er rührte sich nicht vom Fleck, weil er die Hitze seines eigenen verborgenen Feuers spürte, sein Verlangen nach ihr. Verlangen und Bedürfnis. Die Eltern allen Elends.

Sie berührte sein Gesicht. Eine Träne kroch unter ihrer Sonnenbrille hervor. »Stirb nicht. Wenn das geschieht …«

Sie warf sich in seine Arme und hing an ihm, und er fühlte ihre Nägel in seinem Rücken. Sein Herz tat einen Freudensprung. Langsam hob er die Hände, sie fester zu umfangen, aber da löste sie sich von ihm und ging zum Tempeleingang. Sie blickte nicht zurück. Aber das tat sie nie.

DiPalma stand auf der obersten Stufe des Tempeleingangs und beobachtete, wie Todd seinen neuen Stereoempfänger Kenpachis zur Begutachtung zeigte. Sie standen zusammen mit Jan, Roger Tan und Wakaba, dem Chauffeur, am Fuß der Stufen. Wakaba hatte den anderen seinen Rükken zugekehrt, als sei er verärgert über die Vorgänge hinter ihm. Einmal blickte er mit einem Ausdruck, als hätte er dem Jungen am liebsten den Hals umgedreht, über die Schulter zu Todd, dann wandte er sich wieder zurück, um die Menge im Auge zu behalten. DiPalma hatte den Eindruck, daß der bärenhafte, verdrießliche Wakaba die Rolle einer verschmähten Frau spielte. Bei einem abwechslungsfreudigen Mann wie Kenpachi war alles möglich.

Kenpachi drückte einen Knopf an dem breiten Empfänger. Marvin Gaye sang von ›sexueller Heilung‹. Könnte ich gebrauchen, dachte DiPalma bei der Erinnerung, wie Jans Nähe sich angefühlt hatte. Kenpachi gab das Gerät dem erfreuten Todd zurück. Er sagte etwas zu dem Jungen, der zustimmend nickte. Nun war es an DiPalma, eifersüchtig zu sein. Argwöhnisch. Vorsichtig. Wachsam.

Zwanzig Jahre Erfahrung als Polizist sagten DiPalma, daß Kenpachi mehr über Katharines Tod wußte, als er der Hongkonger Polizei gesagt hatte. Kenpachi und Sakon Chiba zur gleichen Zeit in Hongkong. Chiba kannte Kenpachis Telefonnummer. Zu viele Koinzidenzien. Und was wollte Kenpachi von DiPalmas Sohn? Interessierte er sich nur für Todds zugegebenermaßen erstaunliche Kenntnisse und Fähigkeiten im Kendo und in der Geschichte der alten Schwertfechter? Dachte er daran, Todd in einem Film auftreten zu lassen? Wollte er sich über Todd an DiPalma rächen?

Das mindeste, was sich über Kenpachi sagen ließ, war, daß er unberechenbar war. DiPalma wußte alles über seine mystische Seite. Sein Verlangen, ein Samurai zu sein, seine Liebe zur mystisch überhöhten Vergangenheit Japans, seine Vorliebe für alte Rituale, insbesondere blutige, und seine Verliebtheit in die eigene Schönheit. Kenpachi verehrte auch die Erinnerung an Yukio Mishima, Japans international bekannten Autor, der wie Kenpachi ein glühender Patriot gewesen war, erfüllt von dem Verlangen, ›Nippons echte und wahre Natur wiederherzustellen‹.

Im November 1970 hatte Mishima in einer Tokioter Kaserne öffentlich *seppuku* begangen, eine Tat, die ihn in Kenpachis Augen zu nichts geringerem als einem Gott machte. Kenpachis erstes Buch war eine schmeichelhafte Biographie Mishimas gewesen, nach dem er auch seinen ersten Sohn benannt hatte. Der Regisseur hatte Mishima *kensai* genannt, Schwertheiliger, eine Ehrenbezeichnung, die gewöhnlich für nur einen anderen reserviert war, Miyamoto Musashi, den legendären Samurai des 17. Jahrhunderts, der durch *Go*

Rin No Sho bekannt war. Ein Buch von fünf Ringen. Es behandelte die Praxis und Strategie des Schwertfechtens und war ein Buch, das DiPalma wieder und wieder gelesen und von dem zu lernen er nie aufgehört hatte.

Daß er Mishima einen Schwertheiligen nannte, war nur ein Beweis mehr für Kenpachis Hang zum Exzeß. Musashi war der größte Fechter in einer Nation hervorragender Fechter. Nächst den 47 *ronin** war er Japans populärster Held. Mishima selbst war in der Fechtkunst niemals über mittelmäßige Leistungen hinausgelangt.

Noch etwas mißfiel DiPalma an Kenpachi. Es hieß, er habe getötet. Niemand wußte mit Sicherheit, wie viele Menschen, aber DiPalma hatte gerüchtweise gehört, daß es mehr als einer gewesen sei. Kenpachi war mehr als eine vielschichtige Persönlichkeit; es war notwendig, daß er Todd von ihm fernhielt.

Roger Tan, schweißglänzend in der Hitze winkte DiPalma zu, dann hielt er eine Hand hoch, um ihn zurückzuhalten. Es gab etwas, was der Agent ihm unter vier Augen sagen wollte.

»Verdammte Hitze. Was hilft gegen Hautjucken? Das weißt du auch nicht, wie? Während du im Tempel warst, habe ich im Büro angerufen. Es gibt eine Botschaft von Geoffrey Laycock. Er sagt, er müsse dich sprechen. *Taute suite.«*

»Hast du ihm gesagt, daß wir die Vorbereitungen zum Begräbnis überprüfen?«

»Ja, habe ich. Er sagt, wir sollten uns nicht sorgen, es werde gute Arbeit geleistet. Er möchte dich aus einem anderen

* Seit dem Fall der 47 *ronin* im Jahr 1702 gilt in Japan der Vorrang des zivilen Gesetzes vor dem Kriegsrecht. Das Land stand auf Seiten der treuen *ronin,* die in die Residenz eines *daimyo* eingedrungen waren, um eine ihrem Herrn zugefügte Schmach zu rächen. Die Frage, ob sie wegen ihres für Krieger beispielhaften Verhaltens gelobt oder wegen Übertretung des Gesetzes bestraft werden sollten, spaltete das Shogunat. Aber die Neigung, dem Gesetz Vorrang zu geben, überwog; die 47 mußten *seppuku* begehen und wurden dadurch zu Nationalhelden. (Anm. d. Übers.)

Grund sprechen. Wegen des Fächers, den dieser Schwule benutzte, um die Polizisten zu massakrieren.«

»Was ist damit?«

»Verschwunden, mein Lieber. Aus dem Polizeipräsidium spaziert.«

DiPalma stieß mit seinem Stock zornig auf die Stufe. Todd, Jan und Kenpachi blickten zu ihm herauf.

Roger Tan sagte: »Laycock sagt, er wette mit Ihnen um die Tiara des Papstes, daß der Fächer unterwegs nach Japan ist.«

»Reden wir mit ihm.«

Zusammen gingen sie die Stufen hinunter. Todd schaltete seinen Empfänger aus, hob die Hand, winkte Kenpachi zu und kam zu seinem Vater. Kenpachi lächelte dem Jungen freundlich zu und ignorierte DiPalma. Jan schob die Sonnenbrille hoch und spähte herüber. »Sei vorsichtig, Frank.«

Er nickte und ließ es dabei bewenden. Aus irgendeinem Grund mochte er in Kenpachis Nähe nicht mit ihr reden. Und da DiPalma fortging, warf der Regisseur Jan ein Lächeln zu. Schau mich an, Kleine.

DiPalma machte halt. Er fand die Art und Weise, wie Wakaba Todd anstarrte, herausfordernd. Es war nichts asiatisch Undurchdringliches in Wakabas Zügen. Er verabscheute den Jungen. Aber warum? DiPalma ging ein paar Schritte auf Wakaba zu und kam zwischen ihn und Todd, dann blieb er stehen. Er und der Chauffeur standen einander Auge in Auge gegenüber. Und nun bekam DiPalma den bösen Blick.

Kenpachi bellte einen japanischen Befehl. Wakaba sagte *»hai«* und trat zurück, als gehorche er einem militärischen Kommando. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging fort, um hinter Kenpachi Aufstellung zu nehmen, die Arme auf der Brust verschränkt, die Augen fast geschlossen.

DiPalma kannte den Typ. Reizbar, bösartig, zu mörderischem Haß fähig. Kenpachi lächelte, und sein Lächeln sagte alles ohne ein Wort. *Er kann dich töten. Das würde ich mir sehr gern ansehen.*

DiPalma ging auf das Spiel ein und sagte nichts. Sie verstanden einander. Er konnte Kenpachi nicht ausstehen, Kenpachi verabscheute ihn. Und das würde sich niemals ändern. Was den Chauffeur betraf, so neigten Kerle seines Schlages dazu, den Gegenstand ihrer Abneigung entweder ins Jenseits zu befördern oder mit Nichtbeachtung zu strafen. Wenn sie es auf einen abgesehen hatten, gab es kein Pardon. Kaltblütig, gefühllos, unbarmherzig. Worte beeindruckten sie nicht.

Er kehrte um und ging zurück zu Todd, der mit einem Ausdruck von Stolz zu ihm aufblickte. Und Dankbarkeit.

»Danke, Frank«, sagte er.

Es steckte mehr dahinter, viel mehr. Nur Todd und vielleicht Wakaba wußten es. Daß sein Sohn sich bei ihm dafür bedankte, was er gerade getan hatte, erzeugte in DiPalma ein Hochgefühl, wie er es schon lange nicht mehr erfahren hatte.

16

Mystic, Connecticut

Jude Golden wußte, daß er heute abend nicht gewinnen würde.

Nijo, die jüngste und hübscheste seiner drei japanischen Dienstmädchen, war eine zähe Gegnerin geworden. Nach wochenlangem Training war sie in ihrer Strategie wagemutiger geworden, unberechenbar in ihren Zügen; es war äußerst schwierig geworden, sie in die Falle zu locken. Das Go-Spiel mit seiner viertausendjährigen Geschichte, dem quadratischen Brett und den schwarzen und weißen Steinen, war eines der anspruchsvollsten und faszinierendsten Spiele, die je erfunden worden waren. Abendländer spielten es schlecht. Nur Orientalen konnten Go wirklich verstehen, ein Spiel, dessen Regeln einfach, dessen Variationsmöglichkeiten aber unendlich waren.

Nijo hatte trotz ihrer mangelnden Erfahrung ein Gefühl für das Spiel; sie war eine köstlich hinterlistige Gegnerin.

Jude Goldens Herzleiden hatte ihn gezwungen, im bequemsten seiner Häuser zu leben, einer geräumigen viktorianischen Backsteinvilla am Rand des Hafenstädtchens Mystic, das im 18. und 19. Jahrhundert eine Walfängersiedlung an der Küste Connecticuts gewesen war und ihre kopfsteingepflasterten Straßen und weißgestrichenen, schindelgedeckten Häuser bewahrt hatte. Jedes der drei Stockwerke der Villa spiegelte seinen Reichtum wieder und seine Neigung zu Bequemlichkeit und Komfort, seine Vorliebe für Neuengland und Japan.

Das Erdgeschoß war im neuenglischen Stil eingerichtet, mit Ahorn-, Walnuß- und Mahagonimöbeln aus der Zeit um 1830, geblasenem Glas, Standuhren mit Messingscheiben und silbernen holländischen Deckelkrügen aus dem 17. Jahrhundert, zweihenkeligen Tassen und Bechern. Das erste und zweite Obergeschoß, beide für Besucher gesperrt, waren japanisch, Goldens privates Heiligtum. Ein Stockwerk war mit Strohmatten ausgelegt, die Räume durch Schiebetüren, Wandschirme und *shoji* unterteilt, hölzerne, mit Reispapier bespannte Rahmen. Hier aß und schlief Golden, bedient nur von japanischen Dienstmädchen.

Das zweite Obergeschoß war eine wahrhafte Ali-Baba-Höhle, deren Räume mit Strohmatten ausgelegt und mit fernöstlichen Schätzen angefüllt waren: Utensilien für die Teezeremonie, Schmuckkästen, Samuraischwertern mit reichverzierten Scheiden, lackierten Wandschirmen, Porzellan, Töpferwaren, Kostümen und Masken von Kabuki und No-Spielen. Wenn Neuengland Jude Goldens Frau war, dann war Japan seine Geliebte.

Er war hundert Kilometer weiter westlich in New Haven geboren und aufgewachsen, aber eine Vorliebe für die schnittigen Klipper und Windjammer, die als Schaustücke für Touristen im Hafen lagen, hatte ihn immer nach Mystic gezogen. In New Haven, wo er Vorstandsvorsitzender und

Hauptaktionär einer der erfolgreichsten Banken Neuenglands war, gehörte ihm ein italienisches Herrenhaus mit einem Landschaftsgarten an der Hillhouse Avenue, der Straße, die Charles Dickens die schönste in Amerika genannt hatte. Und er besaß ein Doppelhaus in Gehweite der eufeubeschwachsenen Gebäude und grünen Höfe der Yale-Universität.

Aber sein Herz war in Mystic, wo er die Salzluft vom Long Island Sun riechen und mit seinen japanischen Kunstgegenständen allein sein konnte. Es bereitete ihm großes Vergnügen, durch die unebenen Straßen am Hafen zu schlendern, wo sich die anheimelnden Häuser des 19. Jahrhunderts aneinanderreihten, wo Schiffsausrüster ihre Geschäfte und Segelmacher ihre Werkstätten hatten, und mit Böttchern zu reden, die Fässer und Bottiche mit der Hand machten, wie ihre Vorfahren es schon vor hundert Jahren für die Walfänger getan hatten. Und im Meeresaquarium von Mystic, mit seinen zweitausend Fischarten gab es immer etwas Neues zu entdecken. Aber am besten von allem waren die großen Segelschiffe im Hafen.

Jude Golden war Eigner des schönsten der alten Klipper. Es hatte ihn eine Dreiviertelmillion Dollar gekostet, die *Jan Amy* restaurieren zu lassen, einen ehemaligen China-Klipper, der nach seiner Tochter und einzigem Kind benannt war. Das Schiff hatte in früheren Zeiten einem blühenden China-Handel in Tee und Opium gedient, und vorher hatte es Sklaven befördert und war von der Atlantikküste um Kap Hörn zu den kalifornischen Goldfeldern gefahren. Nun lag das Schiff stolz und immer noch seetüchtig vor Anker, lang, schmal und von eleganter Linienführung, wie alle Klipper für hohe Geschwindigkeit gebaut. Voll getakelt trugen die drei Masten eine Wolke von Segeln – Skysegel und Wolkenfeger, Bram-, Besan- und Großsegel. Das Schiff war sein stolzester Besitz.

In einem mattenbelegten Zimmer im zweiten Stock saß Jude Golden am Spielbrett und beobachtete Nijos Zug; sie war im Begriff, ihm wieder einen seiner Steine abzuneh-

men. Wenn ihr das Manöver gelang, würde sie drei haben. Heute abend lieferte sie ihr bisher bestes Spiel. Aber Golden war entschlossen, das Spiel als Gewinner zu beenden und ihr einen harten Kampf zu liefern. Zum erstenmal fiel ihm auf, daß Nijo, die siebzehn war, an jedem Finger andersfarbigen Nagellack trug. Ein gewaltiger Unterschied zu ihrer Namengeberin, einer Edeldame aus dem Kioto des 13. Jahrunderts, die buddhistische Schriften kopiert hatte, um sie als Opfergaben den Shinto-Schreinen zu verehren.

Nagelpolitur und buddhistische Schriften. Für Jude Golden war Japan widerspruchsvoll, kultiviert und doch roh, eine Mischung von Mystizismus und Technologie. In Japan waren Illusion und Realitität nicht unterscheidbar; alles bedeutete mehr als es zu bedeuten schien. Die japanische Lebensart war zugleich verfeinert und einfach, ungemein anziehend, und Jude Golden war in ihrem Netz verborgener Bedeutungen gefangen.

Er konnte in Japan nicht leben; Familie und Karriere banden ihn an Amerika. Aber unauslöschlich war in seinem Geist eingeprägt, was er für das Beste von Japan hielt: seine geheimnisvolle Vergangenheit und seine elegante Erotik. Er wollte beides haben, das Geld, das in Amerika zu machen war, und die Befriedigung, sich mit japanischen Dingen zu umgeben.

Jude Golden war zeitlebens mit einem unersättlichen Hunger hinter dem Geld hergewesen, und ob er auf ehrliche oder unehrliche Weise dazu kommen konnte, war ihm immer einerlei gewesen. Nun, am Ende des Lebens, wurde ihm klar, daß er in Wahrheit von Furcht getrieben worden war. Furcht vor Versagen, Furcht vor seinem Vater, Furcht vor dem Antisemitismus. Zu spät erkannte er, was er hatte tun müssen, um seinen gewaltigen Reichtum anzusammeln. Es gab keinen grausameren Scherz im Leben als zu bekommen, was man wollte. Und in diesem Fall hieß der grausame Scherz Zenzo Nosaka. Nosakas wegen war Jude Goldens Vergangenheit zu seiner Gegenwart geworden und

brachte ihre Schatten und ihren Schmerz mit sich.

Jude Howard Golden war Anfang sechzig, ein großer, dicklicher Mann mit breitem Gesicht und grauem, dünnem Haar, Abkömmling russischer Juden und von einer winselnden Herzlichkeit, hinter der sich ein verschlagener und trügerischer Mensch verbarg. Er leitete die drittgrößte Bank im Osten, die sein Vater gegründet hatte. Bis zu den wiederholten Herzanfällen der letzten Zeit hatte Golden jedes Jahr viele tausend Kilometer in Geschäften zurückgelegt und seiner Kartei von mehr als zehntausend in- und ausländischen Politikern und Geschäftsleuten, die er persönlich kannte, neue Namen hinzugefügt.

Unter seiner Leitung hatten die überseeischen Geschäfte der Bank einen großen Aufschwung genommen, der Wert ihrer Aktien sich zwischen 1970 und 1980 verdoppelt, und im Geschäft mit Kreditkarten und Reiseschecks hatte sie zur Spitzengruppe der erfolgreichsten amerikanischen Geldinstitute aufgeschlossen. Sein Vater und andere jüdische Einwanderer hatten die Bank 1920 gegründet, demselben Jahr, in dem Jude Golden das Licht der Welt erblickt hatte. Es war ihre Antwort auf den snobistischen Antisemitismus der Handelsbanken und Großunternehmen im Neuengland jener Zeit gewesen.

»Früher«, hatte sein Vater einmal zu ihm gesagt, »glaubte ich, Geld sei das einzige im Leben, worauf es ankomme. Damals hatte ich recht. Und heute habe ich genauso recht. Mit Geld schaffen wir Juden unser goldenes Zeitalter. Mit Geld bringen wir Ordnung in unser Leben. Ich sage dir etwas: wenn es ums Geld geht, teilen wir dieselbe Religion mit den *Gojim,* nur sind sie zu dumm, es zu erkennen.«

Sein Vater, ein harter, durchtriebener Geschäftsmann, der mittellos nach Amerika gekommen war, vergaß und vergab keine Beleidigung. Jude Golden wuchs heran und sah, wie der Vater die weiß-angelsächsich-protestantisch geprägte Bankwelt für ihre Hochnäsigkeit und Diskriminierung zahlen machte. Unter dem älteren Golden nutzte die neue

Bank in New Haven mit aggressiven Methoden den wirtschaftlichen Niedergang des Landes während der Weltwirtschaftskrise aus, übernahm für wenig Geld bankrotte Unternehmen samt ihrem Grundbesitz, der ein paar Jahre später enorme Gewinne abwerfen sollte, veranstaltete Firmenzusammenschlüsse, erwarb Anteile an ausländischen Banken, errichtete das höchste Gebäude in New Haven und war eine der ersten Banken, die multinationalen Unternehmen Kredite gewährten.

Jude Goldens Vater lebte lange genug, um einer der einflußreichsten Bankiers an der Ostküste zu werden und auszukosten, daß die weiße, angelsächsisch-protestantische Oberschicht ihre an den führenden Universitäten ausgebildeten Söhne zu ihm schickte, damit sie das Bankgeschäft erlernten. Aber Jude war weder so stark noch so unerbittlich und unversöhnlich wie sein Vater. Er war ein Mann von schwacher Gesundheit, charakterlos, schlau und geheimniskrämerisch.

Er war auch berechnend und vorausblickend, begabt mit einem ausgezeichneten Gedächtnis und einem Talent, nützliche Informationen zu sammeln und zu verwerten. Nach einem Jurastudium in Yale und mit der Hilfe seines einflußreichen Vaters ging er als Leutnant in den Zweiten Weltkrieg und wurde der Militärgerichtsbarkeit zugeordnet. Zuerst war er in Hawaii stationiert; dann, nach Kriegsende, wurde er nach Japan geschickt, um Kriegsverbrecher aufzuspüren und vor Gericht zu bringen.

Jude Golden betrachtete diese Zeit späterhin immer als die glücklichste seines Lebens. Die japanischen Kriegsherren, Generäle und Admiräle, die einige Jahre zuvor den gesamten pazifischen Raum in Angst und Schrecken versetzt hatten, einzukerkern und diverser Missetaten für schuldig zu erklären, war so erhebend, daß er seine anfällige Gesundheit ignorierte und angestrengter denn je arbeitete. Zenzo Nosaka war einer der interessantesten Fälle, die Golden zu bearbeiten hatte, ein Mann, der nominell zwar nicht der ersten oder

zweiten Garnitur der japanischen Führung angehörte, aber durch die praktische Bedeutung seiner Tätigkeit und seinen weitreichenden Einfluß beinahe in eine Klasse mit Himmler und Martin Bormann fiel. An dem Tag, als Nosaka sein Todesurteil verlesen wurde, feierten Golden und die anderen Mitglieder seiner Gruppe mit Sake, bis sie in einem Geishahaus untergingen.

Nosaka blieb der Strick erspart. Die Vereinigten Staaten brauchten ihn für einen neuen Krieg, den Kalten Krieg.

»Wie die Welt sich dreht«, sagte Salvatore Verna. »Wir tun uns mit Väterchen Stalin zusammen, um die Schlitzaugen umzubringen, und jetzt tun wir uns mit den Schlitzaugen zusammen, um Väterchen Stalin einzuheizen. Sagt mir, ob ich verrückt bin, oder was.«

»Das Leben ist Zuckerlecken von zerbrochenem Glas«, sagte Duncan Ivy.

»He, Dunk, ich glaube, du bist schon zu lange in diesem verdammten Land. Entweder das, oder jemand erklärte dich in der Schule zu einem profunden Denker, und du hast seither nicht fertiggebracht, dich von dieser Vorstellung zu trennen.«

»Salvatore, mein Freund, ich wies lediglich darauf hin, daß es im Leben bald gut und bald schlecht geht. Auf und ab, das Zunehmen und das Abnehmen. Sonne und Schatten. Ständige Veränderung, Ungewißheit als einzige Gewißheit.«

»Mein Arsch. Sieh an. Jedenfalls geht Nosaka in seine Zelle zurück, wo er die nächsten zwanzig Jahre Daumen drehen kann, statt zu hängen, wie es sich für einen wie ihn gehört.«

Jude Golden sagte: »Nosaka wird begnadigt.«

»Du bist verrückt«, sagte Verna. »Sie hängen den Bastard nicht auf, das ist alles. Trotzdem wird er lange drinnen sitzen und durch die Gitter gucken.«

»Ich sagte: begnadigt«, erwiderte Jude Golden. »Denk an meine Worte. Es ist die alte Geschichte vom Kamel. Du erlaubst ihm, daß es den Kopf in dein Zelt steckt,

damit es seinen warmen Atem hineinbläst. Dann zieht es die Vorderbeine nach, dann einen Höcker, gefolgt vom anderen Höcker. Und ehe du weißt, wie dir geschieht, ist das Kamel drinnen, und du bist draußen in der Kälte. Nosaka hat seine Nase im Zelt. Gib acht, was als nächstes geschieht.«

Jude Goldens Vater hatte ihm erzählt, wie die Juden des Mittelalters dazu gekommen waren, den Geldmarkt zu beherrschen. Alle anderen Berufe waren ihnen verschlossen, und es gab Gesetze, die Christen verboten, für verliehenes Geld Zinsen zu nehmen. Die Juden hatten keine Armeen, aber sie hatten ihre Schlauheit und wußten, daß sie, wenn sie als Geldwechsler und Wucherer Sicherheit für sich und ihre Geschäfte wünschten, alles über die *Gojim* würden in Erfahrung bringen müssen. Also entstand mit dem Geldgeschäft eines der frühesten und wirksamsten Spionagesysteme. Selbst die *Gojim* hatten gelernt, daß unwissende Geldverleiher nicht überlebten, und daß ein Geldverleiher ohne das Mittel der Spionage zum Scheitern verurteilt war. Die rechtzeitige Kenntnis wichtiger Entscheidungen und Beschlüsse bot einem Mann, der Geldgeschäfte machte, besseren Schutz als er ihn von einem Bataillon Soldaten bekommen könnte.

Als Jude Golden erkannte, wie groß und bedeutsam der Schatz von Informationen war, über den Nosaka verfügte, wurde ihm klar, daß der Japaner bald auf freien Fuß gesetzt würde. Der amerikanische Geheimdienst mußte ihn am Leben lassen, weil er so gut wie nichts über Rußland wußte und begierig auf jede Information war, die er über den neuen Feind bekommen konnte. Golden erkannte auch, daß Nosaka sich über kurz oder lang als unentbehrlich erweisen und aus dem Gefängnis freikommen würde. Einmal auf freiem Fuß, würde er sich in der pragmatischen Tradition der Japaner mit der Bitte um Hilfe an jene wenden, die alles daran gesetzt hatten, ihn an den Galgen zu bringen.

Anfangs kleine Gefälligkeiten, dann größere Gefälligkeiten, und jedesmal gab es Bezahlung im Austausch gegen ge-

leistete Dienste. Das Kamel kam nun mit Geschenken beladen. Aber wie Jude Golden es sah, blieb Nosaka nichtsdestoweniger ein Kamel, das darauf aus war, seinen eigenen Weg zu gehen. Goldens, Vernas und Ivys Verbindung mit ihm erwies sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte als so einträglich, daß die Amerikaner die Augen vor der Erkenntnis, daß eines Tages eine große Rechnung fällig sein würde, verschlossen.

Jude Goldens Vater war entrüstet. Für ihn war es eine Todsünde, mit einem Mann zusammenzuarbeiten, den er hätte verabscheuen sollen.

»Er war mit ihnen verbündet, den Nazis«, sagte der ältere Golden. »Deshalb muß er in den Dreck getreten werden, wohin er gehört. Es gibt Dinge, die man nicht einmal für Geld tun sollte.«

»Nosaka hat kein Gesetz seines Landes gebrochen.«

Der alte Mann schlug sich auf die Brust. »Du brichst dein eigenes Gesetz. Hier. Aus der Militärzeit kennst du Leute, die in allen Teilen der Welt im Spionagegeschäft sind, und du machst von ihnen Gebrauch, daß sie diesen japanischen Bastard und dich selbst reich machen.«

»Ich tue es für die Bank. Deine Bank.«

»Du täuschst mich nicht, Junge. Du tust es für dich selbst. Pflichtgefühl hast du keins. Außer vielleicht dir selbst gegenüber oder deinen japanischen Freundinnen. Weil du mit der Bank verbunden bist, glaubst du, sie liege dir am Herzen. Nun, ich will dir sagen, was Pflichtgefühl ist. Nimm einen Teller Schinken mit Ei, entschuldige den Vergleich. Das Huhn legt das Ei und ist dadurch beteiligt. Das Schwein liefert den Schinken. Dadurch steht es in der Pflicht. Wenn du wie dieses Schwein wirst, dann bist du einer Sache verpflichtet. Jetzt bist du es nicht. Du gleichst dem Huhn.«

»Wenn du meinst, ich fühlte mich der Bank nicht verpflichtet, warum macht sie dann mehr Geld als je zuvor?«

»Das kann ich dir sagen. Weil es dir gefällt, Pläne zu schmieden, etwas in Bewegung zu setzen und dann abzuwarten, was geschieht. Du bist ein Organisator. Du stehst

an der Brüstung, siehst zu, wie wir armen Bastarde in der Grube kämpfen, und nimmst Wetten auf den Ausgang entgegen. Es ist schlimm, so etwas über den eigenen Sohn zu sagen, aber ich bin zu alt, um zu lügen. Wenn du dich mit Hunden niederlegst, stehst du mit Flöhen auf. Dieser Japaner ist schlimmer als ein Hund, und er ändert sich nicht. Ich sage dir, er ist derselbe Mann, der er immer war. Und erzähl mir nichts über Legalität in Japan. Manche Dinge sind einfach nicht recht. Nicht recht.«

Jude Golden hätte seinem Vater sagen können, daß die Zeiten sich geändert hatten, daß vieles inzwischen ganz anders war, daß sich sogar die Vorstellungen von Recht und Unrecht gewandelt hatten. Aber er sagte nichts. Sein Vater wußte, daß Jude Golden im Grunde schwach war, und diese Schwäche wurde während der Jahre mit Nosaka noch augenfälliger. Nach dem Tod von Jans Mutter war es Nosaka gewesen, der ihm die erste der jungen japanischen ›Trösterinnen‹ geschickt hatte. Dieses Mädchen war von anderen abgelöst worden, Mädchen, die ihm von japanischen Geschäftsfreunden empfohlen worden waren oder die Golden während seiner Reisen nach Japan selbst ausgewählt hatte. Während ihres Aufenthalts bei dem amerikanischen Bankier wurden sie gut behandelt, erhielten Lohn und Geschenke und dienten ihm mit der Unterwürfigkeit, die einem japanischen Mann zukam. Die Mädchen waren alle gleich, keine älter als vierundzwanzig, attraktiv, ausgebildet in Gesang und Tanz und imstande, japanische Musikinstrumente zu spielen.

Es war eine bequeme, wohlgeordnete Welt. Golden hatte Geld, einen Hauch vom alten Japan in seiner Villa in Connecticut und seinen geliebten Klipper vor seinem Haus. Nosakas angebliches Gelübde, ihn zu töten, war bedeutungslos. Er hätte dazu längst Gelegenheit gehabt. Jetzt war das Herzleiden, die schlimmste von Goldens zahlreichen Krankheiten, am Zug. Der stechende Schmerz im linken Arm, eine entsetzliche Beengung der Brust, die Atemnot. Er wußte, was es war, und daß es ernst war.

Zwei Herzanfälle innerhalb weniger Monate. Die besten

Herzspezialisten konnten ihm keine Hoffnung geben; es war nur eine Frage der Zeit. Dann würden seine Augen sich im Tode schließen, und all seine Schätze würden ihm für immer verloren sein. Das Herannahmen des Todes zwang ihn, sein Leben als das zu sehen, was es war: ein Haus, das auf Treibsand errichtet war. Er hatte zugelassen, daß Nosaka Manipulationen zu seinem Fluch geworden waren.

Pflicht. Dafür war es jetzt zu spät. Er war Jan verpflichtet, aber sie brauchte ihn nicht mehr. Sie war auf sich selbst gestellt, eine erfolgreiche Fernsehproduzentin, die entschlossen war, auch im Filmgeschäft erfolgreich zu werden. Er hatte die obligatorischen Schecks für Israel ausgeschrieben, stellte bevorzugt Juden und andere Minderheiten ein und erlaubte seinen Angestellten, sich durch den Kauf stimmrechtloser Vorzugsaktien am Bankgewinn zu beteiligen. Was konnte er mehr tun? Er dachte an seinen Vater, was der sagen würde, und bei dieser Überlegung gelangte er zu dem Entschluß, daß er, ehe er sterben mußte, Nosaka vernichten würde.

Einmal dieser Idee verhaftet, suchte und fand er Hilfe. Private Berichte aus Japan enthielten Informationen über die Ermordung zweier japanischer Geschäftsleute. Die Mörder konnten Terroristen gewesen sein, aber der Gebrauch von Schwertern oder Messern gemahnte Golden an die Blutsbrüderschaft. Als andere Geschäftsleute in Rom, São Paulo und Buenes Aires in Stücke gehackt wurden, erkundigte Golden sich über Mittelsmänner bei japanischen Quellen und erfuhr, daß die Blutsbrüderschaft tatsächlich wieder tätig war. Wenigstens zwei Personen berichteten ihm, daß Zenzo Nosaka, wenn nicht der Führer der neuen Brüderschaft, jedenfalls ihr finanzieller Rückhalt war. Aber Nosaka war eine zu bedeutende Figur, als daß man ihn ohne überwältigende Beweise herausfordern konnte, und vorerst fehlten Jude Golden diese Beweise.

Sein Organisationstalent half ihm, die Stücke zusammenzufügen. Nosaka war alt und sah sich, wie Golden selbst, dem Tod gegenüber. Für beide war es an der Zeit,

das Haus in Ordnung zu bringen und sich auf die Reise ins Unbekannte vorzubereiten. Der japanische Industrielle war ein Samurai-Abkömmling, ein Nationalist, und Blutvergießen zu Japans größerer Ehre war ihm nichts Neues. Damals und jetzt war das Ziel der Blutsbrüderschaft dasselbe. In Japan waren Vergangenheit und Gegenwart wie immer eins.

Mochten Golden und seine Mitankläger aus der Zeit der Kriegsverbrechertribunale auch vergessen oder als unerheblich abgetan haben, daß Nosaka ihnen damals Vergeltung geschworen hatte, er selbst war seinem Vorsatz treu geblieben. Das mußte er; für ihn war es eine Frage der Ehre. Und nun hatte er beschlossen, das Gelübde einzulösen.

Auch Golden mußte handeln, aber wie? Wie konnte er wirkungsvoll den Mann treffen, der Japans größtes Spionagegenie seit den Tagen des legendären Hideyoshi war? Dies wurde für ihn zu der Verpflichtung, die sein Vater ihm immer als Leitbild vorgehalten hatte.

Ian Hansard, der britische Bankier, der das Hongkonger Geldinstitut Nosakas führte, fand die Antwort. Golden war seit den Gründungstagen der Bank dabei gewesen, hatte geholfen, saß mit Verna und Ivy im Aufsichtsrat und hatte im Laufe der Jahre andere prominente Amerikaner hineingebracht, Männer mit Informationen und Verbindungen.

Bei Goldens letzter Zusammenkunft mit Hansard hatte sich der Engländer bitter über Nosaka beklagt und Golden die Waffe gegeben, die er brauchte, um seiner Verpflichtung gerecht zu werden.

»Ich dachte nicht, daß er es tatsächlich darauf würde ankommen lassen«, sagte Hansard. »Mich gehen zu lassen, den Mann, der die Eastern groß gemacht hat! Aber alles deutet auf diese Absicht hin. Der Bastard hat bereits einige meiner Kompetenzen auf japanische Direktoren verteilt und mir zwei Vizepräsidenten zur Seite gegeben, um die ich nicht gebeten habe und die ich nicht brauche.«

»Das ist die japanische Art«, sagte Golden. »Sie sind ein Gaijin, ein Abendländer, ein Außenseiter. Die Japaner beu-

ten Ihre Kenntnisse aus, dann machen sie es selber. Sobald sie merken, daß Sie nichts mehr zu bieten haben, ist das Spiel zu Ende. Dann sind Sie weg vom Fenster.«

»Das beginne ich auch zu sehen. Gefällt mir nicht ein bißchen. Schließlich habe ich diese Bank zum Erfolg geführt, nicht der verdammte Nosaka auf dem hohen Roß. Mein Gehirn, mein Schweiß, meine harte Arbeit. Und wie sieht der Dank aus? Ein Tritt in den Hintern und nicht mal eine Abfindung.«

»Bitte, wir wollen nicht dramatisch werden«, sagte Jude Golden. »Sie haben Ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. Ich weiß nicht, wo Sie Ihre Nummernkonten haben, in Panama, Zürich oder Amsterdam, aber wir unter uns können ruhig darüber sprechen.«

Hansard schürzte die Lippen. »Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Von wegen. Wir alle sind in diesem Leben Opfer, aber Sie brauchen es wirklich nicht zu übertreiben. Wenn ich überhaupt glaube, dann muß ich das Schlimmste glauben, also habe ich mir zum Gesetz gemacht, alles über die Leute, mit denen ich Geschäfte mache, zu wissen, was es zu wissen gibt. Würden Sie es nicht tun? Nehmen wir Sie, zum Beispiel. Diese Nummernkonten, von denen ich sprach. Ich weiß, daß sie existieren, aber nicht einmal Nosaka hat es herausbekommen. Wäre es der Fall, hätten Sie ein Problem.«

Hansard betrachtete seine Fingernägel. »Interessant. Absolut faszinierend.«

»Sie sind mit Nosakas Geld ziemlich locker umgegangen. Ich könnte Diebstahl sagen, aber das ist ein starkes Wort. Sagen wir, Sie haben Ihr Talent als Finanzmagier in so abgelegenen Gegenden wie Südamerika, Afrika und der Arabischen Welt leuchten lassen. Sehr klug von Ihnen. Sie haben nichts in Hongkong oder anderswo im Pazifischen Raum, wo Nosaka den größten Teil seiner Zeit zubringt, unternommen. Ihre Transaktionen finden dort statt, wo er Sie nicht sehen kann, wo die Kommunikationslinien dünn und weit gespannt sind.«

»Sie haben wirklich eine lange Nase«, sagte Hansard. »Aber das ist ein verbreitetes Gebrechen bei Ihresgleichen, nicht wahr? Die Raserei der Hölle kommt nicht dem Zorn eines Juden gleich, der sich von einem Nichteuropäer übertölpelt sieht.« Er hob sein Glas. »Ich gebe Ihnen Zenzo Nosaka, der uns allen, Sie mit eingeschlossen, das Messer auf die Brust gesetzt hat. Was tun wir jetzt? Darf ich fragen, wie Sie mir auf die Spur gekommen sind?«

»Sie meinen, wie ich auf Ihre kreative Rechnungsführung gestoßen bin? Zuerst lassen Sie mich sagen, daß Sie im Umgang mit Computern sehr versiert sind, und ich weiß, daß Sie alle Bänder, alle gespeicherten Daten gelöscht haben. Und die Scheinfirmen, die Sie gründeten, um mit Ihrer Bank Geschäfte zumachen, werden liquidiert, sobald sie Ihrem Zweck gedient haben. Und diese Sache mit nicht abgehobenen Bankgeldern in diesen abgelegenen Zweigstellen. Sehr schlau. Sie bringen es immer fertig, die glaubwürdigsten falschen Anspruchsberechtigten aufzutreiben. Doch in der Frage gewisser Kredite an Gesellschaften, die nicht an eine Rückzahlung denken, Gesellschaften, bei denen Sie stiller Teilhaber sind, nun, auf dem Gebiet würde ich an Ihrer Stelle in Zukunft etwas kürzer treten. Aber das ist nur meine Meinung.«

»Sie haben mich überzeugt. Nun, was beabsichtigen Sie in der Sache zu unternehmen?«

»Überraschung: nichts.«

Hansard wartete.

Golden sagte: »Sie werden etwas tun. Ach ja, um Ihre Frage, wie ich zu der einen oder anderen Erkenntnis gelangt bin, zu beantworten: Bekaa-Tal, Libanon.«

Hansard war bestürzt. »Wie in Gottes Namen haben Sie davon erfahren?«

»Wie Sie es ausdrücken würden: Wir Juden halten zusammen.«

Hansard runzelte die Stirn, dann kam ihm die Antwort. »Mossad. Sie lassen den verdammten israelischen Geheimdienst für sich arbeiten. Gott, das hätte ich mir denken sollen.«

»Die PLO macht Millionen mit dem Marihuana, das sie dort anbaut«, sagte Golden. »Sie waschen ihr Geld. In aller Stille. Für das Doppelte des üblichen Prozentsatzes. Und nicht durch die Eastern Padfic, wodurch Nosaka ein hübsches Stück Geld vorenthalten wird. Als sein Vorstandsvorsitzer müßten Sie alle Geschäfte über seine Bank abwickeln. Ich glaube, das ist eine seiner Regeln. Sie wissen, wie sehr die Japaner an Zusammenarbeit und gemeinsame Mühe für das größere Wohl glauben.«

»Was werde ich im Hinblick auf Ihre neuen Kenntnisse meiner Aktivitäten tun?«

»Beschaffen Sie mir alles, was Sie über die Eastern Pacific wissen. Über Nosakas Industriespionage, über Bestechungen, Schmiergelder, Erpressungen. Über alles, was belastend ist.«

»Ist das alles? Da kann ich geradesogut den Kopf in eine Kanone stecken oder auf einem Transatlantikflug aussteigen und auf der Tragfläche Spazierengehen. Sind Sie verrückt? Nach näherer Überlegung kann ich aber nicht gut nein sagen, oder?«

»Unser Arrangement würde nicht funktionieren«, sagte Golden, »wenn ich versuchte, Sie zu erpressen. Das will ich nicht. Eins habe ich von Nosaka gelernt: Es muß sich lohnen. Ich brauche das Beste, was Sie beibringen können, nichts Geringeres. Meine Gesundheit läßt zu wünschen übrig, und das ist ein ernstes Problem, auf das ich jetzt nicht näher eingehen möchte. Bevor es mich erwischt, will ich Nosaka erledigen. Ich habe Grund zu der Annahme, daß er mir nach dem Leben trachtet.«

Hansard lächelte. »Was Sie nicht sagen. Ein Jammer.«

»Es scheint Sie nicht zu überraschen.«

»Sie haben sich in den letzten Minuten bei mir nicht gerade beliebt gemacht.«

»Das könnte sich ändern«, sagte Golden.

»So?«

»Wenn Sie alle Informationen haben, von denen Sie denken, daß sie Nosaka ruinieren könnten, Informationen, die

ihn in einem Dutzend Länder vor Gericht bringen könnten, dann verständigen Sie mich. Schreiben oder telefonieren Sie erst, wenn Sie alles beisammen haben. Es besteht die Möglichkeit, daß Nosaka meine Telefone angezapft hat oder mich beobachtet. Wenn Sie haben, was ich nach Ihrer Meinung auswerten kann, geben Sie mir Nachricht, und wir werden eine Vereinbarung treffen.«

»Meinen Sie? Was stellt nach Ihrer Meinung unter diesen Umständen eine Vereinbarung dar?«

»Drei Millionen Dollar für Sie. Bar bei Ablieferung.«

Hansard schwieg.

»Greifen Sie zu oder lassen Sie es sein«, sagte Golden. »So oder so, Sie sind fertig mit Nosaka.«

Hansard lehnte sich zurück, zog die Stirn in Falten und räusperte sich. Drei Millionen Dollar. Leicht verdientes Geld. Und Golden konnte sich die Ausgabe leisten. Ian Hansard, sagte er sich, vielleicht ist das dein Glück. Ein vergoldeter Abgang für dich und für Nosaka der Denkzettel, den er verdient hat.

Jude Golden nahm die Sauerstoffmaske vom Gesicht und drehte das Ventil zu. Er atmete wieder leichter; die Beengung in seiner Brust war vergangen, und sein Gesicht fühlte sich weniger erhitzt an. Er blickte auf seine Armbanduhr, dann wieder auf das Go-Brett, wo er einen der wenigen weißen Steine, die Nijo geblieben waren, eingekreist hatte. Viertel nach elf. Bald Zeit, daß die Schwester ihn durch den lästigen Summerton der Gegensprechanlage daran erinnerte, daß um Punkt zwölf Uhr Schlafenszeit war.

Die mitternächtliche Schlafenszeit war der einzige Kompromiß, den er mit der unerbittlichen Krankenschwester hatte aushandeln können. Golden, der zeitlebens unter Schlaflosigkeit gelitten hatte, ging selten vor vier oder fünf Uhr früh zu Bett und zog es vor, während des Tages eine Schlummerstunde einzulegen. Die Krankenschwester, eine schwarzhaarige Irin mit Haaren auf den Zähnen, hatte darauf bestanden, daß er nicht später als um neun Uhr zu Bett

gehe. Um sicherzugehen, hatte sie ihm um fünf Minuten vor neun ein Schlafmittel injiziert, worauf sie ihn für den Rest der Nacht wohlgemut aus ihrer Obhut entließ.

Golden machte ihr einen Strich durch die Rechnung. Auch mit der Injektion schlief er nicht länger als drei Stunden, dann rief er sofort die Schwester und weckte sie. Ein paar Nächte dieses Kleinkrieges, und man einigte sich auf eine mitternächtliche Schlafenszeit, vorausgesetzt, er hatte einen Mittagsschlaf gemacht. Von da an störte er die Schwester selten vor ihrer normalen Aufstehzeit um halb sieben.

In einem Winkel des Go-Brettes kämpfte Nijo gegen Gefangennahme und Niederlage. Steif und angespannt saß sie da, beide Hände im Schoß, den Blick auf die zusammengedrängten kleinen schwarzen und weißen Spielsteine konzentriert. Noch zwei Züge, und Goldens Falle würde sich schließen. Nach echter japanischer Art gab sie nicht auf, ohne ihm bis zuletzt einen harten Kampf zu liefern. Aufgabe kam nicht in Frage; Golden würde sie entscheidend schlagen müssen. Alles andere wäre einem Gesichtsverlust gleichgekommen.

Es war eine Würde und Größe an ihr, die Golden so sehr beeindruckte, daß er das hübsche Mädchen stundenlang hätte betrachten können. Ihre Beharrlichkeit, ihr Selbstvertrauen zogen ihn an. Sie hatte den Mut zum Handeln, und in ihrer Nähe bedauerte Golden, daß er im Leben keine aktivere Rolle übernommen hatte. Nijo hatte etwas Gesundes und Erfrischendes an sich. Sogar die anderen Mädchen waren von ihr angezogen; obgleich sie die Neueste und Jüngste im Haushalt war, hatte Nijo bald die Führung übernommen; sie war diejenige, die Neuerungen auf dem Speisezettel durchsetzte, neue Einkaufsmöglichkeiten erschloß, neue Tanzschritte imitierte, die sie im Fernsehen gesehen hatte und neue Moden, amerikanische oder japanische, ausprobierte. In einer dunklen und toten Welt war Nijo vital und frisch wie ein Garten im Fürhling, und Golden, der seiner Hausmädchen gewöhnlich nach einigen Monaten überdrüssig wurde, war in sie vernarrt.

Das Telefon läutete. Es war ein privater Anschluß, dessen Gerät in einem honigfarbenen Holzkasten verwahrt wurde, den Golden überall in der Villa anschließen konnte, wo er sich gerade befand. Die Geheimnummer wurde häufig gewechselt, und die Schloßkombination am Kasten kannte nur Golden selbst. Während Nijo zusah, zog Golden den Kasten zu sich und begann die Kombination zu drehen. Sekunken später hob er den Deckel vom Kasten und griff zum Hörer.

»Papa? Hier Jan. Hallo.«

»Ziggy, wie geht es dir? Wieso rufst du mich auf dieser Leitung?« Ziggy war eine Abkürzung für Zigeunerin, ein Spitzname, den Jan wegen einer jugendlichen Vorliebe für bunte weite Röcke, Kopftücher und große Ohrringe bekommen hatte.

»Geht es dir gut?« Ihre Stimme klang besorgt.

»So gut man erwarten kann. Wir hatten hier einen schweren Wirbelsturm. Hat einigen Schaden am Schiff angerichtet, aber nichts, was nicht repariert werden könnte. Warum? Weißt du etwas, was ich nicht weiß?« Er lächelte Nijo zu und machte die Lippenbewegungen *meine Tochter.* Nijo neigte den Kopf und erwiderte sein Lächeln.

Jan sagte: »Als wir gestern sprachen, gab es Schwierigkeiten mit deinem Herzschrittmacher. Ich rief im Krankenhaus an, aber man sagte mir, du seist wieder entlassen worden.«

»Falscher Alarm, Ziggy. Keine Bange. Hört sich schlimmer an, als es war. Hatte ein paar besorgte Augenblicke, aber es scheint, daß mein Schrittmacher einwandfrei funktioniert. Im Moment sitze ich mit einem der Mädchen bei einer Partie Go. Du kennst mich. Die alte Nachteule. Wie spät ist es bei dir?«

»Kurz nach ein Uhr mittags. Papa, ich muß dich etwas fragen. Wo ist Rolf Nullabor zur Zeit, in diesem Augenblick?«

Golden spielte mit seinem *obi,* der Schärpe, die er um seinen Sommerkimono gewunden hatte. »Ich hatte den Eindruck, daß er dir nicht allzu sympathisch ist, warum das plötzliche Interesse?«

»Es ist mir völlig einerlei, ob er lebt oder stirbt, wenn du die Wahrheit wissen willst. Sag mir nur, ob er in Hongkong ist oder nicht.«

Golden blickte zu Nijo. Sollte er sie hinausschicken? Und dann zog sie langsam den Kimono über die Schultern und entblößte ihre Brüste. Reizende, kleine, feste Brüste, von den Proportionen griechischer Statuen. Ganz anders als die Euter, die in Amerika als Brüste galten.

Golden schaute wie gebannt hin, als Nijo ein Fläschchen Öl aus der Kimonotasche zog. Sie goß davon in die hohle Hand und ölte ihre Brüste langsam ein. Goldens Kehle wurde trocken.

»Papa? Bist du noch da?«

Nijo drücke die rechte Brust, die jetzt vom Öl glänzte, und strich mit dem lavendelfarbigen Daumennagel darüber. »Ich bin da, Ziggy. Am Apparat. Du erwähntest Rolf. Ja, er ist in Hongkong.«

»O Gott. Dann hatte er recht.«

Etwas in ihrem Tonfall riß seine Gedanken von Nijo los. »Wer hatte recht? Hast du mit Rolf gesprochen?«

»Du machst wohl Witze, wie? Ich mache einen weiten Bogen um den Typ, wenn ich kann. Ein Bekannter behauptet, Rolf habe ihn gestern abend mit vorgehaltener Waffe beraubt. Es hat etwas mit einer Gruppe namens Blutsbrüderschaft und mit deinem Freund Nosaka zu tun.«

Golden nahm einen schwarzen Stein vom Go-Brett und knetete ihn mit den Fingern. »Von wem sprechen wir?«

»Frank DiPalma. Er ist in Hongkong. Er sagt, du und Sally wüßtet, warum er hier ist. Ich habe gehört, was Sal und Chiara zugestoßen ist, eine schreckliche Geschichte. Frank sagt, die Blutsbrüderschaft habe sie umgebracht, Nosaka stecke dahinter, und du würdest der nächste sein.«

»DiPalma, DiPalma … Das muß der Kerl vom Fernsehen sein. Kriminalreporter. Ein massiger Bursche, graues Haar, rauhe Stimme.«

»Papa, bitte kein Theater. Du weißt verdammt gut, wer

Frank DiPalma ist. Ich habe dir von ihm erzählt, du hast ihn auf dem Bildschirm gesehen, also laß uns nicht darum herumreden.«

»Ich habe ihn nie kennengelernt.«

»Laß uns jetzt nicht davon anfangen«, sagte Jan. »Ich wollte mit Frank nicht über meine Familie sprechen. Er ist Reporter und geht jeder möglichen Geschichte nach, bis er findet, was er sucht. Ich stellte mich lieber unwissend, als dir zu schaden.«

»Mir zu schaden? Wie?«

»Papa«, sagte Jan, »vor Großvaters Tod hörte ich euch einmal über Nosaka reden. Ich interessierte mich nicht sonderlich dafür, aber an eins erinnere ich mich. Großvater wollte von Nosaka nichts wissen, er hatte eine innere Abneigung gegen ihn. Aber du sagtest, Geschäft sei Geschäft, und Nosaka sei nicht schlechter und nicht besser als jeder andere. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich kenne die Tatsachen und die Umstände nicht, aber Frank sagte mir, er sei überzeugt, daß Nosaka die Absicht habe, dich, Duncan und Sal zu beseitigen. Du hast wahrscheinlich vergessen, daß du mir vor längerer Zeit das gleiche gesagt hattest. Ich sagte Frank nichts davon, weil ich nicht wollte, daß er dir mit seiner Neugierde auf den Leib rückt. Außerdem habe ich einen Film zu drehen. Es ist mein erster Kinofilm, und wenn ich es nicht richtig mache, wird es keinen zweiten geben. Ich möchte im Moment nicht, daß Frank mein Leben zusätzlich kompliziert.«

»Aber du hast mich angerufen«, sagte Golden.

»Du bist mein Vater. Papa, Sal und Duncan sind tot. Du bist der einzige Überlebende, und ich mache mir Sorgen. Und fang um Himmels willen nicht an, von Zufall zu reden. Die ganze Geschichte verursacht mir ein sehr unangenehmes Gefühl.«

Nijo drückte die Brüste zusammen, beugte den Kopf und berührte die Brustwarzen mit der Zungenspitze. Golden schloß die Augen, um sich zu konzentrieren. Es kam darauf an, Jan von allem fernzuhalten, was mit Nosaka zu tun hat-

te. Als sie Kenpachi für ihren Film unter Vertrag genommen hatte, existierte noch kein Gedanke daran, daß Golden sich einmal gegen Nosaka wenden würde, seinen langjährigen Geschäftspartner. Das war erst später gekommen, nach der Ermordung Duncan Ivys und nachdem er erfahren hatte, daß die Blutsbrüderschaft wiedererstanden war und Nosaka als Drahtzieher fungierte. Unglücklicherweise stand Kenpachi dem alten Fuchs nahe; die beiden standen politisch rechts und waren überzeugte Nationalisten, soviel Golden wußte, und daraus ergab sich, daß auch Kenpachi mit der Blutsbrüderschaft in Verbindung stehen konnte. Wenn es um seine Ideale ging, war der Regisseur sicherlich zu allem bereit.

Hätte Golden seine Tochter jedoch überredet, sich nicht auf eine Zusammenarbeit mit Kenpachi einzulassen, wäre er gezwungen gewesen, ihr Einzelzeiten zu erzählen, die er sie nicht wissen lassen wollte. Einzelheiten über ihn selbst und die Art und Weise, wie er Geschäfte machte. Einzelheiten über seine Verbindung mit Nosaka.

Wenn er die Akten hätte und genau wüßte, was er an Material gegen Nosaka hätte, würde es früh genug sein, ihr Näheres zu sagen. Es war durchaus unwahrscheinlich, daß eine so eigensinnige Person wie Jan sich überreden lassen würde, Kenpachi während der Dreharbeiten aus dem Vertrag zu entlassen, solange sie ihn nicht selbst mit rauchender Pistole ertappte. Jan war hartnäckig, ehrgeizig, erfolgsorientiert und jedenfalls nicht bereit, sich von ihrem Vater oder irgendeinem anderen Mann beherrschen zu lassen.

Ihr Leben war Bewegung und Freiheit; sie verachtete Unschlüssigkeit und Inaktivität. Es wäre klüger, sie den Film vollenden zu lassen. Damit wäre ihre Zusammenarbeit mit Kenpachi ohnehin beendet, und Golden hätte die Möglichkeit, ungehindert von anderweitigen Rücksichten gegen Nosaka vorzugehen. Jan könnte die ersehnte Karriere machen. Und Golden könnte sich der alten Verpflichtung in einer Art und Weise entledigen, die seinen Vater stolz ge-

macht hätte.

Er sagte: »Rolf war in Hongkong, um bestimmte Bankunterlagen für mich zu holen.«

»Mit der Waffe in der Hand. Warum schickst du Rolf aus, diese Unterlagen zu besorgen, wenn Frank nach eigener Auskunft schon den Auftrag hatte, sie Sal und dir zu bringen?«

Golden schloß die Faust um den schwarzen Stein. »Sal wollte diese Unterlagen nur gebrauchen, um Nosaka zu erpressen, ihn zum Rückzug zu zwingen, daß er uns in Ruhe ließe. Ich möchte Nosaka endgültig erledigen. Das ist ein Unterschied. Wie auch immer, ich sah keinen Grund, die Sache mit Sal zu erörtern. Ich meine, warum Meinungsverschiedenheiten hervorrufen, wenn es sich vermeiden läßt?«

»Ich verstehe nicht ganz. Du läßt Sal in dem Glauben, ihr zwei wäret Partner und euch einig in allem, was ihr geplant habt, während du von Anfang an deine eigenen Vorstellungen davon hattest, wie die Sache vonstatten gehen sollte.«

»Jan, bitte.«

»Du verstehst alles immer zu deinem Vorteil zu wenden. Die anderen sind für dich Gebrauchsgüter, nicht mehr. Sal war dein Freund, und du hast ihn hereingelegt. Papa, das schmerzt.«

Die japanische Geschichte im allgemeinen und Hideyoshi im besonderen waren mir gute Lehrer, dachte er. Man schickt zwei Gruppen von Spionen aus, und jede hat den Auftrag, die andere zu beobachten. Ja, Golden und Sal hatten Hansards Unterlagen gleich bewertet. Der Unterschied lag darin, wie jeder davon Gebrauch machen wollte. Golden wollte Blut sehen. Damit wäre Sal niemals einverstanden gewesen. Aber auf seine Meinung kam es jetzt nicht mehr an.

»Jan«, sagte Golden, »wenn Nosaka hinter mir her ist – ich sage, wenn –, dann läßt er sich durch nichts aufhalten. Ich kenne den Mann. Sals Methode hätte keine Wirkung gehabt, das darfst du mir glauben. Bei Nosaka geht es um den vollen Einsatz, oder du bist aus dem Spiel.«

»Also hat Frank recht, was Rolf angeht. Und du sagst, er hat auch recht, was Nosaka betrifft. Wie steht es mit Kon Kenpachi? Ist er in diese Dinge verstrickt?«

»Soweit mir bekannt, ist er es nicht. Und ja, Rolf bringt mir die Bankunterlagen hierher. Ich möchte nicht, daß du dich Nosakas wegen um mich sorgst. So oder so, es wird eine Lösung geben.«

Während er sprach, schob Nijo das Go-Brett beiseite, beugte sich herüber und ölte ihm die Fußsohlen ein. Die Wirkung war beruhigend; die innere Spannung, die sich mit den Gedanken an Nosaka eingestellt hatte, ließ nach. Dann legte Nijo sich zu seinen Füßen nieder und nahm seinen großen Zeh in den Mund. Der Effekt war elektrisierend; ein angenehmer Schauer ging durch sein Bein aufwärts, erreichte sein Gehirn und belebte ihn in Sekunden.

Nijo nahm den Zeh aus dem Mund, blies darauf, und ein feines Frösteln überlief ihn. Er zitterte, als sie seine eingeölte Fußsohle in langsamen Kreisen an ihrer eingeölten Brust rieb. Es war ein köstliches Gefühl.

Mit einer Anstrengung zwang er sich, zu seiner Tochter zu sprechen. »Jan, der Mann, der diese Bankunterlagen für mich zusammenstellte, war Ian Hansard. Aber er starb kurz vor DiPalmas Ankunft. Wie kamen diese Unterlagen in DiPalmas Hände?«

»Durch seinen Sohn, der übrigens Sals Ermordung voraussagte und auch prophezeite, daß du Schwierigkeiten mit der Blutsbrüderschaft bekommen würdest. Wie es erscheint, hat der Junge das Zweite Gesicht oder was.«

Nijo legte sich auf den Rücken, schloß die Augen und zog sich den Kimono vom Leib. Sie faßte Goldens linken Fuß und rieb ihn an ihren Brüsten. Mit der anderen Hand begann sie zu masturbieren.

Golden öffnete den Kimono und umfaßte sein Glied.

»So, psychische Kräfte«, sagte er. »Ich wußte nicht, daß DiPalma verheiratet ist.«

»Er ist nicht verheiratet. Die Mutter des Jungen, der Todd

heißt, war eine Chinesin.«

»Ach ja. Katharine Hansard. Die auch kürzlich gestorben ist.«

Jan sagte: »Frank ist überzeugt, daß sie von einem japanischen Transvestiten umgebracht wurde, der kurz darauf von einem Polizisten erschossen wurde. Anscheinend war Todd seinem Vater behilflich, diesen Transvestiten ausfindig zu machen. Frank glaubt jedenfalls an die Voraussagen des Jungen. Papa, ich möchte, daß du dich in acht nimmst. Sei auf der Hut, ja?«

»Diese Abteilung wird bei mir nicht vernachlässigt. Ich habe Alarmanlagen, Bildschirmüberwachung, bewaffnete Wächter, was du willst.«

Nijo befingerte sich leidenschaftlicher. Goldens Glied war warm und hart in seiner Hand. Er konnte seinen Blick nicht von ihr lösen.

»Ziggy, ich muß Schluß machen. Ein altes Scheusal von einer Krankenschwester beugt sich mit der Medizin über mich, und ich kann ihr nicht entwischen. Glaub mir, es wird mir nichts geschehen. Rolf wird dafür sorgen. Beeil du dich mit diesem Film, damit ich ihn noch sehen kann, bevor ich sterbe.«

»Papa, du weißt, daß ich so bald wie möglich zu dir kommen werde.«

»Du könntest noch etwas für mich tun, Ziggy. Sollte dieser Junge von DiPalma mit irgendwelchen Prophezeiungen kommen, die ich nach deiner Meinung wissen sollte, rufe mich an, ja?«

Als er aufgelegt hatte, summte die Sprechanlage. »Zwanzig Minuten, Mrs. Lyons«, sagte er zu der Krankenschwester. »Dann kommen Sie herauf.«

Und dann erreichte Nijo mit verzerrtem Gesicht den Höhepunkt, zog seinen Fuß krampfhaft an sich, hob das Bekken vom Boden und drückte die Klitoris zwischen Daumen und Zeigefinger. Dann fiel sie zurück und wälzte sich herum, Goldens Füße und Knöchel zu umarmen. Unterwürfig. *Hai.* Und er war ihr Herr.

Golden nahm sie in die Arme, zog sie auf sich und fiel auf die Matte zurück, den Mund auf ihren jungen Lippen, und liebte sie.

Keine schlimmen Erinnerungen, keine Todesgedanken, keine Wirklichkeit. Nur Nijo, die in seinem Leben war, damit er sich nicht mit sich selbst beschäftigen mußte, die in seinen Armen und alles war, was er wissen wollte.

Nijo lag wach, den Rücken dem schnarchenden Jude Golden zugekehrt. Beide lagen auf den angenehmen japanischen Strohmatten am Boden. Sie streckte sich geduldig aus. Die Injektion, welche die Schwester ihm verabreicht hatte, wirkte nun, und er schlief fest.

Kurz vor ein Uhr früh setzte sie sich auf, blickte voll Abscheu auf Jude Golden und wischte sich den Mund mit dem Handrücken, wischte seinen Geschmack ab. Sie zog die Knie an, legte die Arme darum und starrte in der Dunkelheit auf Goldens Gestalt. Sie haßte seine Berührung, haßte den Altmännergeruch und die Medizingerüche, die ihm anhafteten, sein eklig schlaffes weißes Fleisch, seine Anmaßung, alles über Japan und die Japaner zu wissen. Er war ein Gaijin, ein Außenseiter, ein Westler, ein Barbar. Er würde Japan und sein Volk niemals kennen oder verstehen, und wenn er hundert würde.

Sie weinte und dachte an den Tag, da sie nach Japan zurückkehren würde. Sie lebte nicht mehr in der Gegenwart; ihr Leben war eine Zukunft, die von Träumen geformt war, was Nosaka-san für sie tun würde, nachdem der verhaßte Gaijin vernichtet wäre. Sie schlang die Arme enger um die Knie und schaukelte vor und zurück, vor und zurück, und bemühte sich nach Kräften, nicht an die Heimat zu denken.

17

Hongkong

Frank DiPalma beobachtete erheitert die beiden chinesischen Polizisten, die auf der anderen Seite der überfüllten Teestube saßen, sich mit einer Partie Fan-tan beschäftigten und vorgaben, sich nicht für ihn zu interessieren. Beide trugen hellgrüne Sommeruniformen mit roten Schulterstreifen, die anzeigten, daß sie englisch sprachen. Keiner von ihnen taugte zum Schauspieler. Schon beim Betreten der Teestube hatte DiPalma ihren Auftrag durchschaut. Er hatte gesehen, wie Gäste beim Eingang zu den Polizisten, dann zu ihm und wieder zu den Polizisten geblickt hatten. In Hongkong gab es keine Geheimnisse.

Beim Fan-tan wird eine unbekannte Zahl von Knöpfen unter eine umgedrehte Tasse gelegt, dann in Gruppen von jeweils vier ausgezählt. Die Spieler wetten um die Zahl der Knöpfe, die in der letzten zu entfernenden Gruppe übrig sind, eine Zahl, die immer zwischen eins und vier liegt. Ein Mangel an Interesse an ihrem Spiel ließ erkennen, daß die Polizisten in der Teestube waren, um DiPalma zu bewachen. Der Jüngere der beiden hob die Tasse, schob seine Knöpfe heraus und warf DiPalma dann einen Seitenblick zu, als wollte er sagen: He, war das etwa kein schlauer Zug.

Der Ältere gab das Theater endlich auf, rückte auf seinem Sitz herum, bis er DiPalma voll im Blickfeld hatte, trank seinen Tee und visierte ihn über den Rand der Schale hinweg an. DiPalma lächelte und hob grüßend die Hand von der Tischplatte; der Polizist blickte durch ihn hindurch, als ob er unsichtbar wäre. Das gefiel DiPalma. Ein richtiger Profi.

Das gleiche ließ sich jedoch nicht von Geoffrey Laycock sagen. Von dem Augenblick an, da DiPalma, Todd und Roger Tan die kleine Teestube an der Pottinger Street betreten

hatten, einer steilen Treppenstraße, war der britische Journalist unruhig gewesen. Er hatte allein gesessen, Teetasse, Untertasse, Zuckerdose und Teekanne herumgeschoben und nervös mit den Fingern auf den Tisch getrommelt. Auch nachdem sie sich zu ihm gesetzt hatten, fuhr er fort, mit Tassen und Untertassen zu spielen, und befahl endlich einem Kellner in perfektem Kantonesisch, neue Tassen und Untertassen zu bringen, und zwar schnell.

Umgeben von rotierenden Deckenventilatoren, Palmen in Kübeln, Ebenholztischen und Messingspucknäpfen, gemahnte Laycock in seinem weißen Leinenanzug an einen Kolonialbeamten, den es auf eine abgelegene Insel verschlagen und der dort die Gewohnheiten der Eingeborenen angenommen hatte. Die Teestube mit ihrer chinesischen Karte und den traditionellen chinesischen Teeschalen mit kleinen Deckeln statt Handgriffen, schien die passende Umgebung für den schwitzenden, nervösen Engländer zu sein. Laycock war eine lebendige Erinnerung daran, daß sein Land am Beginn dieses Jahrhunderts ein Viertel der Erdoberfläche und der Bevölkerung beherrscht hatte.

Der Kellner brachte frische Tassen und Untertassen. Laycock sagte: »Ich werde Mutter spielen, nicht wahr?« und schenkte ein.

Mit Rücksicht auf DiPalmas empfindlichen Magen hatte Laycock grünen Tee bestellt, leicht aromatisiert, der heiß und pur getrunken wurde – ohne Zitrone, Zucker oder Milch. Der Deckel der Tasse war so eingerichtet, daß der Tee in kleinen Schlucken genommen werden mußte.

Laycock schlürfte und seufzte. »Orgasmisch. Wahrhaft orgasmisch.« Er blickte im voll besetzten Raum umher, bevor er sich auf DiPalma und Todd konzentrierte. Der Junge hatte Kopfhörer über die Ohren gestülpt und seine ganze Aufmerksamkeit dem neuen Radio auf seinem Schoß zugewandt.

»Ein Verbindungsmann bei der Polizei verständigte mich heute morgen«, sagte Laycock mit gedämpfter Stimme. »Allem Anschein nach verschwand der Fächer im Laufe der

Nacht. Natürlich hat niemand die leiseste Ahnung, wie es geschehen konnte.«

»Natürlich«, sagte DiPalma. Er war nicht überrascht. Hongkong war Hongkong. Beinahe alles war hier käuflich, die Polizei nicht ausgenommen. Ein Kriegsfächer wie derjenige, den Sakon Chiba verwendet hatte, hätte leicht den Weg zu seinem Eigentümer weisen können. DiPalma kratzte sich an der Augenbraue. Nun, der Eigentümer ließ sich noch immer aufspüren. Er wußte, wie der Fächer aussah. Er brauchte nur lebendig aus Hongkong herauskommen, nach Tokio zu reisen und dort Fragen zu stellen. Aber er wollte nicht vor Katharines Begräbnis in zwei Tagen abreisen. Zum Teufel mit Ling Shen. DiPalma war es Katharine schuldig. Und er war es Todd schuldig. Die nächsten zwei Tage mußte er das Risiko auf sich nehmen und hoffen, daß Wachhunde wie die zwei Polizisten bei der Tür Shen abschrecken oder zumindest in seinem Vorhaben behindern würden. Die Überlegung war noch nicht zu Ende gedacht, da wußte er schon, daß sie Wunschdenken war. Shen mußte handeln, wenn er nicht das Gesicht verlieren wollte. Und vielleicht das Leben, weil er nicht mehr wie ein echter Führer handelte.

Laycock nickte zum Eingang. »Sie haben Gesellschaft, alter Knabe. Albert und Victoria geben vor, den Geheimnissen des Fan-tan nachzuspüren, während sie sich drehen und wenden, um Ihnen Blicke zuzuwerfen. Ziemlich auffällig, finden Sie nicht?«

»Alle Welt würde es herzerwärmend finden, wenn ich irgendwo außerhalb Hongkongs eins auf den Deckel bekäme. Frick und Frank sitzen mir im Nacken, um Shen zu entmutigen.«

»Eine eitle Hoffnung, meinen Sie nicht?«

»Einen feinen Optimisten haben wir hier«, sagte Roger Tan. »Sind Sie deshalb so nervös? Haben Sie Angst, Sie könnten ins Kreuzfeuer geraten?«

Der Engländer befingerte seine Krawatte und wandte sich langsam zu Tan. »Ach, du lieber Gott. Wir sind böse und enttäuscht, wie? Ich wette, es hat mit einem abgelehnten

Versetzungsgesuch zu tun.«

»So kommt es, daß Sie Scheiße am Schnurrbart haben«, sagte Tan. »Sie suchen am falschen Ort nach Liebe. Aber Sie lächeln trotzdem. Niemand ist glücklicher als ein Schwuler aus besseren Kreisen, der es noch rechtzeitig zum Freibier geschafft hat.«

Starker Tobak, dachte DiPalma. Er sah Laycocks Gesicht rot anlaufen, dann sah er noch etwas, einen Ausdruck, den Laycock sonst nie gezeigt hatte. Die Augen zu einem stahlharten Blick verengt. Das Gesicht eine unbeugsame Maske. DiPalma kannte diesen Blick von Männern, die getötet hatten. Wie der Kubaner in Washington Heights, der seine Mutter getötet und zerstückelt, die Stücke dann gekocht und an seine Hunde verfüttert hatte.

Der Ausdruck schwand aus Laycocks Zügen. Er entspannte sich, legte seine kleine, feuchte Hand auf Roger Tans Unterarm. »Ich bitte um Entschuldigung, lieber Junge, daß ich aus der Schule geplaudert habe. Sie sehen, mein Problem ist, daß ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nie in meiner besten Form bin.«

Er wandte sich zu DiPalma. »Ich bin auch in Sorge um Sie, lieber Freund. Ich möchte so gern der erste sein, der Ihre Geschichte vollständig bringt, was Shen mit einschließt. Wir alle warten, daß der andere Schuh zu Boden fällt. Haben das Interesse von Anlegern daran, könnte man sagen.«

»Was ist ein Interesse von Anlegern?« fragte DiPalma.

»Verschiedene und mannigfaltige Wetten sind darauf abgeschlossen worden, wie lange es Ihnen gelingen wird, in Hongkong am Leben zu bleiben. Es gab einige, die wetteten, Sie würden es nicht länger als eine Stunde schaffen. Die Betreffenden haben natürlich verloren. Diejenigen, die darauf wetteten, daß Sie gestern zu Jesus gehen würden, sind auch aus dem Rennen.«

»Worauf haben Sie gesetzt?«

»Moi?« Laycock legte die Hand aufs Herz.

»Wieviel?«

Der Journalist blickte zur Decke auf. »Wieviel.« Er schenk-

te DiPalma einen gedankenvollen Blick. »Eine starke Demonstration von Vertrauen meinerseits, um die Wahrheit zu sagen. Zweitausend Hongkongdollar auf zehn zu eins, daß Sie bis Samstag leben würden.«

»Das ist der Tag nach Katharines Begräbnis. Ja, das ist eine Demonstration von Vertrauen, muß ich sagen.« Er schlürfte seinen Tee. »Nun erzählen Sie mir, was Sie über die Sache mit dem Fächer wissen.«

»Da gibt es nichts zu erzählen, alter Knabe. Fort, verschwunden, weg. Niemand scheint das Geringste darüber zu wissen. Chibas sterbliche Überreste sind jedoch nach wie vor in Gewahrsam. Bisher hat niemand Anspruch auf sie erhoben.«

»Auch nicht Kenpachi?«

»Auch nicht Kenpachi. Nun, ich hörte einiges über Chiba. Wie es scheint, war er viel auf Reisen. Europa, Kalifornien, der Mittlere Osten und sogar kreuz und quer durch Japan. Niemand scheint den Grund seiner Reisetätigkeit zu kennen.«

»Bei den Japanern ist nichts, was es scheint. Soviel wir wissen, könnte Chiba eine Avon-Beraterin oder ein Bibelverkäufer gewesen sein. Ein weiterer Punkt, den ich nachprüfen muß, wenn ich nach Tokio komme.«

»Ich weiß noch etwas, was du in Tokio nachprüfen kannst«, sagte Roger Tan. »Den japanischen Einfluß auf chinesische Triaden.«

»Wozu?«

»Weil in Hongkong nichts ohne die Beteiligung der Triaden geschieht. Weil ein japanischer Fächer mit der Hilfe einer der Triaden in dieser Stadt aus dem Polizeipräsidium marschiert ist.«

DiPalma merkte auf.

»Den Triaden gehört diese Stadt, Frank«, fuhr Tan fort. »Und ihnen gehören die Polizisten, jedenfalls genug von ihnen. Es gibt Polizisten, die regelrechte Mitglieder in den Triaden sind. Wie ich durch Hörensagen erfuhr, sollen einer oder zwei hochrangige Polizeioffiziere *Cho-kuns* sein, Unterführer bei den Triaden. Wenn du die Polizei wegen etwas

belangen willst, was nicht koscher ist, mußt du mit den Triaden verhandeln, oder du verhandelst überhaupt nicht.«

Er stand auf und reckte sich. »Wird Zeit, daß ich mich im Büro blicken lasse. Wenn ich zu lange ausbleibe, wird mein Inspektor unruhig und fängt an, meine Spesenabrechnungen allzu genau zu überprüfen. Er ist nicht gut auf mich zu sprechen. Je eher ich aus diesem beschissenen Loch herauskomme, desto besser. Frank, wir sehen uns später.« Er tippte Todd auf die Schulter. Der Junge blickte von seinem Radio auf und lächelte.

Als Roger Tan gegangen war, sagte Laycock: »Wird ziemlich reizbar, unser Roger. Immerhin könnte er recht haben. Über die Triaden und diesen Fächer.«

DiPalma trank seinen Tee aus und stellte die Tasse ab. Eine Hand kam abwehrend hoch und parierte Laycocks Versuch, die leere Tasse aufzufüllen. »Roger ist scharfsinnig, ein guter Kopf, wenn es um das Sammeln von Material geht, aber nicht gerade diplomatisch. Frustriert, weil er nicht befördert wird. Aber er kennt sein Metier. Auch für Todd und mich wird es Zeit, daß wir uns aufmachen. Müssen die Vorkehrungen für das Begräbnis überprüfen. Chinesische Begräbnisse sind höllisch schwierig vorzubereiten. Ich mag nicht daran denken, wie schwierig es erst sein würde, wenn ich alles ohne Hilfe der zuständigen Stelle tun müßte.«

Laycock sagte: »Einfluß ist eine feine Sache, ist Macht. Sowohl Mittel wie auch Zweck. Manchmal denke ich, daß Macht nur in ihrer Wahrnehmung oder in der Meinung anderer besteht. Manchmal frage ich mich, ob sie wirklich korrumpiert. Nun, lieber Freund, halten Sie Fühlung. Und tun Sie Ihr Bestes, wenigstens bis Samstag am Leben zu bleiben.«

Er schenkte sich Tee nach. »Man sagt, über dem Spiel verliere man Geld und Charakter. In diesem Abschnitt meines Lebens möchte ich gern an dem bißchen festhalten, was ich von beiden besitze.«

Im Taxi beugte DiPalma sich plötzlich vor und übergab sich.

Dann ließ er sich atemlos und fröstelnd in den Sitz zurückfallen und zwang sich, die Augen so weit wie möglich zu öffnen. Seine Lider waren schwer wie Blei; er starrte durch Schlitze, kaum fähig, bis zu seinen Knien zu sehen. In den Ohren summte es, und in das Summen mischte sich ein pfeifendes Geräusch, das ihn an einen kochenden Teekessel erinnerte. Ihn fror erbärmlich, als ob er längere Zeit nackt im Schnee gesessen hätte. Eben noch hatte er geschwitzt, daß sein Hemd durchnäßt war und einen nassen Abdruck am Kunstleder der Rückenlehne hinterlassen hatte. Mit großer Willensanstrengung zwang er sich, die Hand zu bewegen, hob sie vom Schenkel und legte sie an den Magen. Kein Gefühl in der Hand. Kein bißchen Gefühl auch in der anderen.

So elend hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Nicht seit der Schießerei vor elf Jahren hier in Hongkong.

Aus weiter Ferne hörte er den Taxifahrer in sehr vulgärem Kantonesisch fluchen. Und er hörte einen besorgten Todd seinen Namen rufen und die Hand an seine Wange legen. Dann sagte er auf kantonesisch etwas zum Fahrer, der zornig abwinkte. Es war Spätnachmittag, und der Fahrer, nachdem er DiPalma und Todd seit Stunden herumgefahren und noch kein Geld gesehen hatte, verlor in der Hitze und dem dichten Verkehr die Geduld. DiPalma und Todd hatten mehrere Adressen aufgesucht, um sich vom Fortgang der Begräbnisvorbereitungen zu überzeugen, und nun fuhren sie zurück zum Hotel. Vom Teehaus waren sie zuerst zum Fung-Shui-Mann gefahren, dem ihnen empfohlenen Wahrsager, der nach eingehender Befragung der Geister der Natur und verschiedener Tiere das günstigste Datum und den richtigen Zeitpunkt für die Begräbnisfeierlichkeiten festgesetzt hatte. Angeschlossen hatte sich daran eine fünfundvierzigminütige Fahrt nach Stenley Village, der Fischergemeinde an der Küste, die eine von Hongkongs ältesten Siedlungen war. Hier, wo die Japaner während des Zweiten Weltkrieges ihre britischen Gefangenen interniert hatten, hatten DiPalma und Todd die Mönche des zweihundert Jah-

re alten Tin-Hau-Tempels besucht, welcher der in der Kolonie populären Meeresgöttin geweiht war.

Der einfache Tempel, dessen Haupthalle an drei Wänden Götterstandbilder in Schwarz und Gold enthielt, war Katharines Lieblingstempel gewesen. Vor elf Jahren war sie hierher gekommen, um für DiPalmas Genesung zu beten, und war seitdem jedes Jahr wiedergekommen. Dies war Hongkongs Wundertempel; im Zweiten Weltkrieg hatte der Tempel einen Volltreffer erhalten, aber die Bombe war nicht detoniert.

Und hier, unter einem geschweiften Baldachin, stand eine Statue des Gottes Wong Tai Sin, der seinen Gläubigen großzügig Wünsche erfüllte und zu Hongkongs beliebtesten Gottheiten zählte. Wong Tai Sin heilte Krankheiten und gab seinen Gläubigen sogar Ratschläge für Pferderennen.

Hier wollte Katharine ihre Begräbnisfeierlichkeiten abgehalten wissen, sagte Todd. Und sie wollte in China begraben sein, jenseits der Grenze in Shenzen, auf einem besonderen Friedhof für Bewohner Hongkongs, die es vorzogen, auf dem Festland beerdigt zu werden.

»Im Heimatland ihrer Vorfahren begraben zu sein, bedeutet günstiges Fung Shui für meine Mutter«, sagte Todd. »Es muß nach den geistigen Gesetzen geschehen, die sie sich in ihrem Leben zur Richtschnur nahm. Elemente des Himmels, des Ozeans, des Feuers, des Windes und der Erde sind vom Fung-Shui-Mann befragt worden. Er hat sich des ch'i bedient, des Atems von *yin* und *yang,* um den Tag und den Ort zu bestimmen, den sie im Friedhof einnehmen wird.«

»Es wird so geschehen, wie sie es wollte«, sagte DiPalma, der nichts von alledem verstand.

Der Tempel erinnerte ihn an jenen Tag im Krankenhaus von Kaulun, als er zum erstenmal seit seiner Verwundung durch den Schrotschuß aufzustehen versucht hatte. Katharine hatte seinem Bemühen, mit Hilfe von Krücken auf die Beine zu kommen, zugesehen. Nicht ein einziges Mal hatte sie Anstalten gemacht, ihm zu helfen.

Darauf hatte DiPalma versucht, ein paar Schritte zu ge-

hen. Ein Kleinkind hätte es besser gemacht. Drei sehr unbeholfene, quälende Schritte, gefolgt von der Katastrophe. Eine Krücke glitt unter seinem Arm heraus, und als er sich mit beiden Händen an der anderen festhalten wollte, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf ein Knie. Es schmerzte höllisch. Das war es. Er gab auf, wandte sich zum Bett.

Katharine vertrat ihm den Weg. »Dann kriech zum Fenster. Geh nicht zum Bett.«

DiPalma brauchte jemanden, um seinem Zorn Luft zu machen, und sie kam ihm zustatten. »Geh mir aus dem Weg, zum Teufel.«

»Nur wenn du mich aus dem Weg stößt. Freiwillig tue ich es nicht. Kriech, flieg oder wälz dich am Boden. Aber sieh zu, daß du auf irgendeine Weise zum Fenster kommst, denn ins Bett lasse ich dich jetzt nicht.«

Er hätte Lust gehabt, sie mit der Krücke zu schlagen. »Macht es dir Freude, andere Leute kriechen zu sehen? Ich bin kein Komödiant. Bei mir gibt es nichts zu lachen. Heute nicht. Zum letztenmal, geh mir aus dem Weg. Ich bin nicht bereit, zu diesem oder irgendeinem anderen verdammten Fenster zu gehen, und vielleicht werde ich es nie schaffen. Komm morgen wieder. Donnerstags kann ich besser humpeln.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich würde dich lieber heute humpeln sehen. Denn wenn du humpelst, alter Komödiant, gehst du.«

Er hielt sich an der einen Krücke fest und starrte ihr lange Sekunden ins Gesicht. Dann zog er die andere Krücke heran und bedachte sie mit einem haßerfüllten Blick, haßte sie wirklich, wußte aber auch, daß sie mehr als sonst jemand in seinem Leben für ihn getan hatte. Er kehrte ihr den Rücken, zog sich an den Krücken hoch und begann, zum Fenster zu humpeln. Drei Meter waren es vom Bett aus. Die längsten drei Meter seines Lebens.

Jeder Fußbreit des Weges verursachte ihm qualvolle Schmerzen, und mehr als einmal hätte er am liebsten aufgegeben, sich niedersinken lassen, um auszuruhen; aber sie beobachtete ihn, und er tappte weiter, bis er es geschafft

hatte. Er sah die Sonne, das graue Hafenwasser und einen häßlichen schwarzen Frachter, der im Begriff war, ein Segelboot zu überholen. Er war erschöpft, ausgelaugt. Und bereit zu weinen, weil es keine Worte dafür gab, was er gerade getan hatte, was zu tun sie ihn gezwungen hatte. Er blickte über die Schulter zu ihr hin. Zu einer anderen Zeit hätte er sich geschämt, vor einer Frau zu weinen. Jetzt nicht. Denn sie weinte auch.

Seither war es für DiPalma eine ausgemachte Sache gewesen, daß er nie wieder hätte gehen können, wenn er damals am Boden liegengeblieben oder zum Bett zurückgekrochen wäre. Noch hätte er jemals wieder geliebt.

DiPalma atmete stoßweise durch den offenen Mund. Sein Kopf war in Bruchstücke zersprungen, Arme und Beine hatten alles Gefühl verloren. Der furchtbare Durst, der ihn seit dem frühen Nachmittag geplagt hatte, war wiedergekehrt. Er hatte es der Hitze zugeschrieben. Es konnte nicht an seiner Diät liegen. Seit seiner Verletzung hatte er immer auf leichte Kost geachtet; Hühnerfleisch, Milchprodukte, gekochtes Gemüse. Zwei Früchte als Nachspeise kamen einer Ausschweifung gleich.

Etwas anderes hatte diesen entsetzlichen Durst verursacht. Seit sie das Teehaus verlassen hatten, hatte DiPalma ein halbes Dutzend Gläser Milch und ein paar Flaschen Mineralwasser getrunken. Ohne Eis. Trotzdem wollte der Durst nicht nachlassen.

Als das Taxi vor einer roten Ampel hielt, versteifte sein Körper sich in Krämpfen, und er krümmte sich. Mein Gott. Er hörte Todd rufen und zwang die Augen einen Spalt auf. War er ohnmächtig gewesen – oder nur nahe daran? Todd rief nicht ihn; er stritt mit dem Taxifahrer, der immer wieder den Kopf schüttelte. Nun hielt Todd sein Radio in die Höhe, so daß der Fahrer es im Rückspiegel sehen konnte. Schweigen. Dann ein paar Worte auf kantonesisch, und der Fahrer nickte. Ein Übereinkommen war erzielt. Der Wagen beschleunigte, dann vollführte der Fahrer ein gewagtes Wen-

demanöver auf der belebten Straße und fuhr fort vom Hotel, den Weg zurück, den sie gekommen waren.

DiPalma, nach Atem ringend, sah seinen Sohn an. »Krank … Krankenhaus.«

»Du stirbst«, sagte Todd. »Ling Shen hat dich vergiftet.«

»Kra, Kra …« DiPalma konnte das Wort nicht mehr bilden.

»Nein«, sagte Todd. Die Augen des Jungen schienen ihn mit ihrem Blick zu durchbohren, und DiPalma hätte laut geschrien, wäre es ihm möglich gewesen. Aber die Lider fielen zu, und er stieg in eine sternenlose und groteske Nacht empor.

18

Geoffrey Laycock hatte einen angenehmen Abend in seiner Küche mit der Zubereitung einer erstklassigen chinesischen Mahlzeit verbracht.

Weil die chinesische Küche die großartigste war, die die Welt je gekannt hatte, hatte er keine Mühe des Lernens gescheut, um selbst ein erstklassiger Koch zu werden. Er hatte sich auf die kantonesische Küche spezialisiert, die ein kurzes und leichtes Kochen der Speisen forderte, was Aroma und ursprünglichen Geschmack bewahrte. Um zehn Uhr abends, nach vier Stunden in der Küche, war Laycock so weit, daß er sich an Speisen ergötzen konnte, die selbst der als übertrieben heikel gefürchteten Kaiserinwitwe der Ching-Dynastie gemundet haben würden. Bevor diese Dame 1912 abgesetzt worden war, hatte sie sich täglich einer Mahlzeit von einhundert Gerichten erfreut, die vorher allesamt von ihren Eunuchen vorgekostet worden waren, um Giftanschlägen vorzubeugen.

Laycock hatte von einem der Hongkonger Märkte einen Plastikbeutel mit lebenden Fröschen heimgebracht, ihnen die Beine abgeschnitten und sie in einem geschlagenen Eierteig mit geriebenen Mandeln knusprig gebraten. Nachdem er sie in eine süßsaure Soße getaucht hatte, kaute er schmat-

zend die Beine, während er den Rest der Mahlzeit in seiner geräumigen, gut ausgerüsteten Küche zubereitete. Begleitet von Kassettenaufnahmen mit Placido Domingo, Mozart und Willie Nelson, entgrätete und schnitt Laycock kleine Aale in Streifen, legte sie dann in Wein und Knoblauch ein. Dies war ein Shanghaier Gericht, die einzige Abweichung von seinem kantonesischen Menü. Als nächstes bereitete er Haifischflossensuppe, die mit Zwiebelkuchen gegessen wurde.

Als Hauptgericht bereitete er gefüllte Ente nach Hakka-Art. Er entbeinte die Ente durch die Halsöffnung, darauf füllte er sie mit Lotussamen, Hackfleisch, Reis und in Wein gedünstetem Schweinehirn. Als Nachspeise war ein Seeschwalbennest vorgesehen, dessen Bindemittel – getrockneter Speichel – verjüngende Kräfte haben sollte. Da das Nest selbst ohne Eigengeschmack war, wurde es mit Kokosmilch, Honig und Mandeln gewürzt.

Nach beendeter Arbeit duschte Laycock, rasierte sich die Beine, schlüpfte in goldene Pantoffeln und einen Kimono in Rot und Gold, Geschenke der beliebtesten Opernsängerin Hongkongs, einer charmanten Dame, mit der er oft Opium rauchte.

Im Wohnzimmer deckte er einen kleinen Tisch beim Fenster für eine Person. Hier konnte er speisen und auf die Murray-Kaserne hinunterschauen, die von der japanischen Besatzungsmacht während des Zweiten Weltkriegs als Hauptquartier verwendet worden war. Einige Augenblicke lang starrte Laycock hinüber zu dem aus Mauerwerk und Holzbalken errichteten Gebäude mit seinen tiefen Veranden und überließ sich seinen Erinnerungen.

Die Düfte der gekochten Mahlzeit drangen in die verschwommenen Traumbilder seiner Vergangenheit ein. Er klatschte in die Hände. Zeit, sich einer wohlverdienten Mahlzeit zu erfreuen, seiner Belohnung für gute Arbeit. War er nicht ein guter Koch, und war die Kochkunst nicht wahrhaftig eine Kunst, eine edle Wissenschaft, und waren Köche nicht Herren? Laycock entzündete Räucherstäbchen, die aus einem winzigen Sandkasten auf dem Fenstersims

ragten, sodann zwei nach Lavendel duftende Kerzen auf dem Tisch. Vom Teakholzschrank wählte er Kassetten mit Musik von Mozart, Aznavour und den Clash. Musik. Die angenehme Melancholie. Die Sprache der Engel.

Als die Türglocke läutete, machte sie ein höchst unmusikalisches Geräusch. Ein verdrießlicher Laycock knallte die Kassetten auf den Schrank. Wer hatte den Nerv, ihn uneingeladen und ohne Anmeldung zu dieser Stunde aufzusuchen? Er hatte diese Mahlzeit wirklich und wahrhaftig verdient, nach allem, was er in den vergangenen vierundzwanzig Stunden durchgemacht hatte. Wer immer der ungebetene Gast war, ließ den Finger auf dem Klingelknopf. Eine Unverschämtheit.

Laycock durchquerte das Wohnzimmer und spähte durch das Guckloch. Er ertappte sich mit gerunzelter Stirn, was nicht gut für das Gesicht war. Er hielt inne und glättete die Haut zwischen seinen Augenbrauen mit dem Handballen. Dann öffnete er die Tür.

Roger Tan nahm seinen Daumen vom Klingelknopf.

»Ihr Zeitgefühl ist miserabel«, sagte Laycock. »Machen Sie es kurz und dann machen Sie sich davon.«

Der Drogenfahnder ließ seinen Blick über das rote und goldene Gewand und die goldenen Pantoffeln gehen. »Scheiße, aber das wollte ich mir nicht um alles in der Welt entgehen lassen. Tragen Sie das auch, wenn Sie zu Ihrem Tittentest gehen?«

»Das ist das Problem mit der Männlichkeit. Man muß sie immer wieder beweisen. Wir sind alle, wie Gott uns gemacht hat, nur schlimmer. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben, obwohl ich nicht sehe, warum es nicht bis morgen warten könnte. Sie hätten sogar versuchen können, mich anzurufen. Aber die Dummheit ist eben eine Elementargewalt, nicht wahr?«

»Nun, manchmal ist es verdammt hart, den Metzger zu machen. Ich bin bloß vorbeigekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie Murks gemacht haben. Pfusch.«

Laycock legte die Arme übereinander. »Ihre Eitelkeit ist

bisweilen unleidlich. Wie eben jetzt. Was wissen Sie, das ich nicht weiß?«

»Frank DiPalma ist noch am Leben. Sie haben ihn nicht getötet. Viel hat nicht gefehlt. Nur ein klein wenig. Frank … nun, er ist eine Katze mit neun Leben.«

Laycock preßte die Lippen zusammen und umfaßte die Oberarme mit den Fingern. Er tat ein paar tiefe Atemzüge, dann biß er die Zähne zusammen und unterdrückte mit einer Willensanstrengung das aufkommende Zittern. Ohne sich dessen bewußt zu sein, bewegte er sich rückwärts ins Wohnzimmer. Alle Gedanken an seine Mahlzeit waren vergessen.

Tan betrat die Wohnung und stieß die Tür mit dem Fuß hinter sich zu. Er hob witternd die Nase. »Riecht gut. Privatparty?«

Laycock räusperte sich. »Ich bin zufällig allein.«

»Nun, wenn Sie feiern, dann ist es verfrüht. Frank ist noch unter uns. Freilich, er pfeift auf dem letzten Loch, und es besteht die Möglichkeit, daß er nicht durchkommt, aber wenn er es schafft, nun, Sie wissen, was das für Sie und Ling Shen bedeutet. Dann sitzen Sie tief in der Scheiße, alle beide.«

»Ich möchte mich setzen.«

»Ja, warum nicht. Wir werden uns beide setzen.«

Laycock setzte sich auf einen schwarzen Metallstuhl nahe dem Küchendurchgang. Roger Tan ließ sich auf eine braune Ledercoach niedersinken, zog dann eine Beretta aus der Jakkentasche und legte sie beiläufig vor sich auf den Kaffeetisch.

In der Stimme des Drogenfahnders schwang amüsierte Geringschätzung mit, als er sagte: »Sie werden mir doch keine Schwierigkeiten machen, Miß Priss, nicht wahr?«

Laycock, dem der Kopf auf die Brust gesunken war, murmelte: »Nein.«

Tan lehnte sich zurück, die Hände hinter dem Nacken. »Das Schlimmste, was Sie tun könnten, ist, daß Sie mich mit Ihrer Geldbörse schlagen oder mir einen Schluckauf verursachen.«

Er starrte zur Decke und merkte nicht, wie der Engländer aufblickte. Laycocks Augen hatten denselben harten Ausdruck, den sie gezeigt hatten, als Roger Tan ihn in der Teestube beleidigt hatte. Dann lächelte er. »Sie denken also, ich hätte versucht, Frank DiPalma umzubringen.«

»Ich weiß es, Miß Priss.«

»Und was brachte Sie auf mich?«

Tan ließ seinen Blick über die Decke wandern. »Teetassen, Untertassen und Teekannen.« Sein Blick fand zu Laycock. »Sie spielten damit herum, als wir heute nachmittag in die Teestube kamen. Sie signalisierten jemandem, gaben dem Betreffenden, der Sie für Ling Shens Triade beobachtete, zu verstehen, daß Sie den Zeitpunkt für geeignet hielten, Frank zu töten.«

Laycock legte die Hände mit verschränkten Fingern unter sein Kinn. *»Moi,* die Königin der goldenen Dusche, ein Mensch, der anderen das Leben nimmt? Sie scherzen.«

»He, Königin, Sie sind ein Mitglied von Shens Triade, das wissen wir beide.«

»Aber wie sollte das möglich sein, lieber Junge, da Triaden doch nur Chinesen offenstehen. *Gweilos* brauchen sich gar nicht erst zu bewerben.«

»Falsch. Die Triaden sehen es gern, wenn die Außenwelt so denkt. Ich gebe zu, daß nicht viele Europäer vor dem Ausschuß, der über die Mitgliedschaft entscheidet, Gnade finden. Verdammt wenige, das stimmt. Aber Sie haben es geschafft.«

»Zu Ihrer Information«, sagte Laycock, »Triaden wurden im China des 17. Jahrhunderts von buddhistischen Mönchen gegründet, um gegen die Mandschu-Eindringlinge zu kämpfen. Frühe Freiheitskämpfer, könnte man sagen. Patrioten, die ihr Leben für das Wohl des Landes riskierten. Seit damals …«

»Seit damals sind sie zu Strolchen geworden. Rauschgift, Prostitution, Erpressung, Falschmünzerei, Pornographie. Und politische Korruption. Es gab eine Zeit, da beherrschten sie praktisch China. Wären Sie nicht in einer Triade oder

Geheimgesellschaft, so hätten Sie keine Chance gehabt, jemals ein erfolgreicher Politiker zu werden. Gefällt Ihnen mein Schießeisen? Sie starren es fortwährend an.«

»Macht mich nervös. Was habt Ihr Amerikaner nur mit Euren Schießeisen? Ein Penisersatz?«

»Ja, sorgen Sie sich nicht um meinen, Miß Priss. Sorgen Sie sich lieber um Ihren, denn der ist nun in die Mangel geraten. Sie sollten Frank verbrennen, und es ist danebengegangen. Sie wissen, was das bedeutet. Bedeutet, daß Ihr Arsch Gras und Ling Shen der Rasenmäher ist. Bedeutet, daß Sie ein toter Mann sind. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

»Ich sitze hier, bezaubert von Ihrer Rhetorik«, sagte Laycock. »Könnte es sein, daß ich Sie schließlich doch unterschätzte?«

»Meine Spezialität ist die Ermittlung von Tatsachen und Zusammenhängen, und darin bin ich ganz gut, wenn ich so sagen darf. Es gibt ein Buch, nicht viele Leute wissen davon, es trägt den Titel *Zhong-guo Bi-mi.* Im vorigen Jahrhundert von einem japanischen Geheimagenten namens Hiraya Amane verfaßt. Amane war der erste Japaner, der wirklich Zugang zu den Triaden fand. Sehen Sie, Japan hatte China seit Jahren ausspioniert. Wer Japan kennt, der weiß, daß sie es wahrscheinlich noch immer tun. China ist viel größer als Japan. Und potentiell sehr viel gefährlicher.«

»Sie wissen natürlich«, sagte Laycock, »daß China diesen Teil der Welt seit Jahrhunderten dominiert hat und daß Japans militärische und wirtschaftliche Erfolge im 20. Jahrhundert hierzulande als vorübergehende Erscheinungen betrachtet werden, nicht viel mehr als ein Augenblick im Ablauf der Zeit. Niemand zweifelt daran, daß Japans Platz an der Sonne vorübergehen und China wieder den Osten beherrschen wird, wie es das immer getan hat.«

Tan fuhr fort, als ob Laycock nichts gesagt hätte: »China ist immer durch Unordnung, Mißwirtschaft und innere Kämpfe gelähmt gewesen. Die Provinzbefehlshaber hatten ihre Privatarmeen und führten Kriege gegeneinander. Die

Kaiser kämpften gegen ihre Minister, eine Dynastie gegen die andere. Alle steckten bis zum Hals in Intrigen. Ein Ende war nicht abzusehen. Japan wünschte ein geeintes China unter seiner Kontrolle. Wie bringt man das zuwege? Man spioniert. Man verschafft sich Zugang zu den Geheimgesellschaften, zu den Triaden.«

»Faszinierend. Bitte fahren Sie fort.«

»Man nimmt chinesische Einwanderer, die nach Japan kommen, und dreht sie um. Macht sie zu eigenen Agenten und schickt sie zurück nach China, um Nachrichten zu sammeln und weiterzugeben.«

»Vergessen Sie nicht die chinesischen Politiker, Rebellen und Generäle, die Macht suchten«, sagte Laycock schlau. »Sie kamen nach Japan, um Tee zu trinken und Sympathie zu finden, von Geld und Kugeln zu schweigen. Und sie erhielten hilfreiche Unterstützung, nicht wahr, wenn auch aus Überlegungen, die weit in die Zukunft hineinreichten.«

Roger Tan entging dieversteckte Anspielung. Erwar zu sehr am Klang seiner eigenen Stimme interessiert. »Dieses Spiel hatte seine Wirkung getan, bevor der Zweite Weltkrieg ausbrach. Zu der Zeit hatte Japan so viele Agenten in den Triaden, in Hongkong und in ganz China, daß es ein Witz war.«

»Darf ich Sie in einem Punkt korrigieren«, sagte Laycock. »Der volle Titel des Buches von Amane lautet *Zhong-guo Bimi She-hui Shi.* Übrigens dient es in China noch heute als Lehrbuch für die Tätigkeit von Spionen und Agenten. Und es stimmt, er entdeckte als erster die Geheimsprache und die Zeichen, die von Triaden überall auf der Welt in Restaurants und anderen öffentlichen Orten benutzt wurden. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, lieber Junge, würde ich gern mein Essen verzehren, ehe es kalt wird. Und Sie können mir unterdessen mehr über Geheimgesellschaften und Amerikaner erzählen, die in Hongkong vergiftet werden.«

Tan stand auf. »Ich werde das Essen bringen. Sie bleiben mit Ihrem Schwanz auf dem Stuhl kleben.« Er steckte die Beretta ein. »Ein Gericht zur Zeit. Womit wollen Sie anfangen?«

»Nehmen wir zuerst die Suppe. Der erste Topf zur Rechten, wenn Sie vor dem Herd stehen. Sollte auf kleiner Flamme stehen, die Sie ausschalten können. Füllen Sie die Suppe in eine der eiterfarbenen Schüsseln, die Sie auf der Anrichte finden werden?«

»Eiter?«

»Die Schwachsinnigen bezeichnen es als gelblichgrün. Ich werde einen Löffel und eine Serviette brauchen, bitte. Und enthalten Sie sich gütigst des Nasenbohrens, während Sie mir servieren. Ich nehme an, es ist zuviel verlangt, Sie zu bitten, daß Sie sich die Hände waschen. Und Sie sagen, Frank DiPalma sei noch am Leben?«

Tan ging in die Küche. »Kaum. Sein Junge rettete ihn. Der wußte, daß sie es niemals rechtzeitig bis zum Krankenhaus schaffen würden, also ließ er den Fahrer umkehren und bei einem Kräuterhändler halten, der einen besonderen Tee bereitete. Todd flößte diesen Frank ein, der sich daraufhin noch einmal erbrach und die Hauptmenge des Giftes los wurde.«

Laycock, der seinen Platz nicht verlassen hatte, nickte. »Recht klug. Ein heller Kopf, unser Toddie. Sollte es noch weit bringen.«

Roger Tan kam mit einer Schüssel Suppe in einer Hand aus der Küche. »Nehmen Sie die Schüssel und gehen Sie zum Tisch. Nehmen Sie einen Löffel. Geben Sie acht, daß ich jederzeit Ihre Hände sehen kann.«

Er ging zur Couch und setzte sich, ohne Laycock aus den Augen zu lassen. Als der Engländer mit dem Löffel zu seinem Stuhl zurückkehrte, nahm Tan die Hand aus der Tasche. »Kräutertee vierundzwanzig nennt man die Sorte. Getrocknete Pilze, Wurzeln, Samen, Stengel, verschiedene Arten Gras. Todd mischte die Zutaten selbst. Brauchte den Kräuterhändler nicht. Goß das Zeug in Frank hinein. Dann rief er einen Streifenwagen. Ohne den Jungen hätte Frank das Krankenhaus niemals lebendig erreicht. Frank ist nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge tief in der Scheiße.«

Laycock blies auf seinen Löffel mit Haifischflossensuppe,

um sie zu kühlen. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, daß ich frage, wie habe ich DiPalma vergiftet? Der Tee war ganz gewiß nicht vergiftet. Wir alle tranken davon, und nach seiner eigenen Auskunft hatte DiPalma noch mehrere Termine wahrzunehmen, nachdem er die Teestube verließ. Er könnte überall vergiftet worden sein. Vielleicht geschah es, als er an einem Stand ein kaltes Getränk kaufte.«

»Wir benutzten nicht dieselbe Teetasse«, sagte Tan. »Sie gebrauchten einen Satz Tassen, um dem Beobachter das Zeichen zu geben. Grünes Licht. Sie bewogen Frank, das Teehaus aufzusuchen, das wahrscheinlich einer Triade gehört, und Sie sorgten dafür, daß er eine bestimmte Tasse vorgesetzt bekam. Eine Tasse aus einem neuen Gedeck, eine Tasse, die innen mit Gift überzogen war, bevor Sie sie mit Tee füllten. Was Frank bekam, war geruch- und geschmacklos und wirkte wie eine Kapsel mit Zeitverzögerung.«

Laycock tupfte sich die Lippen mit der Serviette. »In China gibt es viele derartige Gifte. Es heißt, es gäbe eines, das in dem Opfer einen enormen Durst erzeugt. Wie es scheint, wird das Gift um so wirksamer, je mehr Flüssigkeit das Opfer zu sich nimmt. Jetzt würde ich gern meine Aale essen, bitte. Sie sind in einer zugedeckten Schale im Backofen. Bringen Sie einfach die Schale, ich werde direkt daraus essen. Haben Sie sich überlegt, warum ich den Wunsch haben sollte, DiPalma zu töten? Schließlich gelten er und ich als Freunde.«

»Dummes Zeug. Sie sind in einer Triade, und die hat zuerst Anspruch auf Ihre Loyalität, falls Sie wissen, was das ist. Denn tatsächlich verhalten Sie sich nicht einmal der Triade gegenüber loyal. Sie tun lediglich, was ein Mann Ihnen aufträgt, und so geht es schon seit langem.«

»Die Aale, bitte. Wer sollte diese höchste Autorität sein, der ich mit solch sklavischer Hingabe diene?«

Roger Tan stand auf. »Das haben Sie gesagt, nicht ich. Aber es ist wahr, Sie haben die Nase so tief im Arsch von diesem Kerl, daß er, wenn er furzt, Ihnen das Gehirn her-

ausbläst. Nosaka. Zenzo Nosaka. Möchten Sie die Aale immer noch?«

»Ja, bitte«, sagte Laycock. Er sah Roger Tan rückwärts in die Küche gehen, um ihn im Auge zu behalten. Mr. Tan war sehr von sich eingenommen.

Laycock aß den Aal mit den Fingern, ein schmählicher Zugang zu einem exquisiten Gericht. Je mehr er über die Unterbrechung der Mahlzeit nachdachte, desto stärker wurde seine Abneigung gegen Mr. Tan.

»Die Teetassen brachten mich darauf«, sagte Tan. »Man sieht nicht jeden Tag einen weißen Mann dieses Ritual vollziehen, wie Sie es taten. Nicht ein Fehler. Als ich ins Büro zurückkam, machte ich mich mit Computer und Datenverbund ans Werk. Wissen Sie, was ich herausbrachte? Sie waren während der japanischen Besetzung hier ein britischer Kriegsgefangener. Sie liefen auf die andere Seite über. Verrieten Ihr Vaterland. Schlimm, schlimm, Miß Priss.«

Laycock leckte sich die Finger. »Ich wollte überleben. So einfach war das, wenn auch nicht so einfach, wie es aus heutiger Sicht scheinen mag. Ich war von Oberst Nosaka sehr beeindruckt. Er kann außerordentlich überzeugend sein. Der Feme Osten hat mir immer zugesagt. Ich habe mich immer hier wohlgefühlt.«

»Exotischer Orient, und all dieser Scheiß. Also blieben Sie während Ihrer Internierung am Leben, indem Sie Nosaka den Schwanz schleckten.«

Laycock hob die Brauen. »Wirklich, Sie haben eine Art, sich auszudrücken … Wir waren Liebende, ja. Ich liebte ihn wirklich. Als ich jung war, hatte ich tatsächlich eine gewisse ursprüngliche Schönheit. Man könnte sagen, daß ich wie Kristall war.«

Roger Tan schmunzelte. »Verdammt unwirklich. Kristall. Jedenfalls konnten Sie nach Ihrer Kollaboration nicht in die Heimat zurückkehren, also blieben Sie hier in Hongkong und wurden Nosakas Mann in Ling Shens Triade.«

Laycock trank die Weinsoße aus der Aalpfanne. »Schien

damals eine gute Idee. Wäre angesichts meines früheren Verhaltens eine große Torheit gewesen, mich in England zu präsentieren. Meine Eltern hatten mich enterbt, und mein Heimatland war immer ziemlich hart mit uns Feen umgegangen. Erpressung, Einkerkerung, gesellschaftliche Ächtung. Dies und anderes mehr. Alles in allem schien es klüger, hier zu bleiben.«

Er stellte die Aalpfanne neben seinem Stuhl auf den Teppich. »Während der Kriegsjahre gab es drei Arten von Triaden. Eine stand mehr oder weniger loyal zu Tschiang Kaischek. Ein richtiger alter Schurke war das. Verschlagen, eigensinnig, korrupt. Erschreckend ungebildet. Egoistisch und rachsüchtig. Aber ein Experte in der Manipulation der Geheimgesellschaften für seine eigenen Zwecke. Die Geheimgesellschaften mit ihrem mystischen Hokuspokus und ihren Bindungen an die Lehre des Konfuzius waren nahe daran, China zu beherrschen. Es war ziemlich gefährlich sich auf solche Spiele mit ihnen einzulassen, aber Tschiang spielte und gewann.«

Laycock schlug die Beine übereinander. »In der Küche ist eine himmlische Ente. Die hätte ich jetzt gern serviert. Den Wein dazu, versteht sich. Sie werden eine entkorkte Flasche auf dem Kühlschrank finden. Ein feiner Beaujolais, da chinesische Weine einiges zu wünschen übrig lassen. Im Licht der letzten Ereignisse werde ich mich enthalten, Ihnen ein Glas anzubieten.«

Als die Ente gebracht wurde, setzte sich der Engländer mit gekreuzten Beinen auf den Boden und aß sie aus der Kasserole. Roger Tan gab ihm eine Gabel, aber kein Messer. »Der zweite Typ Triade ließ sich vom Krieg nicht in den gewohnten Geschäften stören«, sagte Laycock. »Diese Leute blieben ihren gewohnten illegalen Unternehmungen verpflichtet und gediehen. Um das zu erreichen, mußten sie mit den Japanern zu einem Einvernehmen gelangen. Spionage, die Auslieferung gesuchter Personen an die japanische Militärpolizei, die Beseitigung anderer, die den Japanern lästig waren, dergleichen Dinge.«

Er wies mit der Gabel auf Roger Tan. »Was uns zum dritten Typ bringt. Diese Triaden standen in hundertprozentiger Loyalität zu den Japanern. Auch sie machten hier und dort ein Geschäft, aber im Wesentlichen waren sie ein Arm der japanischen Militärpolizei. Da ergibt sich eine Frage, die mich beschäftigt. Wie erfuhren Sie von meiner Verbindung mit Nosaka?«

»Führte ein Telefongespräch«, sagte Roger Tan.

»Mit wem?«

»Jude Golden.«

»Ah.«

»Der Computer hustete einen Haufen Scheiß über Nosaka hoch, über seinen Kriegsverbrecherprozeß und die Namen der Leute, die ihn anklagten. Zwei von diesen Burschen sind übrigens tot. Frank glaubt, daß Nosaka dahintersteckt. Aber das ist eine andere Geschichte. Golden ist der Letzte. Er erzählte mir über diesen Prozeß, über einen gewissen britischen Kriegsgefangenen, der zum Verräter geworden war und hätte gehängt werden sollen. Aber er hatte Glück, dieser englische Kerl. Nosaka machte ihn zu einem Teil seines Geschäfts. Wenn die Amerikaner seine Zusammenarbeit wünschten, hatten sie dafür zu sorgen, daß dieser englische Kerl davonkam. Das britische Oberkommando war sauer, aber was konnte es tun? Damals hatte Amerika den Marshallplan, und wenn man Geld brauchte, war man darauf angewiesen.«

Laycock zog ein knuspriges Stückchen Haut von der Ente. »Ganz recht. Ich erinnere mich an Amerikas Großzügigkeit gegenüber den ›vom Krieg zerrissenen Ländern‹, wie sie genannt wurden. Aber bei der Gelegenheit sicherte Ihr Land sich die Märkte, machte die Regierungen von sich abhängig und machte seinen Einfluß geltend. Glücklicherweise war es in meinem Fall segensreich.«

»Das dürfen Sie zweimal sagen, Mr. Phillip Tibber.«

Laycock erstarrte, die fettigen Finger über der Ente. »Ich sehe«, sagte er dann. »Sie sind fleißig gewesen, nicht wahr?«

»Golden ist ein schlauer Teufel. Weiß eine ganze Menge. Seine Tochter ist hier in Hongkong und dreht einen Film. Frank pflegte sie zu bumsen. Jedenfalls sagte ihr alter Herr, Sie seien nicht der, für den Sie sich ausgeben. Sagt, Sie hätten den Namen Geoffrey Laycock von einem toten zweijährigen Kind genommen, das in einer englischen Kleinstadt namens Chalfont St. Giles begraben ist.«

Laycock hielt sein Weinglas ins Licht. »Ich wünschte, Sie würden lernen, wie man mit diesen Gläsern umgeht. Sie halten es beim Stiel, wenn Sie es jemanden servieren. Das erspart einem den häßlichen Anblick Ihrer Fingerabdrücke. Chalfont St. Giles, so ist es. Muß daran denken, Blumen zu schicken. Mir war nicht bekannt, daß Mr. Golden im Besitz so ausführlicher Informationen über mich ist.«

»Das übliche Verfahren für Spione. Man braucht den Namen eines toten Kindes, einer Person, der niemand auf die Spur kommen kann. Man läßt sich falsche Papiere auf diesen Namen machen und ist ein freier Mann. Golden sagt, Sie hätten sich einer plastischen Operation unterzogen.«

»Ist nichts heilig? Nun gut, ja. Ein Abstecken und Umnähen in Marokko. Ein bißchen mehr sogar, genau genommen.«

»Golden verriet mir noch etwas. Er sagte, Nosaka habe eine fantastische Sammlung alter japanischer Waffen. Darunter sollen Stücke sein, die nicht einmal ein Museum hat. Ich hatte ihm gegenüber erwähnt, daß Sie uns zu diesem Teehaus bestellt hatten, um über einen vermißten Kriegsfächer zu sprechen. Nun, eins führte zum anderen, und er erzählte mir von Nosakas Sammlung.«

Laycock kicherte. »Sehr gut, Sie haben mich. Der Fächer gehört in der Tat Nosaka. Und ich half mit, ihn aus dem Polizeipräsidium zu bergen. Sind Sie zufrieden?«

»Sie und ein bestimmter Polizist, wer immer er sein mag. Sie sind sicherlich nicht ins Polizeipräsidium gegangen, den Fächer zu besorgen. Jemand hat ihn herausgebracht und Ihnen gegeben.«

Laycock erhob sich wankend auf die Füße, das Glas in ei-

ner Hand, die Weinflasche in der anderen. Er lachte wieder. »Die beste Polizei, die man mit Geld kaufen kann. Hier im alten Hongkong. Nosaka sagte es mir, ich sage es Ling Shen, Ling Shen sagt es dem Beamten, der namenlos bleiben soll, und – violà er Kriegsfächer geht auf Zehenspitzen zur Tür hinaus.«

Tan schüttelte traurig den Kopf, um seine Befriedigung zu maskieren. Der Schwule saß in der Schlinge und fing an, gute Geräusche zu machen. »Warum hat dieser Transvestit Katharine Hansard umgebracht?«

Laycock schluckte Wein und schaukelte von den Ballen auf die Fersen und wieder vorwärts. »Sehen Sie, lieber Junge, er hat sie beide umgebracht.«

Der Drogenfahnder sperrte die Augen auf. »Beide?«

»Der kleine Toddie mußte ein Waise werden, und das war alles, was dahintersteckte.«

»Warum?«

Laycock wedelte mit der Weinflasche. »Dies geht alles über Ihre Begriffe, lieber Junge, aber kurz gesagt: Kenpachi braucht den Jungen für eine kleine Zeremonie, die er geplant hat. Nennt sich *seppuku.* Der Junge soll daran teilnehmen.«

Tan kratzte sich am Kinn. Was er da hörte, gefiel ihm nicht. Das war geheimnisvoller Scheiß.

»Eine kleine Berichtigung«, sagte Laycock. »Ian Hansard erhielt seinen Lohn aus noch einem anderen Grund. Er plante ein kleines Erpessungsmanöver, das gegen Nosaka gerichtet war und gewisse Bankunterlagen beeinhaltete. Selbst wenn Kenpachi keine Verwendung für den Jungen hätte, wäre Ian Hansard fällig gewesen. Man darf es sich mit Nosaka nicht verderben, wissen Sie.«

Er nahm wieder einen Schluck. »Da unser Freund DiPalma auf der Türschwelle des Todes liegt, hatten Sie noch keine Gelegenheit, dies alles mit ihm zu besprechen. Und Sie sind allein hierher gekommen. Warum das, bitte?« Er schaukelte weiter auf Ballen und Fersen vor und zurück, bewahrte aber das Gleichgewicht.

»Ganz einfach«, sagte Tan. »Ich möchte fort von hier, und Sie sind meine Fahrkarte. Ich habe eine vorbereitete Erklärung hier in der Tasche. Es steht nicht alles darin, weil Sie gerade ein paar Dinge hinzugefügt haben, aber die werden wir auch noch einarbeiten. Ich werde den Ruhm mit niemandem teilen. Nicht mit der Polizei, nicht mit meiner Behörde. Dieses dumme Schlitzauge zieht Sie allein an Land. Bloß bin ich nicht so dumm.«

»Sie sind beklagenswert amerikanisiert, alter Junge. Ihnen fehlt die Subtilität und Zurückhaltung, die eine traditionelle Tugend Ihres Volkes ist. Jammerschade.«

»Sie brauchen mich nicht zu bedauern, Zuckerbonbon. Ich werde Sie in die Ermordung der Hansards hineinziehen, in Ling Shens Drogenhandel, in Nosakas Industriespionage. Sie werden mir auch sagen, was Sie über Kenpachis Pläne mit Franks Jungen wissen. Wenn Frank das zu Ohren kommt, können Sie sich auf was gefaßt machen!«

Laycock schaute auf sein Gewand. »Verflixt. Fettfleck am Ärmel. Ich wünschte wirklich, jemand würde DiPalma klarmachen, daß die Vergangenheit unwiderruflich ist. Er scheint verzehrt von den Gedanken an zwei tote Frauen: die verstorbene Mrs. Hansard und seine eigene dahingeschiedene Frau. Das macht ihn wirklich lästig.«

»Er glaubt, er sei ihnen etwas schuldig. Das ist Franks Art.«

»Ich bin überzeugt, daß er es aufrichtig meint, aber alles hat seine Grenzen. Begrabt die Vergangenheit, blickt in die Zukunft, sage ich immer.«

»Ganz meine Meinung. Ihre Zukunft liegt in einem Geschäft mit mir. Zeigen Sie sich jetzt auf der Straße, wird Shen Ihnen wahrscheinlich den Kopf wegpusten lassen. Sie haben nur eine Wahl, nämlich die Front zu wechseln. Je eher wir hier heraus und zur DEA kommen, desto besser sind Ihre Chancen, weiterzuleben und diesen Fettfleck loszuwerden.«

»Da ich kein Verlangen habe, ein Toter zu werden, liefere ich mich Ihrer Gnade aus.«

»Sie können damit anfangen, daß Sie sich herumdrehen, damit ich Ihnen Handschellen anlegen kann. Benehmen Sie sich. Ich habe keine Lust, mich durch Tritte in Ihren Arsch ins Schwitzen zu bringen.«

Laycock stellte Weinflasche und Glas auf den Metallstuhl, seufzte und kehrte Tan den Rucken. »Es ist schrecklich. Da stehe ich, Mrs. Tibbers kleiner Junge, und muß es mir gefallen lassen, bunt wie ein Papagei durch die Straßen geführt zu werden. Höchst bedauerlich. Aber was soll's; ist eben wieder ein beschissener Tag im Paradies.« Er blickte über die Schulter. Roger Tan kam näher, die Handschellen in der Rechten, die linke Hand leer. Laycock blickte geradeaus und lächelte.

Und stieß mit dem rechten Bein zurück, daß sein Absatz Tans rechtes Schienbein traf. Der Drogenfahnder ließ die Handschellen fallen und griff nach der Beretta in seine Jakke.

Laycock flog mit erstaunlicher Schnelligkeit herum und stieß mit derselben Bewegung die steifen Finger einer Hand in Tans rechtes Auge. Als dieser instinktiv beide Hände zum verletzten Auge hochriß, trat der Engländer ihn in den Unterleib, daß er sich vornüberkrümmte. Ein rechter Aufwärtshaken gegen den Backenknochen, gefolgt von einem bösartigen linken Haken zur rechten Schläfe, und der Drogenfahnder wurde halb herumgerissen und fiel wie ein Sack.

Laycock nahm ihm die Beretta aus der Tasche, zog das Magazin und die einzelne, im Lauf steckende Kugel heraus und tat sie in die tiefen Taschen seines Morgenmantels. Er hob die Platte mit den Resten der Ente auf und trug sie in die Küche. Nach seiner Rückkehr ins Wohnzimmer schenkte er sich ein Glas Wein ein, setzte sich auf den Metallstuhl und wartete, bis Tan sich stöhnend auf den Rücken wälzte.

»Was halten Sie jetzt von der alten Tunte?« sagte Laycock. »Interessante Kampftechnik, Wing chun. Verblüfft mich immer wieder, selbst nach all den Jahren. Hat nicht die Gewalt-gegen-Gewalt der japanischen Techniken, auch nicht

die pyrotechnischen Schaustellungen der koreanischen Kämpfer mit ihrem Herumwirbeln und ihren Fußstößen aus dem Sprung. Wing chun ist einfacher, schneller. Keine brutale Kraft. Tiefe Tritte, gerade Schläge und immer sofortige Gegenangriffe. Keine Abwehr. Nur Gegenangriff.«

Roger Tan, das Gesicht blutig, mit offen hängendem Mund und glasigem Blick, versuchte sich aufzusetzen.

Laycock nippte vom Beaujolais. »Wußten Sie, daß Wing chun angeblich von einer buddhistischen Nonne erfunden wurde? Stellen Sie sich das vor. Eine zweite Frau verfeinerte es. Erstaunlicher Ursprung, finden Sie nicht? Eine der tödlichsten Kampftechniken, die je aus dem alten China kamen, hatte ihren Ursprung in zwei Frauen. Bruce Lee trainierte Wing chun, wissen Sie. Das sollte Ihnen etwas sagen, tut es aber nicht, nehme ich an, da Sie ja so viril und maskulin sind.«

Tan rang nach Atem. »Ling Shen. Wird … wird Sie um … umbringen.«

Laycock stand auf. »Das erinnert mich. Muß einen Anruf machen. Sie bleiben da am Boden und versuchen, sich nicht auf den Teppich zu übergeben. Das hinterläßt einen Geruch, egal wie oft man ihn reinigen läßt. Eine Schande, daß Ihr Computer Sie nicht vor uns alten Tunten warnte. Sie würden sich wundern, lieber Junge, wie heftig einige von uns werden können. Ich übe mein Wing chun an Orten, die der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind, nicht einmal den meisten Chinesen. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich Homos kennengelernt habe, die solch männliche Burschen wie Sie in der Luft zerreißen könnten.«

Er setzte sich hinter Tan auf die Couch und machte seinen Anruf. Er sprach kantonesisch, und das Gespräch war kurz. Als Laycock aufblickte, sah er zu Roger Tan, »Nun, ich nehme an, Sie verstanden, was gesprochen wurde.«

»Shen sagte Ihnen, daß Sie Schluß machen, zum Krankenhaus gehen und …«

»… daß ich DiPalma erledigen soll. Ganz recht. Scheint so, als wäre Ling Shens Leben verspielt, sollte DiPalma den

Sonnenaufgang erleben. Und das gleiche gilt für mein Leben. DiPalma darf das Krankenhaus nicht lebend verlassen. Einfach genug, nicht wahr? Ich sehe Ihnen an, daß Sie dies gern verhindern würden. Sehe bloß nicht, wie Sie das anstellen wollen, lieber Junge.«

»Wachen … Wachen an DiPalmas Tür.«

»Dafür ist gesorgt.« Laycock schaute auf seine Armbanduhr. »In genau fünf Minuten wird DiPalmas Krankenzimmer unbewacht sein. Ich fürchte, Sie werden doch nicht dazu kommen, heute abend Ihren Lorbeer zu gewinnen.«

Laycock beugte sich über den Kaffeetisch und zog einen dunklen Holzkasten zu sich. Er klappte den Deckel auf und nahm Nosakas Kriegsfächer heraus. Ein ruckartiges Zurückschnellen aus dem Handgelenk, und der Fächer war offen. Seine stählerne Schneide glitzerte.

Laycock, den Fächer kokett vor sein Gesicht haltend, stand auf und ging hinüber zu Roger Tan. »Die Wege des Ruhmes führen leider nur zum Grab, lieber Junge.«

19

Es war kurz vor Mitternacht. Kenpachi ging durch den Raum und schaltete das Licht aus. Mit Ausnahme zweier Kerzen, die im Wohnzimmer brannten, lag die Hotelsuite des Regisseurs im Dunkeln. Im Wohnzimmer hatte Kenpachi eine dicke rote Brücke von knapp zwei Quadratmetern Größe ausgelegt und auf drei Seiten mit weißen Wandschirmen umstellt. Die Kerzen vor dem Wandschirm waren jede einen Meter zwanzig hoch, in weiße Seide gewickelt und auf Bambusständern befestigt.

Benkais Langschwert, das Muramasa, noch immer in seiner Scheide, ruhte auf einem niedrigen Holzschemel. Der juwelenbesetzte Griff war in ein weißes Seidenruch gewikkelt. Zur Rechten des Schwertes stand ein kleiner Tisch mit einer Schale Reiswein, Saburos aus der Scheide gezogenem

seppuku-Messer und dem schwarzen Kästchen, in das Benkais Asche einlackiert war und das den Hotoke-san enthielt, das nach Benkais Einäscherung seinen Überresten entnommene Zungenbein.

Es war Zeit für *zazen,* die tägliche Meditation, die Kenpachi auf sein eigenes *seppuku* vorbereiten sollte.

Er trat auf den Teppich, kniete vor Benkais Schwert nieder und verneigte sich, bis seine Stirn den Boden berührte. Dann setzte er sich auf die Fersen, schloß die Augen, legte die Handflächen auf die Oberschenkel und drückte den Rücken durch. Er war allein. Wakaba hielt im Korridor Wache und die Telefonvermittlung des Hotels hatte Anweisung, alle Anrufe bis auf weiteres zurückzuhalten.

Zazen.

Umgeben von Gegenständen, die bei Benkais und Saburos *seppuku* gebraucht worden waren, suchte Kenpachi die Bande zu lösen, die ihn an das Leben fesselten, und seine wachsende Todesverachtung zu stärken. Nosakas Anweisungen kamen ihm wieder in den Sinn. Schaue in deine Seele. Erforsche den Tod. Werde wahrhaft furchtlos. Vor allem aber finde einen Weg, der es dir erlaubt, den allumfassenden Geist zu berühren, den einen Geist, mit dem wir alle verbunden sind. Von dort ausgehend, wirst du fähig sein, den zu finden, der dein *kaishaku* sein wird. Du mußt deine Grenzen überschreiten.

Kenpachi dachte an den Jungen, der sein *kaishaku* sein sollte. Todd war nicht nur der Inbegriff jugendlicher Schönheit, sondern zugleich eine Erinnerung an die Häßlichkeit des Alters. Die Jungen waren frei, stark, warm. Die Alten waren hinfällig, einsam, gebeugt. Hatte *buschido,* der Ehrenkodex des Kriegers, nicht vieles von Buddha genommen, und hatte Buddha nicht drei Warnungen vor Tod und Alter ausgesprochen?

Habt ihr in der Welt jemals einen Mann oder eine Frau von achtzig oder neunzig Jahren gesehen, gebrechlich, gekrümmt wie ein Giebeldach, niedergebeugt, auf Krücken gestützt, mit tappenden

Schritten, die Jugend längst entflohen, mit zerbrochenen Zähnen, grauem und schütterem Haar oder kahlköpfig, runzlig, mit fleckigen Gliedmaßen?

Und ist euch niemals der Gedanke gekommen, daß auch ihr dem Verfall unterworfen seid, daß auch ihr ihm nicht entgehen könnt?

Habt ihr in der Welt niemals einen Mann oder eine Frau gesehen, die krank, leidend oder verkrüppelt waren und sich im eigenen Schmutz wälzten, die von anderen Menschen aufgehoben und ins Bett gelegt werden mußten?

Und ist euch niemals der Gedanke gekommen, daß auch ihr der Krankheit unterworfen seid, daß auch ihr diesem Schicksal schwerlich entgehen werdet?

Habt ihr in der Welt niemals den Leichnam eines Mannes oder einer Frau gesehen, Tage nach dem Tod, aufgedunsen, blauschwarz und voller Verwesung?

Und ist euch niemals der Gedanke gekommen, daß auch ihr dem Tod unterworfen seid, daß ihr nicht entkommen könnt?

Anders als seine geliebte Mutter, die vom Krebs verzehrt worden war, würde Kenpachi Krankheit und Verfall entgehen. Was den Tod betraf, so starben die meisten Menschen zu früh oder zu spät. Er wollte zu einer Zeit seiner eigenen Wahl sterben, sich zu Ruhm und Unsterblichkeit erheben, und seine Stimme sollte in Japan weithin vernommen werden.

Kenpachi teilte Nosakas Glauben an den Hotoke-san. Der Anblick des häßlichen, knolligen Knochens hatte bewirkt, daß der Junge vorübergehend von einem Samuraikrieger besessen worden war, der seit vierhundert Jahren tot war. Er hatte den Jungen gezwungen, Kenpachi als seinen Herrn anzuerkennen, aber er hatte in Todd auch die Furcht hervorgebracht, von dem Dämonen *Iki-ryo* versklavt zu werden.

Heute abend spürte Kenpachi die Gegenwart des *Iki-ryo* in den Knochen, wenngleich nicht so stark wie der Junge sie gefühlt hatte. Aus bösen Gedanken geboren, war der *Iki-ryo* ein Geist, der nun eine Heimat in etwas suchte, das tödlich

wie er selbst war. Kenpachis Meditationsübungen hatten ihn befähigt, den Wunsch des Dämonen zum Verlassen des Knochens und zur vollen Wiedergewinnung des Lebens zu spüren, Verlangen, Seele und Geist Benkais wieder zusammenzufügen.

Der Junge, einfühlsamer als Kenpachi, hatte dies sofort gewußt. Darum war er zurückgeschreckt, als Kenpachi ihm den Kasten hingestreckt hatte. Todd hatte dem Anspruch des *Iki-ryo* auf ihn widerstrebt. Aber der Junge war *buschi,* ein Krieger; er mußte mit seinem Geist eins gemacht werden, und dann würde er der unerbittliche Benkai sein, durch Gelöbnis verpflichtet, seinen Herrn zu gehorchen.

Einige Atemzüge lang gab es Widerstand in Kenpachis Bewußtsein. Er fürchtete den *Iki-ryo*. Würde er den Jungen unter Kontrolle halten können, nachdem er vom *Iki-ryo* besessen wäre?

Nur fünf bis sechs Wochen planmäßiger Dreharbeit blieben bis zur Fertigstellung des Films. Kenpachi hatte seine Meinung nicht geändert; sobald der Film abgedreht wäre, wollte er *seppuku* begehen. Um den größtmöglichen Eindruck, die stärkste Wirkung zu erzielen, war es nötig, daß seine Arbeit und sein Leben gleichzeitig endeten; so war auch seine Mutter gestorben. Er würde ein *zankanjo* herausgeben, eine Todeserklärung, in welcher er seinen Abscheu vor dem modernen Japan erläutern und seine aufrichtige Hoffnung auf die Wiederkehr des stolzen und starken kaiserlichen Nippon Ausdruck verleihen würde. Dieses *zankanjo* würde dem Kaiser übergeben werden, Kopien sollten gleichzeitig an die Presse gehen. Ein solch mutiger, beispielgebender Tod würde Kenpachis letzten Film als ein Kunstwerk höchster Ordnung kennzeichnen. Und der Film selbst würde Japan für immer ermahnen, daß Kenpachi ihm den Weg aus Dekadenz und Verwestlichung zu Selbstfindung und Rückkehr zu vergangener Größe bewiesen hatte.

Der richtige *kaishaku* war von wesentlicher Bedeutung. Kenpachi brauchte einen anderen als den gefühllosen Wakaba oder die fanatischen Aktivisten der Blutsbrüder-

schaft. Sie verehrten ihn so, daß jeder einzelne von ihnen sich glücklich schätzen würde, als sein *kaishaku* füngieren und ihn köpfen zu dürfen. Aber sie waren auch ein Beweis dafür, daß im Leben zuviel oftmals nicht genug war. Wakaba, eifersüchtig auf jeden, der in Kenpachis Nähe kam, begehrte verzweifelt die Ehre, sein Sekundant zu sein. Er hatte sogar darum gebeten, mit ihm gemeinsam *seppuku* begehen zu dürfen.

Wakaba würde sein Leben jederzeit für Kenpachi opfern. Seine Verehrung grenzte an Götzendienst. Und so wäre es Wakaba ohne weiteres zuzutrauen, daß er den Jungen in dem Glauben tötete, durch diese Tat den Meister vor der Entehrung durch einen *gaijin* zu bewahren.

Aber es war nicht Todd selbst, es war der in ihm lebende Benkai, den Kenpachi zu seinem *kaishaku* haben wollte. Und so konnte es keine Furcht vor dem *Iki-ryo,* vor Wakaba oder sonst einem geben. Einschließlich DiPalma, der entweder tot war oder im Sterben lag. Ein Samurai durfte kein Feigling sein. Er mußte alles Unglück tragen und durfte niemals fliehen.

Zazen.

Kenpachi konzentrierte sich auf den Hotoke-san und schloß alle Gedanken an Familie, Karriere, Leben und Tod aus. Für ihn gab es nur den kleinen häßlichen Knochen. Und den Dämon, der darin hauste.

Vor den hohen weißen Kerzen verlor der schwitzende Kenpachi alles Gefühl für seinen Körper und begann aus der Bewußtheit in einen Trancezustand zu gleiten. Dann aber beunruhigte ihn etwas; er fühlte, daß er nicht mehr allein im Zimmer war. Er hörte .ein Geräusch, ein Kreischen, das weder tierischen noch menschlichen Ursprungs war. Es begann leise und langsam, nahm dann an Stärke zu, bis es den Raum mit solch einem gellenden, rauhen Geräusch erfüllte, daß Kenpachi erschauerte. Die Fenster und Türen waren geschlossen, aber ein eisiger Windstoß blies beide Kerzen aus, ließ Kenpachi in gefrorener Dunkelheit zurück.

Das Kreischen stach ihm in die Ohren. Der Geruch ver-

brannten Fleisches war in der Luft, und Kenpachi wurde übel.

Dann brach das kreischende Geräusch plötzlich ab. Aber im Raum blieb es kalt, und da war dieser übelkeitserregende Geruch. Die Stille sprach zu ihm von bevorstehendem Schrecken.

Er sank erschöpft zu Boden und verlor das Bewußtsein, aber nicht ehe er begriffen hatte, daß es ihm gelungen war, den *Iki-ryo* aus dem Knochen zu treiben und den Dämonen auf die Suche nach Benkai zu schicken.

Als Geoffrey Laycock aus dem Aufzug in den Korridor des sechsten Stockwerks im Krankenhaus an der Connaught Road trat, war es fünf Minuten nach Mitternacht. Er sah, wie er fand, ziemlich schneidig aus in der Khakiuniform eines Polizeileutnants, mit Reitgerte und Pistolentasche am Koppel. Zur Vervollständigung der Verkleidung gehörten ein falscher Schnurrbart, eine Sonnenbrille und eine tief in die Stirn gezogene Schirmmütze, welche die Sonnenbrille schmerzhaft auf den Nasenrücken drückte. Trotz einer leichten Nervosität fand er die Schauspielerei erregend. Er spürte wieder die militärische Haltung des jungen Offiziers, der er während des Krieges gewesen war. Er war Jack Hawkins in dem Film *Grausame See.* Der personifizierte britische Schneid. Andererseits war es zweifelhaft, ob Hawkins sich jemals mit der Absicht, jemanden in eine bessere Welt zu schicken – was Laycock mit Frank DiPalma vorhatte –, in ein Krankenhaus eingeschlichen hatte. Doch jetzt stand DiPalmas Leben gegen sein eigenes. Ling Shen konnte in seiner eigenen prekären Lage kein Versagen dulden.

Im Korridor begegneten Laycock zwei chinesische Krankenschwestern. Als er vorbeiging, hob er eine gefaltete Zeitung vors Gesicht, als wollte er sich damit Luft zufächeln, aber sie schwatzten in einem fort und beachteten ihn nicht. Halb durch den Korridor, blieb der Engländer vor dem Ausgang stehen, der in ein Treppenhaus führte. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß er unbeobachtet war, ging er

hindurch und schloß die Tür hinter sich. Dann, mit der zusammengefalteten Zeitung fächelnd, stieg er die Treppe hinauf. Im achten Stockwerk machte er vor der Tür zum Korridor halt und öffnete sie ein wenig.

Der Korridor war leer. Es roch nach Medizin und Krankheit, was Laycock abscheulich fand, und da und dort standen leere Rollstühle und ein Hilfsgestell für Gehbehinderte. Die Stationsschwester war um die Ecke und außer Sicht. Selbst wenn man ihn sähe, würde niemand sich etwas dabei denken. Es war nur zu verständlich, daß angesichts des Zustands, in dem DiPalma sich befand, ein Polizeioffizier in der Station anwesend war. Am wichtigsten aber war, daß DiPalmas Krankenzimmer, drei Türen entfernt, unbewacht war. Wie Ling Shen es angeordnet hatte.

Laycock schloß die Tür wieder, faltete die Zeitung auseinander und betrachtete die kleine schwarze Schachtel, in der die Injektionsspritze lag. Sie war mit dem gleichen Gift gefüllt, das im Teehaus in DiPalmas Tasse geschmiert worden war. Nur war es diesmal mehr, viel mehr. Keine Bange. Die Nadel an der Schädelbasis angesetzt, den Daumen auf den Kolben, und Mr. DiPalma wäre unterwegs zu den Engeln.

Laycock nahm die Schirmmütze ab und rieb sich die Stirn mit den Fingerspitzen. Geduld. Die Kunst zu hoffen. Selbstverständlich würde alles wie geplant ablaufen. Warum sollte es nicht? Hatte er in der Wohnung nicht Geduld gezeigt, als er sich zum Essen gezwungen hatte, um diesen Tan in einem unbedachten Augenblick zu überraschen? Und mit Tans Leichnam allein in der Wohnung zu sein, bis Ling Shens Männer eintrafen, hatte auch Geduld erfordert. Und einen widerstandsfähigen Magen. Laycock war nicht scharf darauf, Toten Gesellschaft zu leisten.

Ein wenig von der Weißen Drachenperle zur Nervenberuhigung wäre jetzt willkommen. Das kalkig weiße Heroin, vermischt mit einem Barbiturat namens Barbiton wurde zu Pulver zerstoßen und dann mit regulärem Tabak vermischt. Es war die bei weitem beliebteste Form von Heroin in der Kolonie, beliebter als Opium, weil es eine bessere Hoch-

stimmung erzeugte. Laycock war im Gegensatz zu vielen Bewohnern Hongkongs nicht heroinsüchtig. Neunzig Prozent der Häftlinge in Hongkongs Gefängnissen waren heroinabhängig.

Im Begriff, die Schirmmütze wieder aufzusetzen, hielt er inne, legte den Kopf auf die Seite und witterte. Und lächelte.

Er setzte die Mütze auf und öffnete die Tür. Vom anderen Ende des Korridors waren eilige Schritte zu vernehmen. Jemand schrie »Feuer«. Laycock zog die Tür hinter sich zu. Der Rauchgeruch war hier stärker, was nur zu erwarten war.

Laycock ging zu DiPalmas Zimmer, legte die Hand auf den Drehknopf und blickte nach links, dann nach rechts. Niemand war in der Nähe, niemand beobachtete ihn. Und niemand sah ihn eintreten, die Tür hinter sich schließen und auf den bewußtlosen Frank DiPalma zugehen.

Jan Golden schaltete die kleine Nachttischlampe an, richtete sich im Bett auf und drückte ihre Zigarette in einen Aschenbecher. Dann schüttelte sie eine weitere aus der Packung, zündete sie an und inhalierte. Sie setzte die Brille auf und nahm die Uhr vom Nachttisch. Kurz nach Mitternacht. Sie legte die Uhr zurück, stand auf und zog den Morgenmantel fester um sich. Es versprach eine lange Nacht zu werden. Vor allem dann, wenn Frank DiPalma starb.

Sie hatte das Zimmer neben seinem, mit einer knarrenden Klimaanlage, die wenig kühle Luft lieferte. Die versiegelten Fenster waren seit Monaten nicht geputzt. Das Zimmer hatte ein eigenes Bad, aber die Toilette spülte schlecht, und das Waschbecken hatte Flecken, die sich nicht entfernen ließen. Der Badezimmerspiegel wies einen Sprung auf, und der kleine Abfallkorb unter dem Becken quoll über von schimmeligen Lumpen. Es war das schmierigste Zimmer, in dem sie geschlafen hatte, seit sie die Affäre mit dem jugoslawischen ›Ideenkünstler‹ gehabt hatte, der in einer unmöblierten Eisenbahnerwohnung in der Ninth Avenue in Manhat-

ten hauste und eine Rennmaus namens Dali hielt. Liebe, oder etwas ähnliches, hatte es ihr ermöglicht, mehrere Wochenenden in dieser Kakerlakenfarm zu ertragen. Und nun war es wieder Liebe, die sie in einem Hongkonger Krankenhauszimmer auf und ab laufen ließ; in ihrer ganz persönlichen Art liebte sie Frank DiPalma. Und der Gedanke an eine Welt ohne ihn war erschreckend.

Todd war in dem Zimmer nebenan. Wo sonst hätten sie die Nacht verbringen können, wenn nicht hier? Der Anblick von Franks Gesicht, als sie ihn unter dem Sauerstoffzelt gesehen hatte, wollte ihr nicht aus dem Sinn. Bewußtlos, mit einer dunkelpurpurnen Verfärbung der Haut durch Kreislaufanomalie. Zyanose, hatte ein Arzt gesagt. Auch verursacht durch Sauerstoffmangel im Blut. Der narkoseartige Zustand war eine weitere Wirkung des Gifts, eine so tiefe Bewußtlosigkeit, daß niemand eine Voraussage wagen mochte, wann Frank wieder daraus erwachen würde. Wäre Todd nicht gewesen …

Der verdammte Ling Shen.

Sie trat ans Fenster und schaute hinunter zum Parkplatz. Zwei weißgekleidete Ärzte verließen das Gebäude, bestiegen Fahrräder und fuhren vom spärlich beleuchteten Parkplatz. Sie hatte ihren eigenen Fahrer heimgeschickt, mit der Anweisung, am nächsten Morgen um sieben wiederzukommen und sie zum Drehort zu fahren. Aber wenn Frank starb oder bleibenden Schaden davontrug … Sie schloß die Augen. Gegenwärtig war der Film das letzte, was sie beschäftigte. Frank tot. Sie lehnte sich vorwärts, drückte die Stirn gegen das kühle Glas.

Was war schlimmer, nicht lieben oder lieben und es verbergen? Er durfte nicht sterben, ehe sie Gelegenheit hätte, wieder mit ihm zu sprechen. Was hatte er nicht alles für sie getan! Er hatte sich Ray vorgenommen, als der versucht hatte, sie zu erpressen. Er hatte sich den Fernsehdirektor vorgenommen, der versucht hatte, sie zu vergewaltigen. Der preisgekrönte Dokumentarfilm, den sie über Prostitution gedreht hatte, war mit seiner Hilfe entstanden. Und die Chance, ins Filmgeschäft zu

kommen. Frank hatte sie unterstützt und beschützt, nie Fragen gestellt, sie nie beschuldigt. Für dies alles hatte sie ihn verletzt und vor den Kopf gestoßen.

Sie schlief jetzt mit Kon. Es war an dem Abend passiert, als sie Frank im Restaurant aufgesucht und zur Rede gestellt hatte, weil er Kon hatte festnehmen lassen. An diesem Abend war Kon in ihrem Hotel erschienen, nachdem die Polizei ihn hatte laufen lassen. Jan hatte bekommen, was sie sich gewünscht hatte, eine großartige Nummer, aber etwas hatte gefehlt. Es war als hätte Kon außerhalb seiner selbst gestanden und zugesehen, wie er es machte. Und so körperlich befriedigend es auch gewesen war, danach war sie weiter denn je davon entfernt gewesen, ihn zu besitzen.

Das bist du, sagte sie sich. Läufst vor denen fort, die dich wollen, und jenen nach, die sich nichts aus dir machen. Und deswegen bist du mit dir selbst zerstritten. Die Liebe hat nur einen großen Feind, und der war das Leben selbst. Ihre vernünftige und weitblickende Seite sagte ihr, daß Frank DiPalma der rechte Mann für sie sei, daß sie mit ihm sein konnte, ohne nur durch ihn bekannt zu sein. Das war mit Kon nicht möglich. Alles an Kon war erotisch. Sein Talent, seine Unberechenbarkeit, seine Abneigung, sich von seinen Leidenschaften heilen zu lassen. Früher oder später, gestand sie sich ein, wird dieser Mann mich zerstören. Genau wie die anderen es taten. Aber die Wildheit in ihm lockte sie wie das Kerzenlicht die Motte.

Beide Männer, so argwöhnte sie, kannten ihr Geheimnis: daß sie, wenn sie liebte, sich allem unterwerfen, alles ertragen würde. Frank würde dieses Wissen niemals gegen sie verwenden. Kon würde es tun. Und auf wen konnte sie sich in Schwierigkeiten verlassen? Auf Frank, wen sonst. Kenpachi war nur um sich selbst besorgt. Der klassische Fall eines Mannes, dessen Eigenliebe zuerst kam.

Aber warum sich etwas vormachen? Das war Kons Reiz. Er war gefährlich wie eine Rennbahn; er war eine unwiderstehliche Herausforderung für Frauen, die sich von dem

Exotischen, dem Unerwarteten, dem Unerhörten angezogen fühlten, und von diesen Frauen gab es genug, um Männer wie Kenpachi vollauf zu beschäftigen. Warum hatte sie Frank nicht geheiratet? Weil es bedeutet hätte, mehr Entäußerung von sich selbst zu verlangen, als sie bisher zu geben bereit gewesen war.

Sie ging ins Bad und schaute in den Spiegel. Gott, gehörte dieses Gesicht ihr? Sie brauchte Schlaf, viel Schlaf. Und wann hatte sie zuletzt gegessen? Sie hätte zum Abendessen ein Fischgericht von der Krankenhausküche bekommen können, hatte es aber abgelehnt. Nur Kaffee und Zigaretten. Kein Wunder, daß sie aussah, als wäre sie das letzte Jahr in Spiritus aufbewahrt worden.

Sie faßte sich an die Nase. Von jüdischen Mädchen, die Erfolg suchten, erwartete man, daß sie ihre langen Nasen korrigieren ließen. Jan hatte es nicht getan. So wenig wie die Streisand. Dies ist sie, Leute, die Judennase. Findet euch damit ab oder laßt es sein.

Ich brauche Frank und ich will Kon, dachte sie bei sich. Vielleicht würde die Sache mit ihr und Kon vorbei sein, wenn der Film abgedreht wäre. Vielleicht war es eine gute Idee, schon vorher mit Kon Schluß zu machen. Er beschäftigte sich intensiv mit allerlei unheimlichem Zeug, sprach von Schwarzer Magie, Geisterbeschwörung, Reinkarnation und der Schönheit des Todes. Jan sah nichts Schönes an Franks Sterben.

Sie ließ kaltes Wasser ins Becken laufen, schöpfte es mit den Händen und klatschte es sich ins Gesicht. Dann trocknete sie sich ab und griff nach der Hautcreme, als sie aus Todds Zimmer das Klirren von Glas hörte. Dann einen dumpfen Schlag. War er aus dem Bett gefallen und hatte sich verletzt?

»Nein! Nein!« schrie seine ängstliche Jungenstimme.

Jan hörte ihn wimmern. Sie rannte aus dem Bad, hielt einen Moment inne, um den Morgenmantel mit dem Gürtel zu schließen, dann eilte sie hinaus in den Korridor. Sie bemerkte nicht, daß vor Franks Tür keine Wachen standen.

Vor Todds Zimmer zögerte sie, die Hand zum Klopfen erhoben, dann umfaßte sie den Drehknopf und drückte gegen die Tür. Die Tür klemmte. Sie umfaßte den Drehknopf mit beiden Händen, warf sich gegen die Tür, stolperte dann ins Zimmer, als die Tür aufflog. Sie schaltete das Licht ein und lief zu dem Jungen.

Todd war in einen Winkel gekrochen, wo er zitternd am Boden lag. Der Nachttisch war umgeworfen, die Lampe, ein Teller und das Trinkglas lagen in Scherben am Boden. Jan ging um sie herum und kauerte barfuß neben dem Jungen nieder. Er war entsetzt, wie von Sinnen.

Ein Alptraum, natürlich. Zuerst stirbt seine Mutter, dann sein Stiefvater, und nun ringt sein leiblicher Vater nach einer Vergiftung mit dem Tode. Jan war von Mitleid gerührt und streckte die Arme aus, den Jungen an sich zu bergen.

Aber Todd zog schützend die Knie an und drängte rückwärts, so weit er konnte. *»Iki-ryo«,* murmelte er.

»Was?«

Plötzlich sprang er auf und stieß sie so heftig fort, daß sie rücklings gegen das Bett geworfen wurde und sich schmerzhaft den Ellbogen anschlug. Todd rannte zur Tür. Zornig, aber auch in Sorge um ihn, rappelte Jan sich auf. Todd zog an der Tür. Sie klemmte.

Jan lief ihm nach, trat barfuß in die Scherben, die ihr eine Fußsohle aufschnitten, und schrie auf. Aber sie erreichte Todd, wollte ihn zurückziehen und wurde weggestoßen. Himmel, der kleine Bastard war kräftig. Nun hatte er die Tür offen, hatte so heftig daran gezogen, daß sie gegen die Wand schlug. Jan rannte ihm nach.

Als sie in den Korridor kam, sah sie ihn Franks Tür auf stoßen, dann zurückschrecken und das Gesicht mit den Händen bedecken. Irgend etwas war in dem Raum, was Todd nicht sehen wollte.

Jan erreichte den Jungen, hinkend, legte die Hände auf seine Schultern, entschlossen, ihn herumzudrehen, zurückzubringen und ihm die Leviten zu lesen. Er half Frank nicht, wenn er wie ein Wilder in sein Zimmer stürzte. In diesem

Augenblick aber fühlte sie die eisige Luft. Die Kälte war ein Schock, der sie unvorbereitet traf, und sie wankte ein paar Schritte rückwärts in den Korridor.

Der eisige Lufthauch erinnerte sie an die schlimmsten Winter in Neuengland, wenn der schneidende Wind, stark genug, Fahrzeuge von der Straße zu blasen, den Schnee zu fünf und sechs Meter hohen Wehen zusammenfegte und die Quecksilbersäule unter minus zwanzig Grad fiel. Franks Klimaanlage mußte verrückt spielen.

Und da war noch etwas. Ein Geruch, den die unglaubliche Kälte nicht überdecken konnte. Ein verbrannter Geruch, so übelkeitserregend und abstoßend, daß Jan schlecht wurde. Sie schloß die Augen und wich zurück, die Hände schützend vor Nase und Mund. Dann überwand sie sich, öffnete die Augen und sah in das Zimmer.

Und schrie.

Todd wußte nicht, ob er wachte oder schlief. Aber seine Haut war dunkel und behaart, seine Unterarme eisenhart von Muskeln, und das Muramusa war in seinen Händen, die es hoch über den Kopf hielten. Er steckte im Körper eines Mannes. Eines japanischen Mannes. Er war von niedrigem Wuchs, bärtig, stämmig und breitschultrig und stand zum Zuschlagen bereit, das Schwert über dem entblößten Nacken eines Mannes, der sich über Frank DiPalma beugte. Dieser lag bewußtlos in einem Krankenhausbett. Todds Vater war in Gefahr. Sekunden nur trennten ihn vom Tod. Todd mußte ihn retten.

Aber das Schwert wollte nicht herabkommen. Todds Arme blieben unnachgiebig und starr. Nicht einmal die gewaltige Kraft der dicken Arme vermochte die furchtbare Waffe ins Spiel zu bringen.

Er wurde ängstlich. Es war nicht recht, daß er Angst verspürte. Er mußte sie bezwingen.

Und dann fühlte er die Gegenwart des Iki-ryo, *spürte, wie er ihn prüfte, spürte seine Niedertracht und seinen unaussprechlichen Haß. Angstvoll widerstand er dem bösen Geist, bekämpfte ihn*

mit seinem Verstand, versuchte ihn durch Willenskraft in die Vergangenheit zurückzustoßen. Wenn er den Iki-ryo *akzeptierte, würde er zum Instrument seiner Verworfenheit. Aber er würde auch eine Macht besitzen, die ihm erlauben würde, die Welt zu ergreifen.*

Der Iki-ryo *sprach. »Nimm mich auf. Ich bin der Geist des Lebenden, und ich allein kann deinen Vater retten. Ich werde ihn vom* shi, *dem Tod, fernhalten. Aber zuvor mußt du mich aufnehmen.«*

Todd sah den Fremdling am Bett seines Vaters eine kleine schwarze Schachtel aus einer zusammengefalteten Zeitung nehmen, sie öffnen und eine Injektionsspritze herausziehen. Er hielt sie ins Licht und drückte mit dem Daumen auf den Kolben, so daß ein feiner Strahl klarer Flüssigkeit herausspritzte. Darauf wandte er sich wieder Todds Vater zu.

»Ja«, sagte Todd. »Rette ihn. Ich nehme dich auf, aber rette meinen Vater.«

Eine sengende Hitze hüllte den Körper des Jungen ein und er schrie. Einen Augenblick lang sah er sich selbst als Eisen, das im Feuer gehärtet wurde, eine in die Glut gestoßene Klinge, aus der eine klassische Waffe geschaffen werden sollte, eines Samurai würdig. Dann verging die Hitze und ließ eine große Kälte zurück. Er sah seine vergangenen Leben, und alle Zeit kam in ihm zusammen und war eins mit ihm. Das Unbekannte, das die Vergangenheit war, und das Unbekannte, das die Zukunft war, wurden ihm bekannt. Sein Name war nicht Todd. Er war Benkai. Er war Samurai.

Ein Druck mit dem Daumen, und DiPalma würde bei den Engeln sein. Laycock, die Injektionsspritze in der erhobenen Rechten, griff mit der Linken zu, um DiPalma auf die Seite zu drehen. Es galt, die richtige Stelle an der Schädelbasis zu finden, und den Einstich im kurzen Nackenhaar zu verstecken. Aber dieses Walroß auf die Seite zu wälzen, war keine leichte Aufgabe. Laycock merkte, daß er dazu beide Hände brauchte.

Die Kälte. Der überwältigende Gestank. Woher in aller Welt kamen sie? Laycock fühlte sich von einem eisernen Griff gepackt und öffnete den Mund in einem erschrockenen Aufschrei, aber kein Laut kam ihm über die Lippen. Entsetzt blickte er über die Schulter und sah niemanden. Aber wenn niemand hinter ihm war, wer preßte ihm dann die Luft aus der Lunge?

Er wurde durch den Raum zum Fenster gezogen. Eine unwiderstehliche Zugkraft war es, die kein Entkommen erlaubte, die stärker und schneller wurde, und plötzlich wurde er wie an einem Gummikabel durch den Raum gerissen, daß seine Füße den Boden verließen. Wie ein Kreisel wurde er in der Luft herumgewirbelt. Er sah sich fliegen, zum Fenster fliegen, und schrie. Auch eine Frau schrie. Und dann wurde Laycock durch das Glas getrieben, fühlte brennenden, schneidenden Schmerz, als Splitter des dicken, zerbrochenen Glases sein Fleisch zerrissen. Einen Augenblick hing er acht Stockwerke über dem Boden in der Luft, dann stürzte er, noch immer schreiend, auf den Parkplatz hinab, spürte und hörte den sausenden Wind, und dann kam ein ungeheurer, betäubender Schmerz, der Körper und Bewußtsein erfüllte, und er fühlte nichts mehr.

Er prallte auf die Spitze des metallenen Fahnenmastes, die seinen Rücken durchbohrte und aus dem Magen wieder hervorkam. So aufgespießt, trieb die Wucht der Fallgeschwindigkeit ihn weiter bis in die Mitte des Mastes. Dort kam sein blutender Körper zur Ruhe und hing mit schlaff baumelnden Armen und Beinen an der verbogenen Fahnenstange, die leblosen Augen geöffnet und auf einen dunstigen Mond gerichtet.

20

Tokio

Der Morgen dämmerte, als Frank DiPalma und Obata Shuko, ein Tokioter Polizeihauptmann, Seite an Seite durch eine stille Nebenstraße in Rokubancho gingen, einem von Dutzenden kleiner, ruhiger Bezirke, die im Verborgenen abseits der lärmenden Hauptdurchgangsstraßen lagen. Wie andere Dörfer im Herzen der Stadt, bewahrte Rokubancho seine besondere Identität durch Straßen, die für Fahrzeuge zu schmal waren, und eine beinahe völlige Abwesenheit von Straßennamen. Während dies für fremde Besucher verwirrend und entmutigend war, gab es jenen, die hier lebten, ein Gefühl sicherer Abgeschiedenheit.

Zu dieser Stunde waren DiPalma und Shuko allein auf einer gewundenen Straße, die zwischen Tempeln, niedrigen Häusern, Läden und Villen dahinführte, deren ummauerte Gärten von dicht belaubten Bäumen überragt wurden. Klatschende Flügelschläge ließen DiPalma zum grauen Himmel aufblicken. Holztauben. Nicht weit von ihnen lag der Kaiserliche Park, ein dreihundert Morgen großes, von hohen Mauern umgebenes Gelände, in dessen Mitte der Kaiserliche Palast stand.

Er hatte Aufnahmen von diesem verborgenen Tal gesehen, wo es Weidendickichte, Kiefern und Pinien gab, Teiche, Bäche, Wildvögel und schmale Fußpfade, alles allein zur Freude der Kaiserlichen Familie. Doch weder ihm noch sonst jemandem, sei er Japaner oder Ausländer, wurde Zutritt gewährt. Was das betraf, so gab es nur wenige Japaner, von Ausländern ganz zu schweigen, die dort Zugang fanden, wohin Shuko seinen Begleiter jetzt führte. DiPalma war unterwegs zu einem Waffenschmied, um am Schmieden einer Klinge teilzunehmen. Das war eine Ehre, von der er seit Jahren geträumt hatte, ohne indes zu glauben, daß sie ihm jemals zuteil würde.

Es gab Elemente einer religiösen Zeremonie in der Arbeit des Schwertschmiedes: Er läuterte sich, trug besondere Gewänder, betete zu den Göttern, bevor er das Werk in Angriff nahm, dann schloß er sich ganz von der Außenwelt ab, bis das Werk vollendet war.

Seit in Japan Schwerter geschmiedet wurden, versuchte jede Schule, ihre Fertigungstechniken geheimzuhalten. Wenige Aufzeichnungen existierten; die Anweisungen wurden vom Vater zum Sohn, vom Meister zum Schüler weitergegeben, und Männer hatten den Tod gefunden, weil sie versucht hatten, die Geheimnisse der Schmiedekunst zu stehlen. Dichter, Kaiser, Shogune und Krieger, alle priesen den Schwertmacher.

Während DiPalma sich der mystischen Bedeutung des Schwertes für die Japaner wohl bewußt war, beharrte er darauf, Realist zu bleiben. Im Schwert war keine Magie. Und was an vermeintlicher Magie im Schwertfechter steckte, war nicht mehr und nicht weniger als eine in Tausenden von Übungsstunden geschliffene Geschicklichkeit. Das Schwert war eine gut gearbeitete Waffe; nur in den Händen eines geübten Kriegers wurde es lebendig. Daran war nichts Übernatürliches. Der mystische Zugang zu *ken,* dem Schwert, kam ihm anmaßend vor, an Aberglauben grenzend. Er konnte diese Einstellung bei den Japanern verstehen und tolerieren. Ihre Nachahmung durch einen Abendländer war ebenso vermessen wie peinlich.

Der Mordversuch, dem er vor fünf Tagen in Hongkong beinahe erlegen wäre, hatte mehr bewirkt als körperliche Schwäche. Er hatte seinem Kopf, seinem Geist etwas angetan, was DiPalma störte und beunruhigte. Bei Nacht fröstelte ihn, er fürchtete einzuschlafen, glaubte sterben zu müssen, wenn er die Augen schließe. Er hatte Gewicht verloren, litt unter Magenschmerzen und Verdauungsstörungen. War es seine Einbildung, oder hatte es in Todd Veränderungen gegeben? Seit sie Hongkong verlassen hatten, schien er mürrischer, verschlossener.

DiPalma verdankte seinem Sohn das Leben. Todd hatte

dem Taxichauffeur sein neues Radio gegeben, um den Mann zu bewegen, daß er sie zu dem Kräuterhändler fuhr. Der Junge hatte DiPalma den Tee eingeflößt und ihn dazu gebracht, daß er alles erbrochen hatte, was in ihm gewesen war. Das hatte ihn gerettet. Vielleicht litt der Junge nur unter einer verspäteten Reaktion auf den Tod seiner Eltern und die damit verbundene Änderung seiner Lebensumstände.

Dai-sho, nannte Shuko sie. Großes Schwert und kleines Schwert. Shuko war begierig, Todd fechten zu sehen. Und DiPalma war nicht weniger neugierig als er.

Das Gift, das ihn um ein Haar ins Jenseits befördert hätte, war vom Krankenhaus noch nicht identifiziert worden; wahrscheinlich würde das nie geschehen. In China wurden Gifte verwendet, die seit tausend Jahren bekannt waren, aber die Menschen, welche ihre Zusammensetzung und die Technik der Herstellung kannten, verrieten nichts. Angeblich war Bruce Lee an solch einem Gift gestorben, das Hongkonger Gangster ihm verabreicht hatten, als er nicht bereit gewesen war, Filme für sie zu drehen. Über Lees Tod gab es so viele Gerüchte wie es Chinesen in Hongkong gab. Eines war gewiß: In Lees Körper hatte man kein Gift gefunden.

Das Gift hatte DiPalma geistig mehr als körperlich angegriffen. Er litt unter Depressionen und ließ die innere Energie und das Feuer vermissen, die ihn zu einem guten Polizisten gemacht hatten. Statt sich mit Feuereifer in die Ermittlungen gegen Nosaka zu stürzen, mußte er sich zwingen, überhaupt einen Anfang zu machen, indem er Verbindungen aufnahm und Fragen stellte. Die Nachricht von Ling Shens Tod, die ihm noch in Hongkong von Reportern zugetragen worden war, hatte ihn kalt gelassen. Der Führer der Triade war aus dem Hafenbecken des Victoria Harbour gefischt worden. An seinem Körper hatte man mehr als fünfzig Stichwunden gezählt.

DiPalma hatte nur einmal mit seiner Fernsehanstalt gesprochen, als er nach seiner Ankunft in Tokio einen Anruf bekommen hatte; seine Mitarbeiter hatten sich Sorgen um ihn gemacht und das Schlimmste befürchtet, als sie von der Vergif-

tung erfahren hatten. Wie DiPalma sie gebeten hatte, suchten sie nach Material über Nosaka und schienen einige interessante Funde gemacht zu haben. Aber er war nur halbherzig erfreut, von ihnen zu hören, hörte sie höflich an und sagte dann, er werde zurückrufen. Das hatte er bis heute nicht getan. Und Roger Tan hatte sich nicht mehr gemeldet.

Shuko hatte DiPalma mit einer saftigen Neuigkeit auf gewartet. Sakon Chiba, der Transvestit, war nicht nur ein enger Freund Kenpachis gewesen. Er hatte auch als Wirtschaftsspion für Zenzo Nosaka gearbeitet. Die Verbindungen zwischen Chiba, Kenpachi, Nosaka und der Blutsbrüderschaft lagen nun offen zutage. DiPalma hätte vor Freude Luftsprünge machen sollen. Er hätte von früh bis spät in Ermittlungen unterwegs sein und die Schlinge um Nosakas Hals zusammenziehen sollen. Statt dessen tat er lustlos das Nötigste und versuchte die lähmende Furcht zu bezwingen, die in ihm aufkam, wenn die Sonne unterging und er schlafen gehen mußte.

Jan sollte am folgenden Tag in Tokio eintreffen. Die Filmaufnahmen wurden für die nächsten vier oder fünf Wochen nach Tokio verlegt. Sie hatte während der Begräbniszeremonie neben ihm gestanden, hatte ihm im Wagen die Hand gehalten, als er außerstande gewesen war, sein Zittern zu beherrschen. Er brauchte sie jetzt, aber sie gehörte Kenpachi. Er verspürte ein verzweifeltes Verlangen nach einem Glas Alkohol.

Seit drei Tagen in Japan, hatte er noch nicht einmal Kendo geübt, außer Shuko noch keinen seiner japanischen Freunde gesehen. Mit Shuko war er seit Jahren bekannt, seit sie auf Hawaii an einer amerikanisch-japanischen Konferenz über die Möglichkeiten internationaler Zusammenarbeit in der Rauschgiftfahndung teilgenommen und einander auf Anhieb gut verstanden hatten. Sie waren beide Kendoka und teilten eine Vorliebe für Duke Ellington. Zu Shukos riesiger Ellington-Sammlung gehörte das Klavier, auf dem der Duke zu Beginn seiner Karriere als Jazzmusiker 1916 gespielt hatte.

In der Folgezeit hatten sie ihre Freundschaft durch Briefe, Telefongespräche und gegenseitige Besuche gefestigt. Für Shuko erwies die Beziehung sich als wertvoll, als seine

Schwester Nori entführt worden war. Sie war mit einem Landsmann verheiratet, der als Geschäftsführer der amerikanischen Niederlassung eines japanischen Export-Import-Unternehmens in New York arbeitete. Sie lebten mit anderen Japanern, die aus Furcht vor der New Yorker Kriminalität in die Vororte gezogen waren, in New Jersey. Die Krimimalität ereilte Nori jedoch in einem Einkaufszentrum unweit ihrer Wohnung. Sie wurde entführt, ein Lösegeld wurde verlangt. Shuko, der seiner Schwester zugetan war, bat DiPalma um Hilfe.

DiPalma holte ihn am Kennedy-Flughafen ab, fuhr ihn nach New Jersey und wirkte als Shukos Dolmetscher beim FBI und der örtlichen Polizei. Auf Ersuchen Shukos und der Firma seines Schwagers wurde DiPalma beauftragt, als Mittelsmann aufzutreten, der mit den Entführern Verbindung aufnehmen und die Übergabe des Lösegeldes vereinbaren sollte. Nori wurde wohlbehalten zurückgegeben und die Entführer vierundzwanzig Stunden später gefangengenommen. Das war eine Gefälligkeit, die weder Shuko noch sein Schwager ihm jemals vergessen würden. DiPalma hatte sogar einen Dankesbrief vom japanischen Botschafter in Washington erhalten. Seine Hilfe hatte ihm einige sehr nützliche Freundschaften eingetragen.

An diesem Morgen wollte Shuko sich revanchieren.

Die beiden gaben ein sehr ungleiches Paar ab, als sie durch die mauergesäumten Straßen Rokubanchos gingen. DiPalma, breit und massig, grauhaarig, überanstrengt und ein wenig gebeugt, aber mit seinen schweren Lidern und dem derben, häßlich-ansehnlichen Gesicht noch immer eindrucksvoll, neben dem kleinen, säbelbeinigen Shuko, dessen ungezeichnetes Gesicht und pechschwarze Haare sein wahres Alter Lügen straften.

DiPalma blieb stehen. Er hatte Bedenken bekommen. »Ich weiß zu würdigen, was du zu tun versuchst, Shuko-san, aber ich weiß nicht, ob es klappen wird. Was kann ich dabei gewinnen, wenn ich zusehe, wie eine neue Klinge geschmiedet wird?«

»Nicht zusehen. Du arbeitest. Du reinigst deine Seele. Du wäschst das Gift aus deinem Geist. Du wirst wieder *buschi.*«

Er ging weiter und sah sich nicht um, ob DiPalma ihm folgte oder nicht. DiPalma ging ihm nach und holte ihn ein. »Solche Dinge mag es für andere geben, aber nicht für mich.«

»Duke Ellington sagte, ein Problem gebe einem die Gelegenheit, sein Bestes zu tun.«

»Duke Ellington trank nie Tee in Hongkong. Jedenfalls nicht dort, wo ich es tat.«

»Es gibt Dinge beim Schmieden des Schwertes, die du nicht verstehst. Du hast viel Wissen gesammelt, aber du hast wenig Kenntnis.«

»Shuko-san, es gibt Dinge an meinem Sohn, die ich nicht verstehe. Er rettete mir das Leben, weil er von Krautern mehr verstehst als ein Kräuterhändler. Wo hat er das gelernt? Er und Jan erzählten der Polizei, sie hätten gesehen, wie Laycock sich aus dem Fenster stürzte. Hätte ich zu der Zeit nicht bewußtlos im Bett gelegen, würde ich jetzt mit einer Mordanklage im Gefängnis sitzen. Die Polizei fand es schwierig zu glauben, daß jemand die Kraft und vor allem die plötzliche Geistesverwirrung gehabt haben sollte, sich durch eine Isolierscheibe aus doppeltem Glas zu werfen.«

Shuko sah ihn an. »Aber er hat es getan. So scheint es jedenfalls.«

»Es ist, als ob Laycock besessen gewesen wäre. Als hätte er auf einmal den Verstand verloren. Und da wir von Besessenheit sprechen: Die Alpträume meines Sohnes werden schlimmer. Immer die gleichen Träume. Entweder bildet er sich ein, er sei Benkai, oder Benkai sei hinter ihm her. Es scheint unmöglich, ihm das auszutreiben.«

»Du weißt sicherlich, daß Benkai nachgesagt wurde, er sei von einem Geist besessen gewesen, den wir den Geist der Lebenden nennen.«

»Iki-ryo. Ja, ich weiß es. Jemandes geheime und böse Gedanken verlassen ihn und gehen umher und stiften Unfrieden.«

»Du glaubst nicht daran?«

»Nein.« Und mehr war dazu nicht zu sagen. Solche Märchengeschichten entbehrten jeder Logik. Sie waren Teil der einheimischen Mythologie; er wollte nichts davon wissen.

DiPalma sagte: »Ich glaube auch nicht an Reinkarnation. Würdest du mir erklären, wie jemand für alle Zeiten leben kann, ohne es zu wissen?«

Vor einem Restaurant waren Jutesäcke mit Reis aufgestapelt. »Der Gedanke der Wiedergeburt wird von vielen geteilt«, sagte Shuko. »Inder, Chinesen, Japaner, Afrikaner, die Sufi-Mystiker – sie alle glauben daran. Sie erscheint in der persischen, in der griechischen Philosophie. Sie war einst ein Teil des Frühchristentums, aber die Kirchenlehrer tilgten sie aus dem Glaubenskodex.«

»Warum?«

»Weil sie zu rational war, mein Freund. Reinkarnation bedeutet, daß du allein für dein Geschick verantwortlich bist. Dies verminderte die Autorität der Kirche. Um ihre Macht zu erhalten, erklärte die Kirche sich zur alleinigen Mittlerin zwischen dem Menschen und dem Jenseits und schaffte Karma und Reinkarnation ab.«

Shuko warf ihm einen schlauen Blick zu. »Was die Frage angeht, warum wir uns nicht unserer früheren Leben erinnern, darf ich sagen, daß deine Existenz nicht von deinem Gedächtnis abhängt. Du kannst dich deiner frühen Kindheit nicht erinnern. Bedeutet dies etwa, daß du als Kleinkind nicht existiertest? Erinnerst du dich der Einzelheiten deines Lebens als Heranwachsender, als junger Mann? Kannst du dich an alles erinnern, was du letztes Jahr tatest?«

DiPalma lächelte. »Da hast du recht, Shuko-san.«

»Es ist ein Segen, daß du dich nicht erinnerst, mein Freund. Es würde uns verwirren, würde uns heuchlerisch und anmaßend machen, die Ursache schlimmer Dummheiten und großen Schadens sein.«

DiPalma dachte an Todd, der sich seiner vergangenen Leben erinnern konnte und darunter litt.

»Wie weit noch?« fragte er. Sein Hinken begann ihm lästig zu werden.

»Bald. Der Fußweg ist Teil der Vorbereitung. Er erlaubt dir, dich zu sammeln, Impulse zu unterdrücken. Allzuoft widerstrebt der Geist jeglicher Aufsicht. Wir sagen, er ist wild wie ein Affe, der von einem Skorpion gestochen wurde.«

»Im Augenblick fühle ich mich nicht Herr meines eigenen Affen. Shuko-san, darf ich dich um eine Gefälligkeit bitten? Wirst du bitte, während ich bei dem Schwertschmied bin, Todd zu deinem *dojo* bringen und die Erlaubnis des sensai einholen, daß er fechten darf? Es könnte dem Jungen helfen, während ich fort bin.«

»Es wird getan, mein Freund.«

»Danke. Wie lange werde ich bei dem Schwertschmied sein?«

»Wir sind angekommen, DiPalma-san.«

DiPalma blieb stehen und sah sich um. Sie waren in einer schmalen, namenlosen Gasse, die von Mauern gesäumt war. Einer Gasse voll verborgener Häuser ohne Nummern. DiPalma hätte sich ohne Shukos Führung niemals zurechtgefunden. Eine Tür stand angelehnt. Es war unnötig, am Strang der altmodischen Messingglocke zu ziehen, der daneben herabhing. Er wurde erwartet. Durch die offene Tür sah DiPalma Zwergbäume und verwachsene Kiefern und einen kleinen Teich. Von der anderen Seite der Mauer kamen die gedämpften Töne eines Gesangs. DiPalma mußte durch diese Tür gehen. Und wollte nicht.

Er wartete, daß Shuko ihn vorwärtsdränge, ihm sage, daß im Schwert Magie sei, daß er in der Klinge seine Seele finden könne. DiPalma sah sich um. Shuko war fort.

Er blickte wieder zur Tür. Langsam öffnete sie sich weiter, bis er den ganzen Garten sehen konnte. Er hinkte durch die Türöffnung, und das Klopfen seines Stockes auf dem Pflaster war das einzige Geräusch in der Gasse.

Die Herstellung einer Klinge erforderte drei Prozesse: das Schmieden des Stahls, darauf das Härten und schließlich das Schärfen. DiPalma sollte nur am Schmieden teilneh-

men, dem ersten und schwierigsten Prozeß. Die übrigen Schritte würden im Laufe einiger Wochen vom Schmied, seinen Gesellen und einem Schwertfeger übernommen werden, der auch die Ätzgravur besorgte. Anschließend wurden Stichblatt, Zwinge, Griff, Heftkopf und Scheide, alle mit mehr oder weniger aufwendigen Verzierungen versehen, hinzugefügt. Die fertige Waffe war dann ein hochgeschätztes *daito,* ein Langschwert mit einer sechzig bis siebzig Zentimeter langen Klinge.

Im Inneren der Schmiede, einem kleinen Haus mit nur zwei Räumen inmitten des Gartens, fiel DiPalmas Blick sofort auf das Schwert, das neben dem Götterbild an der Wand hing. Es verriet ihm, welche Schule der Schwertschmiedekunst hier praktiziert wurde, und gab auch die Geschichte des Schwertes an, alles in achthundert Jahre alten Schriftzeichen, die in goldener Einlegearbeit den Heftkopf zierten.

2. *Dezember 1192, Sukesada, dreiundsechzig Jahre alt, Schmied der Provinz Sagami. Gemacht für Minamoto Yoritome. Der Erprober war Tenno Nitta. Drei Körper mit einem Streich.*

DiPalma holte tief Luft. Diese Klinge eine Seltenheit zu nennen, wäre eine Untertreibung gewesen. Sie hatte nicht ihresgleichen, war einzigartig in ihrer handwerklichen Verarbeitung und in ihrer Stellung in der japanischen Geschichte. Aus solchen Klingen bezog Japan sein Bewußtsein moralischer Kraft und der Einheit mit der Vergangenheit. DiPalma trat näher. Mut, Integrität von Herz und Geist, Selbstbeherrschung und Ehre. Alles das versinnbildlichte diese Klinge. Die Tugenden, die den Ehrenkodex des *buschido* ausmachten. Und es war wichtig, sich zu erinnern, daß die Stärke jener, die dieses Schwert getragen hatten, in ihrer Todesverachtung begründet gewesen war.

Minamoto, für den die Klinge gemacht worden war, war Japans erster Shogun gewesen, kriegführender kaiserlicher Feldherr, der anstelle des machtlosen Kaisers die Regierung geleitet hatte, Begründer einer siebenhundertjährigen Regierungstradition. Tenno Nitta war Angehöriger einer Be-

rufsgruppe, die Qualität und Schärfe von Schwertern erprobte, indem sie mit den Waffen Metall, Holz, Strohballen und menschliches Fleisch durchschlug. Über jede Erprobung wurden Aufzeichnungen angefertigt, Zeugen benannt. Datum und Name des Prüfers angegeben und wie viele Körper mit einem einzigen Streich durchschlagen wurden. Die Klinge an der Wand war erprobt worden, indem sie drei Leichen oder zum Tode verurteilte Verbrecher durchschlagen hatte.

Ein niedergeschlagener DiPalma hatte nicht einmal den Namen des Schmieds erfragt, den er kennenlernen sollte. Warum sich damit befassen, wenn nichts dabei herauskommen konnte? Er hatte dem Besuch nur zugestimmt, um Shuko nicht zu kränken. Die Ehre, die ihm zuteil wurde, war ihm bis zu diesem Augenblick, als er dem Schmied in seiner Werkstatt gegenübertrat, nicht klargeworden. Nun entglitt der Spazierstock seinen Fingern, und sein Mund blieb offen stehen. Er war betroffen. Er befand sich in Gegenwart eines lebenden Unsterblichen.

Der Schwertschmied erfreute sich in Japan eines höheren Ansehens als jeder andere Handwerker. Das Land besaß nur eine Handvoll Männer, deren Erfahrung und Geschicklichkeit sie zur Fortführung dieser Tradition befähigten, die ein so wesentlicher Teil seiner Geschichte war. Über ihnen allen stand der legendäre Tendrai, dessen Klingen, wie es hieß, jenen seines Vorläufers aus dem 12. Jahrundert, des großen Sukesada, gleichkamen. Tendrai zeigte sich nie in der Öffentlichkeit, verweigerte alle Interviewwünsche, ließ sich weder fotografieren noch bei seinem Handwerk beobachten. Vor zehn Jahren, als der Kaiser ihn zu einem lebenden Schatz erklärt hatte, eine Ehre, die nur wenigen verliehen wurde, hatte Tendrai geruht, zum Kaiserlichen Palast zu kommen. Aber die Palastfotografen erhielten ihre Befehle an diesem Tag von dem Schmied, nicht von dem Kaiser. Eine Aufnahme, nicht mehr. DiPalma erkannte Tendrai, weil er Shukos Kopie dieser seltenen Fotografie gesehen hatte.

In den vergangenen Jahren hatte es allerlei Gerüchte um Tendrais körperliche und geistige Gesundheit gegeben. Man sagte ihm nach, er sei blind, an Krebs erkrankt und dem Tode nahe, das Opfer eines schweren Unfalls, bei dem eine Hand so sehr verbrannt worden sei, daß die Finger zu einem Klumpen verschmolzen seien, so daß er niemals wieder eine Klinge schmieden könne. Hohes Alter und der Verlust seiner Fähigkeiten, so ein anderes Gerücht, hätten ihn veranlaßt, seinem Leben ein Ende zu machen. Schließlich hieß es, ein reicher Mann, der in Wut geraten sei, als Tendrai sich geweigert habe, ein Schwert für ihn zu fertigen, habe ihm beide Hände abgeschnitten.

Und jetzt stand DiPalma vor diesem Mann, der ein Bindeglied zwischen dem Nippon der Vergangenheit und dem Japan der Gegenwart, der Zukunft war. Tendrai war das Herz Japans, eine lebendige Mahnung zu immerwährender Pflichterfüllung und Selbstdisziplin, zu all jenen Eigenschaften, die aus dem alten Japan zu retten und zu erhalten notwendig war. DiPalma fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, benommen angesichts einer Persönlichkeit so selten gewordener Größe.

Für einen Mann Ende siebzig war Tendrai noch eine imponierende Erscheinung, groß für einen Japaner, weißhaarig, mit schweren Hängebacken, großen knorrigen Händen und dem Auftreten eines Mannes, dessen Autorität selten angefochten wurde. Er durchbohrte DiPalma mit einem langen, prüfenden Blick, und der Expolizist, seit seinem Fernsehruhm gewohnt, auf der Straße angestarrt zu werden, fand es nichtsdestoweniger schwierig, diesem Blick standzuhalten.

Es war an ihm, sich zuerst zu verneigen, und das tat er nach japanischem Brauch aus der Hüfte. *»Sensei.«* Mehr traute er sich nicht zu sagen.

Tendrais Züge blieben undurchdringlich, als ob nichts gesagt worden wäre. Dann schaute er zu seinen *sakite,* seinen beiden Gesellen, und verließ die Schmiede. Er und DiPalma sollten nur einmal miteinander sprechen. Anweisungen ka-

men von den *sakite* und waren augenblicklich und ohne Fragen zu befolgen. Die Atmosphäre in der Schmiede war die eines strengen religiösen Rituals, und DiPalma begriff bald, daß Gespräche weder erwünscht noch notwendig waren. Er war an einem Ort, wo es nur auf Denken und Handeln ankam.

Sie fingen sofort an.

DiPalma folgte den *sakite* zum Haupthaus, einem zweistöckigen hölzernen Gebäude nahe der Schmiede. Hier, in einem großen, mit Matten ausgelegten Raum, entkleideten sich alle vier Männer, worauf sie sich zur Läuterung mit kaltem Wasser übergoßen. Anschließend legten sie orangefarbene Gewänder an, schwarze, spitz zulaufende Hüte, deren Schnüre unter dem Kinn zusammengebunden wurden, und *tabi,* weiße Socken mit Zeheneinschnitt und Holzsandalen. Alles geschah schweigend, auch der Rückmarsch vom Haus zur Schmiede.

Hier ging Tendrai voraus in den Raum mit dem Götterbild, wo sich auf einem Sims eine Sammlung kleiner Vasen, Teakholzdosen, Schriftrollen, frischer Blumen, Amulette und Statuetten befand, die alle dem Schutzgott der Schmiede gewidmet waren. Vor dem Götterbild verneigten die drei Japaner sich aus der Hüfte und verharrten in dieser Position. DiPalma dachte: Warum nicht? und verneigte sich gleichfalls. Er kam sich heuchlerisch vor, wußte jedoch nicht, was er sonst tun sollte. Dies war nicht die Zeit und nicht der Ort, um zu sagen, daß er nur an *eine* Welt und *ein* Leben und nichts jenseits davon glaube.

Tendrai richtete sich auf, holte tief Luft und atmete aus. Es war Zeit, an die Arbeit zu gehen.

DiPalma sah zu, wie ein melonengroßer Stahlbrocken in einem offenen Schmiedeofen erhitzt und dann zur Bearbeitung herausgezogen wurde. Tendrai schwang einen großen Schmiedehammer mit dickem Kopf und bearbeitete das rotglühende Metall mit weit ausholenden, kraftvollen Schlägen. Minuten später wurde er von einem seiner Helfer abgelöst. DiPalma schwang den Hammer als letzter. Er war

schwerer als er aussah. Nach nur drei Schlägen schmerzten ihn die Schultern, und er wußte, daß er nicht ohne Blasen an den Händen davonkommen würde.

Er wurde abgelöst, als einer der Gesellen ihm auf die Schulter tippte. Der Stahl war flach genug. Mit Zangen hob Tendrai das Werkstück vom Amboß und steckte es in einen Eimer kalten Wassers. DiPalma knetete seine schmerzenden Muskeln, als er einen scharfen Rippenstoß erhielt. Einer der *sakite* starrte ihn finster an. DiPalma kannte diesen Blick aus der Zeit seiner ersten Kendo-Übungen. Seine Fechtlehrer hatten ihm ähnlich finstere Blicke zugeworfen, wenn er von einer Verletzung zuviel hergemacht hatte. Vor einem Gegner auf Schmerz zu reagieren, konnte diesem nur Anlaß sein, seine Angriffe zu verstärken. DiPalma ließ die Hände sinken.

Dann schaute der Helfer zu Tendrai, der zurücknickte. Der Helfer zeigte zum Schmiedehammer. Statt auszuruhen, sollte DiPalma nun als erster weitermachen. Schweigend nahm er den Hammer auf.

Er schlug den abgefrischten Stahl, holte weit aus und ließ den Hammer mit aller Kraft niedersausen, ohne die ihn beobachtenden Japaner anzusehen. Er selbst, der Stahl, der Hammer. Das war seine Welt. Es lenkte ihn von der Gereiztheit ab, die er in Tendrais Gegenwart spürte. Außerdem begann er sich der Glut und der Wärme der Esse zu erfreuen.

Halt.

Es war ein Kommando von einem der Gesellen. DiPalma aber war so selbstvergessen auf seine Arbeit konzentriert, daß er nicht rechtzeitig innehielt und den Stahl in Stücke schlug. Nun ließ er davon ab, und mit der beschämten Erkenntnis seines Fehlers überkam ihn die Erschöpfung. Seine Lunge brannte, und er konnte nicht verhindern, daß sein Brustkorb sich angestrengt hob und senkte. Jemand nahm ihm den Hammer aus den Händen, an denen die Blasen bereits aufgeplatzt waren und bluteten. Er hatte den Stahl zerbrochen. Als er zu Tendrai hinüberschaute, war dessen steinerne Miene unverändert, aber die Augen schienen jetzt nicht mehr so hart. Oder war es seine Einbildung?

Einer der *sakite* legte die Stücke auf eine stählerne Spatel, die Tendrai aufhob und zur Esse trug. Das Gesicht des Schmieds war rot von der Hitze und dem Widerschein der Flammen, aber seine Augen zwinkerten nicht, und er blickte ins Feuer, als sähe er dort mehr als nur Flammen und Glut. Nach einer Weile kam einer der Helfer an seine Seite, und der Schmied übergab ihm die Spatel ohne ein Wort. DiPalma bemerkte, daß alle Kommunikation schweigend vor sich ging, und daß die Japaner alles ohne auch nur die geringste Kraftvergeudung taten. Der zweite Geselle kam an die Reihe, die Spatel ins Feuer zu halten, und nach einiger Zeit blickte er zu DiPalma, der soviel Verstand hatte, daß er tat, was die anderen taten. Er trat vor und übernahm die Spatel von dem anderen.

Anfangs war das Feuer schmerzhaft. Es war sengend heiß in seinem Gesicht, und der warme Griff der Spatel war die Hölle für seine blutenden Hände. Aber er dachte nicht daran, aufzugeben. Es wurde wichtig, alles zu tun, was von ihm erwartet wurde, es bis zum Ende durchzustehen. Er hatte in seinem Leben noch nie gekniffen. Selbst wenn das Gift seinem Kopf geschadet haben sollte, er wollte sich vor Tendrai nicht beschämen lassen. Das war Ehrensache.

Das Feuer in der Esse wurde hypnotisch. DiPalma hörte auf, an die Hitze und seine schmerzenden Hände zu denken. Das Problem war jetzt, wie er sich am Einschlafen hindern konnte. Um sich wachzuhalten, erinnerte er sich der Namen der großen Schwertmacher der Vergangenheit. Enshin, Chikamura, Arikuni, lesuke, Jumyô, Hydeyoshi, Gisuke, Kanehira, Kanetomo, Muramasa, der Kaiser Go-toba, Daruma, Naotane.

Jemand tippte ihm auf die Schulter. Er blickte auf und sah einen Assistenten auf die Spatel, dann auf den Hammer zeigen. Es war Zeit, wieder die Stücke zu schmieden.

DiPalma trug die Spatel zum Amboß, der auf dem gestampften Lehmboden ruhte. Keiner der Gesellen rührte sich vom Fleck, also schien er noch immer dran zu sein. Tendrai stand auf einer Seite des Ambosses und bedeutete

DiPalma, ihm gegenüber Aufstellung zu nehmen und die Spatel auf den Amboß zu halten. Beide waren jetzt mit dicken Schutzbrillen gegen fliegende Funken ausgerüstet. Der Stahl war weißglühend und gefährlich. DiPalmas Brillengläser waren fast undurchsichtig; es war, als sähe er die Welt durch Eiweiß.

Tendrais wuchtige Hammerschläge erschütterten DiPalmas Arme, zwangen ihn, die Muskeln anzuspannen und die Spatel fester zu umfassen. Funken sprühten und trafen sein Gesicht, die Hände und Arme. Durch die dicken Schutzgläser sah er sie wie winzige Kometen davonschießen. Es war Schönheit und Chaos, und er überlegte, ob die Entstehung des Universums ähnlich vor sich gegangen sein könnte.

Ein Helfer nahm ihm den Spatel ab, und der zweite schmiedete den Stahl. Dann war DiPalma an der Reihe, den Schmiedehammer zu schwingen, und zur Mittagszeit war der Stahl, immer wieder erhitzt, abgefrischt und geschmiedet, zu einem massiven Stück von fünfzehn Zentimeter Länge, fünf Zentimeter Breite und ungefähr eineinhalb Zentimeter Dicke geworden. Die Arbeit wurde unterbrochen, und sie aßen eine Mahlzeit aus kaltem Gemüse, Nudeln und heißem Tee, die ihnen von Bediensteten gebracht wurden. Sie aßen in der Schmiede, schweigend. Als Tendrai fertig war, stand er auf. Sofort stellten die *sakite* ihre Eßschalen zur Seite, und DiPalma, der zum erstenmal seit der Vergiftung Appetit verspürt hatte, folgte ihrem Beispiel. Es ging wieder an die Arbeit.

Das flache Rechteck aus Stahl wurde erhitzt, in der Mitte durchgetrennt, dann noch einmal gefaltet und zu einem neuen Rechteck geschmiedet. Gleichzeitig wurde ein zweites Stück Stahl in der gleichen Art und Weise vorbereitet. Erhitzt, durchgetrennt, wieder zu einem kleinen flachen Rechteck zusammengeschmiedet. Als der Nachmittag sich dem Abend zu neigte, wurden beide Rechtecke erhitzt und zusammengeschmiedet, wieder zertrennt, gefaltet und geschmiedet. DiPalma hatte eimerweise Schweiß vergossen;

sein orangefarbenes Gewand und die leichte Unterkleidung waren durchnäßt. Am Gewand war Blut von seinen Händen.

Wann hatte er so guten Gebrauch von seiner Zeit gemacht? Wann war er so ausgefüllt und befriedigt gewesen? Die Anstrengung war alles; die Mühsal war niemals so erfreulich gewesen. Es war, als ob die Ereignisse in Hongkong niemals stattgefunden hätten. Er fühlte sich zu allem imstande.

Als er den Stahl die Gestalt eines Stabes annehmen sah, fühlte er sich so angefeuert wie damals, als er in die höhere Polizeischule eingetreten war. Tendrai formte das Metall mit leichteren Schlägen, und nach einer Weile hörte er auf und streckte DiPalma den Hammer hin. Sobald der Schmied aufgestanden und zur Seite getreten war, kauerte DiPalma über der Klinge nieder und zögerte. Er fühlte eine Hitze, die nichts mit der Glut in der Esse zu tun hatte. Ein Hochgefühl hatte sich seiner bemächtigt, dennoch war er ruhig. Zuversichtlich, doch bescheiden. Er fragte sich, ob es wahr sei, daß der Mensch in Japan nicht zu beten brauche, weil der Boden selbst göttlich sei.

In einem tranceähnlichen Zustand hämmerte er den Metallstab. Die Klinge war DiPalmas Leben geworden, der Hammer in seiner blutigen Faust zu einer Verlängerung seines Körpers. Er erfuhr Wahrheiten, die in Worten nicht ausgedrückt werden konnten. Sieh mit deinem Herzen. Empfinde ganz. Glaube daran, was du fühlst.

DiPalma schlug auf die unfertige Klinge ein, bis jemand ihn schüttelte, und er aus seiner Trance erwachte. Es war Nacht, und die Tür zur Schmiede stand offen. Er lag am Boden des Raumes mit dem Götterbild. Einer der *sakite* war gekommen, ihn zu wecken. Erschrocken und schockiert richtete DiPalma sich rasch auf. Was, zum Teufel, war geschehen? Hastig sprang er auf und eilte in den Nebenraum, wo das Feuer in der Esse noch brannte, wo Tendrai am Amboß saß und das Metall zu einer rohen Klinge formte. Der Schmied arbeitete mit einem *sen,* einer altertümlichen Art

Schaber, den er an zwei Handgriffen hielt. Gelegentlich legte er ihn beiseite, um mit einer Feile Unebenheiten zu beseitigen, dann nahm er wieder den Schaber.

DiPalma rieb sich die Augen. Wie konnte er so dumm gewesen und eingeschlafen sein? War er von der Vergiftung noch so geschwächt? Und was mußte Tendrai von ihm denken? Am liebsten hätte er das Weite gesucht und sich irgendwo verkrochen. Körperlich fühlte er sich wie sein altes Selbst. Und die Peinlichkeit verflog. Er begann sich zuversichtlich und stark zu fühlen. Stark an Körper und Geist. Vielleicht könnte er Tendrai erklären, was in Hongkong geschehen war.

Er sah zu, wie Tendrai in einen Topf griff und Lehm herauszog, den er auf die Klinge schmierte. Auf einmal blickte der Schmied auf und hielt ein. Jetzt kommt es, dachte DiPalma. Tendrai winkte ihn näher, zeigte auf die Klinge und stand auf. DiPalma war erstaunt. Also dachte er nicht daran, ihm in den Hintern zu treten. Und da ging es DiPalma auf: Sie wußten, daß er krank war. Der Schlaf war ebenso wie die Arbeit in der Schmiede Teil der Heilung gewesen.

Schlaf. Er hatte sich keine Gedanken gemacht, keine Ängste gehabt, sterben zu müssen. Er hatte die Augen geschlossen, nicht an Gift, an Ling Shen, an das Krankenhaus gedacht. Nun fiel es ihm schwer, die Fassung zu behalten. Er kauerte hinter der roh aussehenden Klinge nieder, steckte die Hand in den dunklen, schlammigen Lehm, eine Spezialmischung Tendrais, und strich sie über das Metall. Der Lehm durfte antrocknen, dann wurde er von Tendrai so abgekratzt, daß die Klinge beim Härten das gewünschte Muster bekam. Anschließend würde die Klinge abermals erhitzt und die Krümmung korrigiert, verbliebene Ungleichmäßigkeiten beseitigt. Das Polieren war der letzte Schritt.

Ein Geselle stand vor DiPalma und verneigte sich. In der Gebärde war etwas Endgültiges. DiPalma stand auf. Seine Erschöpfung war vergessen. Seine Furcht vor dem Sterben war verflogen. Gern wäre er in der Schmiede geblieben, bis die Klinge vollendet und mit Stichblatt und Griff zusam-

mengefügt wäre, bis die Arbeit vollkommen ausgeführt wäre. Er wollte nicht gehen. Aber sein Teil an der Herstellung des *daito* war getan.

Betrübt verneigte er sich vor den Gesellen. Er ging an ihnen vorbei durch die Schmiede und in die Nacht hinaus, wo Tendrai ihn erwartete. Der Schmied sagte: »Das, was dich berührte, als du im Sterben lagst, ist vertrieben worden.«

DiPalma dachte daran, was Jan ihm bei Katharines Begräbnis erzählt hatte. Eisig kalt. Und ein Gestank, der schlimmer war als jeder Verwesungsgeruch. Und wenn ich es nicht besser wüßte, ich würde schwören, daß etwas Unsichtbares Laycock durch das Fenster riß. Durch doppeltes Isolierglas.

DiPalma verneigte sich. Wie konnte jemand aus eigener Kraft durch solch ein Fenster gesprungen sein? Er sagte: *»Domo arigato gozaimashita, Sensei.«*

Tendrai sagte: »Es lebt jetzt in dem, in welchem es einst lebte.« Er nickte DiPalma knapp zu, kehrte dann um und ging wieder in die Schmiede. Ein Hausdiener führte DiPalma zum Bad. Nach dem Bad kehrte er in das mit Matten ausgelegte Zimmer zurück und fand seine Kleider. Kaltes Wasser stand in denselben hölzernen Kübeln bereit, die sie vor Stunden zur Läuterung benutzt hatten. Er übergoß seinen schmerzenden Körper, trocknete sich ab und legte die Kleider an. Und dachte über Tendrais Worte nach.

Der Hausdiener führte ihn durch den Garten zum Ausgang. Einmal blieb DiPalma stehen, um zu der Schmiede hinüberzuspähen und den Hammerschlägen auf der Stahlklinge zu lauschen. Dann folgte er dem Diener zum Gartentor.

Draußen trat Shuko aus dem Schatten und verneigte sich. DiPalma verneigte sich seinerseits, und dann lächelten sie einander an. Noch einmal blickte DiPalma zurück zu dem schwachen Widerschein des Feuers im aufsteigenden Rauch jenseits der Mauer, dann gingen die beiden schweigend durch die schmale Straße davon.

21

Jan Golden stand auf den Wällen des Schlosses Ikuba und blickte hinab zu den Wagen, die durch das Tor in den kopfsteingepflasterten Hof rollten und Gäste für Kenpachis Abendgesellschaft brachten. Ein Cadillac Eldorado fiel ihr auf. Als er anhielt, legte der Fahrer seine Hand auf das Signalhorn und ließ sie dort; es erklangen die ersten Töne von *The Yellow Rose of Texas.* Jan leerte ihr Glas Campari-Soda. Manchmal war der japanische *gaijin compurekksu,* der Westler-Komplex, das Gefühl, daß alles Westliche besser sei, wahrhaft schmerzlich.

Zwei japanische Paare stiegen aus. Genau das, was Kon auf seiner Gästeliste haben wollte. Die Männer waren *yakuza;* in ihren Nadelstreifenanzügen, Schuhgamaschen, dunklen Hemden, weißen Schlipsen und Schlapphüten sahen sie aus wie aus einem amerikanischen Gangsterfilm. Dies war ihre Alltagskleidung, zugleich aber ein Ausdruck ihrer Bewunderung für amerikanische Filmgangster. Ihre Frauen waren schlank und hübsch und als Neo-Punks aufgemacht: stachlige Frisuren in Rosa und Grün, Lederjacken, hohe Pfennigabsätze und Jeans von einem Modeschöpfer. Wie in Los Angeles, dachte Jan, oder im Mudd Club in Manhattan.

Sie stand allein hinter der Brustwehr auf dem Wall, erleichtert, im Freien außerhalb des Schlosses zu sein, das von Kenpachis Freunden, Bekanntschaften und Bewunderern wimmelte. Ursprünglich war das Fest nur für die am Film beteiligten Schauspieler und Techniker bestimmt gewesen. Ein kaltes Buffett, gefolgt von einer Führung durch das Schloß für jene, die es noch nicht kannten. Es war ein typischer Kenpachi-Einfall gewesen; in der Regel luden Japaner selten Ausländer in ihre Häuser ein. Es gab immer die Befürchtung, daß das Haus sich als allzu bescheiden erweisen oder die japanischen Sitten grotesk erscheinen könnten.

Dann hatte Kon es sich anders überlegt, und das zwanglose Beisammensein um das kalte Buffett wurde in eine Abendgesellschaft zur Feier seiner in drei Wochen stattfin-

denden Retrospektive im Lincoln Center umgewandelt. Typisch für Kenpachi. Impulsiv, egozentrisch, unberechenbar. Innerhalb von Minuten wurde die Gästeliste ausgeweitet auf japanische und ausländische Pressevertreter, Leute aus der Filmbranche, japanische und ausländische Fotomodelle, Sumo-Ringer, Baseballspieler, Homosexuelle, *yakuza,* Darsteller aus dem Kabuki-Theater und mehrere sportlich aussehende junge Männer mit harten Augen und kurzem Haarschnitt. Mitglieder von Kenpachis Kendo-Klub, erfuhr Jan.

Diese letztere Gruppe blieb unter sich und gab durch ihr Verhalten zu erkennen, daß sie sich als Elite fühlte, als Männer von Bedeutung. Sie lächelten nicht und sprachen kaum mit Außenstehenden. Jan stufte sie als Strolche ein, als einer ohne erkennbaren Grund einen Kellner zu Boden stieß und ihn dann in die Seite trat, bevor er fortgezogen wurde. Kons Reaktion hatte darin bestanden, den Kellner zu verfluchen. Daraufhin war Jan zornig hinausgegangen. Sie hatte für diesen Abend genug von Kons Benehmen.

Sie zog den Schal um ihre Schultern, stellte das leere Glas auf die Brustwehr und ging los. Sie kam sich vor wie eine Fliege an der Wand; sie konnte das Gelände außerhalb der Wälle, den Hof und die eintreffenden Gäste sowie das weiße hölzerne Schloß sehen, aber niemand blickte zu ihr herauf. Eine Handvoll Leute schlenderten durch die Anlagen, aber die meisten waren in den mattenbelegten Räumen mit den alten, vergoldeten Decken und ihren mit Wasserfällen, Gebirgslandschaften und Meeresküsten ausgemalten Kassettenfeldern.

Jan war beeindruckt von der Sorgfalt, die Kon auf die Restaurierung und Erhaltung des Schlosses verwendet hatte. Die weiten Korridore waren auf Hochglanz poliert, und die Räume, durch Schiebetüren voneinander getrennt, waren so sachkundig und vorzüglich restauriert, daß der Glanz von Lack und Gold zu Saburos Zeiten nicht prächtiger gewesen sein konnte. Vergoldete Messingvasen, Plastiken aus dem Edo des 15. bis 17. Jahrhunderts und zartfarbene Malereien vervollständigten die stilvolle Einheit des Ganzen und

ließen den Hof eines *daimyo* wiedererstehen, wie Kenpachi es angestrebt hatte. War seine Karriere wirklich im Niedergang begriffen, wie Jan gehört hatte? Wenn es sich so verhielt, dann war es jedenfalls ein Untergang mit Stil.

Aber es gab Zeiten, da sein persönlicher Lebensstil schwer zu ertragen war. An diesem Abend, zum Beispiel. Kon hatte beschlossen, seine Geschicklichkeit als *onnagata* zu zeigen und der Abendgesellschaft in der Kleidung und Aufmachung einer Frau beizuwohnen. Jan hatte geglaubt, er mache Witze, bis er das Make-up aufgelegt und in die Rolle der Frau geschlüpft war. Fasziniert sah sie ihn vor dem Spiegel sitzen und die Augenbrauen mit weichem Wachs zu überziehen, um anschließend Gesicht und Hals mit weißer Pigmentfarbe zu bedecken.

Darauf hatte er sich blauen Lidschatten aufgepinselt, das Gesicht gepudert und dicke, dunkle Augenbrauen gezogen. Nachdem er Lidstriche gezogen hatte, malte er sich einen kleinen roten Mund und lehnte sich zurück, seine Schönheit zu bewundern. Und er war schön. Jan ertappte sich bei dem Gedanken, wie es sein würde, jetzt mit ihm zu schlafen, dann schloß sie die Augen. Japan konnte einen wirklich durcheinanderbringen.

Als sie die Augen wieder öffnete, half ein Diener Kon in einen farbenprächtigen Kimono aus roter, schwarzer, blauer und weißer Seide, der mit Darstellungen von Vögeln, Blumen und Hirschen bestickt war. Jan konnte den Blick nicht von dem Kleidungsstück wenden. Es war in der Mitte mit einer breiten goldenen Schärpe gegürtet, und über dem Herzen war eine winzige, rundgesichtige Puppe befestigt. Jan fühlte, daß ein Wort von ihr den Zauber zerstört hätte. Sie hatte sich noch immer nicht mit der Vorstellung abgefunden, daß Kenpachi seinen Plan verwirklichen und vor all seinen Gästen als Frau im Festgewand erscheinen würde. Als Transvestit.

Aber war es das? Betrachtete sie seine Welt nicht durch die Brille ihrer eigenen Voreingenommenheit? Wenn Männer das ihr gegenüber taten, wurde sie ärgerlich. Hatte

sie das Recht, Kenpachi nach ihren Grundsätzen zu beurteilen?

Die Perücke war das letzte Stück der Verkleidung. Sie war kunstvoll und schwer, bedeckte seine Stirn und reichte bis auf die Schultern herab. Sie war bekrönt von einem Diadem aus blauen Saphiren und blauen Seidenblumen. Als sie angebracht war, bedeckte Kenpachi seine Unterarme mit weißem Pigment, nahm einen Fächer aus einer Schublade und klappte ihn auf. Er erhob sich, fächelte sich Luft zu und blickte auf eine verblüffte Jan herab.

Dann begann er zu gehen. Nicht wie ein Mann, sondern wie eine Frau, die Knie eng beisammen, die Füße leicht auswärts gestellt, mit einem deutlichen, aber keineswegs übertriebenen Hüftschwung, die Ellbogen am Körper, den Kopf sanft von einer Seite zur anderen bewegend. Die Wirkung war fantastisch. Kon Kenpachi war verschwunden, von einer Frau ersetzt worden, die so weiblich wirkte, daß Jan, die die Wahrheit kannte, nun ihren Augen nicht traute. Dieses Maß an Einfühlung verursachte ihr Unbehagen, wie der Grad von Kons Sexualität überhaupt geeignet war, sie immer wieder zu überraschen. Wenn es physikalisch möglich ist, hatte er zu ihr gesagt, ist es nicht unnatürlich.

Aber am Ende war es mehr, als Jan verkraften konnte. Das und Kons Flirten mit mehreren männlichen Gästen der Abendgesellschaft und seine grausame Haltung dem Diener gegenüber der von seinen Freunden getreten worden war. So hatte sie ihr Glas genommen und war hinausgegangen, um zu den Sternen aufzublicken, die milde Nachtluft zu genießen und an Frank DiPalma zu denken. Der Gedanke, Frank in einem Frauenkleid zu sehen, brachte sie zum Lachen. Und bei all seiner Härte würde Frank einen Untergebenen, der schuldlos zu Boden gestoßen und getreten worden war, nicht auch noch beschimpfen.

Die meisten der Männer, die Kon nahestanden, beeindruckten Jan als hochgradig angespannte, leicht erregbare Menschen mit einer Neigung zur Gewalt. Ein extremer Vertreter dieses Typs war Wakaba. Er war nicht an Bord der

Maschine gewesen, die Kenpachi und sie von Hongkong nach Tokio gebracht hatte. Er habe eine Botschaft für ihn zu überbringen, hatte Kon in einer beiläufigen, das Thema abschließenden Art erklärt, und Jan war es zufrieden gewesen. Wenn sie Wakaba in diesem Leben nicht wiedersehen sollte, war es ihr nur recht.

Sie erinnerte sich der aufschlußreichen Szene zwischen Wakaba und Frank vor dem Tempel. Laß meinen Sohn in Ruhe. Warum haßte Wakaba den Jungen? Jan schauderte bei der Vorstellung, was Todd zustoßen könnte, wenn Wakaba ihn jemals allein erwischte.

Jan schuldete dem Jungen viel. Er hatte Frank das Leben gerettet, zuerst, indem er ihm den Kräutertee eingeflößt hatte, dann, als er rechtzeitig in das Krankenzimmer gekommen war, um Laycock daran zu hindern, ihn ein zweites Mal zu vergiften. Wieder und wieder hatte Jan sich gefragt, was wirklich in diesem Raum geschehen war, und hatte keine vernunftgemäße Antwort gefunden. Sie erinnerte sich der unglaublichen Kälte, des scheußlichen Gestanks. Und sie konnte nicht vergessen, wie Laycock sich durch das Fenster geworfen hatte. Das Isolierglas war so widerstandsfähig, daß die Polizei an Jans Zeugenaussage zweifelte.

Hatte Todd wirklich seinen Vater ein zweites Mal gerettet, oder war etwas geschehen, was sich nicht in Worte fassen ließ? Jan, ohnehin nicht zu Grübeleien neigend, fand die Frage letzten Endes unwichtig. Frank war am Leben. Damit wollte sie sich zufrieden geben.

Von den Wällen konnte sie Kenpachis Gärten, das Schwimmbecken, die Gästewohnungen und das private Theater überblicken. Kenpachis Frau und Kinder kamen selten hierher, und niemals ohne eine Einladung. Er sprach mit Stolz und Befriedigung von ihnen, freute sich über die schulischen Leistungen der Kinder und pries seine Frau als eine gute Mutter.

»Aber siehst du«, sagte er zu Jan, »ich stand vor der Wahl, anderen oder mir selbst treu zu sein.«

Jan hatte ihn fragen wollen, ob es ihm etwas ausmache, wenn er andere durch solch eine Wahl verletze, als ihr noch rechtzeitig eingefallen war, daß sie ihr Leben lang das gleiche getan hatte. Es war erschreckend, wieviel sie und Kenpachi gemeinsam hatten.

Nahe einer Treppe, die zum Hof hinaufführte, blieb sie stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden, dann blickte sie zurück zum Schloß. Kon war eben auf den Hof herausgetreten. Noch immer wie eine schöne Frau aussehend und mit Bewegungen, als ob er immer schon eine Frau gewesen wäre. Sie sah ihn frisch eingetroffene Freunde begrüßen, sah sie ihn akzeptieren, als sei ein weiblicher Kenpachi nichts Außergewöhnliches; dann ging er über den Hof in Jans Richtung. Sie ließ ihre Zigarette fallen, trat sie aus und zog sich in tiefere Dunkelheit zurück. Sie wollte nicht, daß Kon sie sehe.

Unweit von ihr blieb er vor dem Fechtsaal stehen und blickte um sich, bevor er hineinging. Jan entspannte sich. Er hatte sie nicht gesehen. Im *dojo gingen Lichter an, Papierlaternen, welche das Fenster, das Jan zugewandt war, mit weichem, orangefarbenen Schein erfüllte. Sie konnte sehen, daß noch jemand dort drinnen war.*

Todd.

Jan bewegte sich weiter, um besser zu sehen. Was tat der Junge hier? Hatte er sich im Fechtsaal versteckt, und warum? Kenpachi und Todd standen einander gegenüber, und Kon sprach. Sie konnte kein Wort hören, sah Todd aber zustimmend nicken.

Ein Taxi fuhr über die Zugbrücke und durch das Tor in den Hof, wo sein Scheinwerferlicht flanierende Gäste überflutete. Jan achtete nicht darauf, ihre Aufmerksamkeit war ganz auf Kon und Todd gerichtet. Warum war der Junge ohne Frank im Schloß? Hatte Kon ihn auf eigene Faust hierher gebracht? Und aus welchem Grund? Ein wütender Frank wäre imstande, Kon Kenpachi krankenhausreif zu schlagen und ihr den Film zu ruinieren. Warum konnte Kon sich nicht von dem Jugendlichen fernhalten?

Das Taxi wendete und hielt mit laufendem Motor. Ein Mann stieg aus dem Fond und schlug die Tür laut genug zu,

daß Jan hinübersah. Als sie den Passagier erkannte, zuckte sie zusammen. Wakaba.

Er stellte einen Koffer auf das Kopfsteinpflaster, zahlte den Fahrer und wandte sich um. Sein Blick ging sofort herauf zu der Stelle, wo Jan sich in der Dunkelheit verbarg. Sie drängte sich gegen die steinerne Brustwehr und zog den Schal fester um sich. Hoffentlich hatte er sie nicht gesehen.

Wakabas linke Hand trug einen Verband, und auch an seiner Stirn war ein weißer Fleck. Hatte es mit dem Botengang zu tun, den er in Hongkong zu erledigen gehabt hatte? Und Todd. Wie, wenn Wakaba ihn zu Gesicht bekäme? Jan erinnerte sich des haßerfüllten Blickes, den Wakaba in Hongkong dem Jungen zugeworfen hatte. Was würde geschehen, wenn er ihm irgendwo hier im Gelände bei Nacht begegnete? Todd wäre anderswo besser aufgehoben.

Kenpachis gewalttätige Freunde, angeführt von dem Mann, der den Kellner getreten hatte, kamen auf den Hof heraus und begrüßten Wakaba geräuschvoll. Allenthalben blitzten die Zähne, als Wakaba und die anderen einander die Hände gaben und auf die Schultern schlugen. Jan fühlte eine Gänsehaut; diese Leute machten ihr Angst.

Plötzlich ging das Licht im *dojo* aus. Todd war ein Kind; er gehörte nicht in die Gesellschaft eines erwachsenen Mannes, der, als Frau herausgeputzt, Gesellschaften gab. Vielleicht war es an der Zeit, daß sie hinunter in den *dojo* ging und dem, was dort vorging, ein Ende machte. Kon würde es ihr übelnehmen, aber zum Teufel mit ihm. Jan schuldete es Todd. Und Frank.

Sie hatte den Fuß auf die oberste Stufe der Treppe gesetzt, die zum Hof hinabführte, als die Tür des *dojo* geöffnet wurde. Sie erstarrte. Kon kam allein heraus. Wakaba begrüßte ihn, reckte eine bandagierte Faust in die Luft und lächelte. Kon, noch immer als Frau, trippelte zu seinem Leibwächter, der sich aus der Hüfte verbeugte, während die anderen in respektvollem Schweigen zusahen. Jan kam sich wie die Zeugin eines geheimen Rituals vor.

Kon und Wakaba sprachen mit gedämpften Stimmen.

Wakaba schien den größten Teil des Gesprächs zu bestreiten: der Botenjunge, der Bericht erstattete. Kon berührte Wakabas Stirnverband mit den Fingerspitzen, stellte eine Frage. Wakaba ballte die bandagierte Faust und warf sich in die Brust. Seine Kumpane lauschten Wakabas Bericht und nickten dann und wann, und Jan begann sich zu fragen, ob Wakaba Kons Botschaft um einen Ziegelstein gewickelt überbracht haben mochte.

Zwei Fotografen kamen aus dem Haupteingang des Schlosses, gefolgt von einer männlich wirkenden Japanerin in Smoking und Schlapphut. Die Frau sagte etwas zu Kenpachi, der den Fächer wie in einer Geste der Anerkennung hob, sich dann zu Wakaba umwandte, ihm mit dem Fächer auf die Schulter klopfte, und in seinem hüftendrehenden Gang, Knie beisammen und Füße auswärts, zum Schloß ging. Einer der Fotografen schaute umher, sagte etwas, und sein Berufskollege nickte zustimmend. Jan vermutete, daß es selbst für eine Blitzlichtaufnahme zu dunkel war. Oder vielleicht zogen sie Aufnahmen mit Interieur als Hintergrund vor. Welches auch der Grund sein mochte, Kon, die maskulin wirkende Frau und die Fotografen verschwanden im Schloß.

Die Mehrzahl der Kraftmeier schlenderte hinterdrein, aber zwei blieben zurück, um mit Wakaba zu sprechen. Jan begann auf Zehenspitzen die Treppe hinabzusteigen. Wakaba hatte sie noch nicht entdeckt. Er starrte zum *dojo,* wo Todd im Eingang erschienen war, schmächtig und verwundbar. Jan, am Fuß der Treppe angelangt, blickte vor ihm zu Wakaba und öffnete den Mund, um Todd zu sich *zu* rufen, aber in diesem Augenblick donnerten zwei Motorradfahrer in Lederjacken auf schweren Hondas in den Hof, und Jan hatte keine Möglichkeit, sich im Gebrüll dieser ohrenbetäubenden Maschinen Gehör zu verschaffen.

Sie lief auf den *dojo* zu, als auch Wakaba sich auf den Jungen zubewegte.

DiPalma wanderte hinter Shuko die schmale Gasse in Rokubancho entlang, als sein Vordermann plötzlich haltmachte und sich gegen eine niedrige Mauer drückte. DiPalma, den Spazierstock hochhaltend, tat es ihm nach. Sekunden später kam ein weißgekleideter Botenjunge auf einem Fahrrad, ein Tablett mit zugedeckten Metallschüsseln auf der rechten Handfläche balancierend. Ohne ihm nachzusehen, setzte Shuko seinen Marsch fort, und DiPalma folgte. An der Ecke wurden sie wieder an die Wand gedrängt, diesmal von einem alten Mann, der einen Karren mit dampfenden, gebratenen Süßkartoffeln schob, einer japanischen Delikatesse.

Nun gingen die beiden langsamer und blickten in die Schaufenster eines Pachinko-Salons, eines Cafés, eines koreanischen Restaurants. Sie waren auf der Suche nach Todd, der aus Shukos Wohnung verschwunden war.

Während ihrer Suche erzählte Shuko seinem Freund die Geschichte seiner Beziehungen zu Tendrai und der Beziehungen des Schwertschmiedes zu Nosaka und dem Muramasa-Langschwert, das einst Benkai gehört hatte.

Vor Todds Verschwinden hatte Shuko den Jungen zu seinem Kendoklub gebracht und ihn nach der Übungsstunde dann nach Haus begleitet. Dort hatte er ihn in der Obhut seiner Frau und zweier Söhne zurückgelassen und die lange Wanderung durch die gewundenen Straßen und Gassen des Viertels zu Tendrais Schmiede angetreten, wo er DiPalma abgeholt hatte. Als die beiden um zehn Uhr abends zu Shukos Wohnung zurückkehrten, war Todd fort. Niemand hatte sein Verschwinden bemerkt. In einer Gegend ohne Straßenbezeichnungen, Hausnummern und mit nur wenigen Straßenlaternen konnte sich der Junge leicht verlaufen. Shuko, in peinlicher Verlegenheit, hatte die volle Verantwortung für Todds Verschwinden auf sich genommen, und DiPalma spürte zum erstenmal ein Aufwallen von Panik. Sofort hatte er im Hotel angerufen, dem Otani, dem größten Hotel Asiens, mit einem zehn Morgen großen japanischen Garten, der im 17. Jahrhundert angelegt worden war. In ihrem gemeinsamen Zimmer meldete sich niemand.

Shuko hatte seine halbwüchsigen Söhne ausgeschickt, nach Todd zu suchen, bevor er sich mit DiPalma zusammengetan hatte, um in einer anderen Richtung zu suchen. Um seine sorgenvollen Gedanken von Todd abzulenken, hatte er Shuko beim Durchwandern der dunklen und verlassenen Straßen nach seinem Verhältnis zu Tendrai gefragt. Wie war der Polizeihauptmann zu der Bekanntschaft mit einem Mann gekommen, der größten Wert darauf legte, sich und sein Werk vor der Öffentlichkeit zu verbergen? Shuko hatte nie von dieser Beziehung gesprochen und mochte auch jetzt nicht davon reden wollen. Im Gespräch zeigten Japaner sich oftmals abwehrend, bescheiden, ausweichend, schweigsam und suchten, wenn nötig, ihre Zuflucht in Lügen. Lügen waren nicht nur akzeptiert, sondern wurden als eine gesellschaftliche Tugend betrachtet. Sie wurden vielfach benutzt, um das Gesicht zu wahren und anderer Leute Gefühle zu schonen.

»Tendrai-*Sensei* ist mein Onkel«, sagte Shuko, ohne seinen Schritt zu verlangsamen.

Ein überraschter DiPalma blieb verblüfft stehen, dann eilte er dem anderen nach. »Dann ist deine Schwester seine Nichte.«

»Hai.«

Großer Gott, dachte DiPalma. All diese Jahre, und nicht ein Wort über die Verwandtschaft mit dem größten lebenden Schwertschmied Japans. Typisch japanisch, so verdammt verschwiegen zu sein. Doch hatte weder Shuko noch Tendrai vergessen, was DiPalma einst für die Nichte getan hatte. Heute war ihm dieser Freundschaftsdienst vergolten worden. Die Mithilfe beim Schmieden der Klinge hatte ihn sich selbst wiedergegeben, hatte seine Kräfte, sein inneres Feuer und sein Selbstvertrauen wiederhergestellt. Er konnte es kaum erwarten, seine Nachforschungen über Nosaka von neuem zu beginnen.

»Tendrai-*Sensei* weiß von deinem Interesse am Schwert«, sagte Shuko. »Er weiß von deinen Schriften und deiner Forschung. Und er ist auch über deinen Konflikt mit Kenpachi

im Bilde. Ich soll dich ersuchen, dem *Sensei* einen Dienst zu erweisen.«

»Sag Tendrai-*Sensei*, es wird mir eine Ehre sein.«

Shuko blieb stehen. Als er sprach, legte er ungewohnten Nachdruck auf seine Worte. »Er ersucht dich, daß du die Muramasa-Klinge zerstörst, die Benkai gehörte.«

Das Ansinnen überraschte DiPalma. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Dieses Schwert existiert nicht mehr. Es ging in dem großen Erdbeben von 1923 zugrunde.«

Ein Aberglaube wollte wissen, daß ein riesiger Katzenwels unter Japan lebe, der sich in rechtschaffenem Zorn immer dann aufbäume, wenn er die Geduld mit den Sünden und der Dummheit der Menschen verliere, und dadurch Erschütterungen und Erdbeben verursache. Das Beben, das Tokio am 1. September 1923 traf, war eine Katastrophe. Mehr als die Hälfte der Stadt wurde zerstört, mehr als hunderttausend Menschen starben. Der Sohn des damaligen Kaisers Taisho, Hirohito, beaufsichtigte den Wiederaufbau der Hauptstadt.

»Benkais Muramasa ging nicht zugrunde«, sagte Shuko. »Es befindet sich im Besitz Kenpachis.«

»Bist du sicher?«

»Tendrai-*Sensei* sagte es mir, und ich frage nicht, wie er zu dem Wissen gekommen ist. Der Weg des Schwertes ist sein Leben. Das hat ihn außerordentlich wahrnehmend gemacht.«

»Ich will das nicht in Frage stellen. Sag ihm, er habe mein Wort. Ich werde trachten, das Muramasa-Schwert zu zerstören. Wie kam es in Kenpachis Besitz?«

Shuko ließ sich mit der Antwort Zeit. Sie passierten ein Filmtheater, eine Bibliothek, und ihre Blicke ließen keinen Eingang, keine dunkle Zufahrt aus. Dann sprach Shuko mit überraschender Gefühlsstärke.

»Am 14. August 1945 sprach Kaiser Hirohito um Mitternacht eine Botschaft ins Mikrophon, die Japans Kapitulation vor den Alliierten verkündete. Die am folgenden Tag ausgestrahlte Botschaft sollte den Zweiten Weltkrieg für Japan be-

enden. Atombomben waren auf Hiroshima und Nagasaki geworfen worden und hatten nicht viel weniger als zweihunderttausend Menschen getötet. Dies war die Waffe, die euer Präsident Truman die ›Quelle, aus welcher die Sonne ihre Kraft bezieht‹ nannte. Diese Kraft konnte mein Vaterland, das Land der aufgehenden Sonne, ohne weiteres vernichten.

Kurz nachdem der Kaiser die Aufzeichnung beendet hatte, beschloß eine Gruppe fanatischer Offiziere, ihn zu entführen, die Aufzeichnungen zu vernichten und alle Verhandlungen mit den Alliierten abzubrechen. Sie wollten den Krieg bis zum letzten fortsetzen, selbst wenn es den Untergang Japans bedeutet hätte. Im allgemeinen Zusammenbruch kämpfend zu sterben, war für sie ehrenhafter und darum besser als Kapitulation. Nosaka war einer dieser Offiziere, welche den Ehrbegriff über allen gesunden Menschenverstand stellten.

Freilich bedurften diese Verschwörer der Unterstützung anderer und unternahmen verzweifelte Versuche, die jüngeren Offiziere des Kaiserlichen Generalstabs für ihr Vorhaben zu gewinnen. Einer von ihnen, nennen wir ihn Gappo, widerstand Nosaka und bewog andere, sich ihm anzuschließen. Dies erbitterte Nosaka und seine Gesinnungsgenossen, die daraufhin beschlossen, Gappo eine Lektion zu erteilen.

In den Feudalkriegen füherer Zeiten kam es vor, daß ein Samurai, der sich einem schwierigen Kampf gegenübersah, seine Frau und Kinder tötete. Damit beugte er der Gefahr vor, an die drei Dinge zu denken, denen kein Krieger in der Schlacht einen Gedanken widmen sollte: den Angehörigen, die ihm teuer waren, seinem Haus und seinem Körper. Ohne einen Gedanken an diese kostbarsten Güter seines Lebens war der Krieger bereit für *shini-mono-gurui,* die Stunde der Todeswut. Von diesem Punkt an gab und verlangte er kein Pardon.

Nosaka und seine Freunde warteten, bis Gappo seine Familie unbewacht verlassen hatte. Darauf drangen sie in sein Haus ein, und Nosaka erschlug mit Benkais Muramasa Gap-

pos Frau, seine Mutter und den ältesten Sohn. Zwei Kinder entkamen, weil Gappos Frau ihr Leben gab, um Zeit zu gewinnen. Darauf wurde Gappo mitgeteilt, seine Familie sei ausgelöscht, er habe jetzt nichts zu verlieren und sei frei, sich der Verschwörung anzuschließen. Gappo jedoch konnte an nichts als Vergeltung denken. Er forderte Nosaka zum Kampf heraus und zog seinen Säbel, aber Nosaka war der bessere Fechter und enthauptete ihn mit der Muramasa-Waffe.« Shuko blieb abermals stehen und sagte, ohne DiPalma anzusehen: »Gappo war mein Vater und der Bruder Tendrai-*Senseis*. Auch dieser wünschte Vergeltung. Der Kaiser nahm ihm jedoch das Versprechen ab, Nosaka niemals Schaden zuzufügen. Alle Mitglieder unserer Familie waren durch dieses Versprechen gebunden, denn Nosaka wurde wichtig für Japans Überleben. Die Verschwörung zur Entführung des Kaisers und der Fortsetzung des Kampfes schlug fehl, aber die Situation war noch immer sehr gefährlich, was dem Kaiser bekannt war. Ein ermordeter Nosaka konnte leicht zu einer Märtyrergestalt nicht nur für die Verschwörer, sondern auch für Hunderttausende von Offizieren und Soldaten werden, die den ehrenhaften Kampf bis zum Ende der Schmach einer Kapitulation vorgezogen hätten. Sie hätten ihre Anstrengungen zur Weiterfuhrung des Krieges verdoppelt. Das wollte der Kaiser, den drohenden Untergang des Reiches vor Augen, verhindern.

Nach dem Krieg zog Nosaka seinen Kopf aus der Schlinge des amerikanischen Henkers, indem er der Besatzungsmacht half. Die Amerikaner wiederum begannen, Japan zu unterstützen und vor Rußland zu schützen, das kurz vor Kriegsende noch in die Front der Feinde Japans eingeschwenkt und in die Mandschurei eingedrungen war. Jede Eroberung und Besetzung Japans durch Rußland hätte die Monarchie beseitigt und wäre von Dauer gewesen. Ohne die Monarchie aber kann unser Land nicht überleben. Amerika, vordem unser Feind, wurde zu unserer Schutzmacht. Und der Kaiser, der Tokio nach dem Erdbeben wiederaufgebaut hatte, wußte, daß zum

Wiederaufbau Japans nach dem Krieg die Hilfe von Männern wie Nosaka erforderlich war, Männern, von deren Kenntnissen und Verbindungen die Amerikaner abhingen.

Ich kann dir nicht sagen, wie schwer es Tendrai fiel, auf Vergeltung zu verzichten. Es kostete ihn all seine Stärke. Er wurde verpflichtet, Japan und den Kaiser an die erste Stelle zu setzen, und das tat er. Für ihn aber hieß es, daß er sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen, in- seiner Schmiede bleiben und seine Kraft aus der Arbeit beziehen mußte. Ich vermute, daß er die Zurückgezogenheit auch wählte, um seine Scham zu verbergen. Er wußte, daß er, solange er in der Schmiede blieb, niemals zufällig mit Nosaka zusammentreffen und versucht sein könnte, ihn zu töten.«

Sie gingen weiter. Shuko sagte mit leiser Stimme: »Meine Schwester und ich verdanken unser Leben dem Opfer unserer Mutter. Tendrai-*Sensei* brachte vielleicht ein noch größeres Opfer.«

»Er gewann dadurch noch mehr«, sagte DiPalma. »Schläge bringen den Funken aus einem Stück Feuerstein. Und ich habe gesehen, wie Schläge Stahl zu einem Schwert formen. Der Tod jener, die er liebte, und sein dem Kaiser gegebenes Versprechen waren Schläge, die Tendrai-*Sensei* formten und seine Größe hervorbrachten. Indem er sein Versprechen hielt, ist er Japans bester Schwertschmied geworden. Was ist die bedeutendere Leistung, Nosaka getötet zu haben oder Tendrai-*Sensei* geworden zu sein?«

Shuko lächelte. »Du hast in der Schmiede viel gelernt.«

»Ich fühle mehr, aber ich kann es nicht in Worte fassen. Vielleicht ist Fühlen genug. Ich bin ruhiger, entspannter. Shuko-san, mir ist eben ein Gedanke gekommen. Wenn das Muramasa-Schwert zerstört ist, bedeutet dies, daß auch Nosaka zerstört sein wird?«

Shuko wich einer direkten Antwort aus. Statt dessen sagte er: »Das Böse, unter dem du littest, ist von dir gewichen. *Sensei* wußte nur aus dem Gespräch von mir davon. Er hat mir gesagt, daß du dem Muramasa begegnen wirst, und

daß, wenn du es nicht zerstörst, es dich zerstören wird. Solch ein böses Schwert findet stets den Weg zurück zu seinem ursprünglichen Herrn, denn Gleiches wird zu Gleichem hingezogen, und …«

In der Dunkelheit voraus schrie eine Frauenstimme auf englisch: »Lauf! Schnell, weg von hier!«

DiPalma trat an Shuko vorbei und lauschte mit erhobenem Kopf. Er kannte diese Stimme.

»Lauf, Todd, lauf!«

Die Frauenstimme gehörte Jan, und sie war in äußerster Panik.

DiPalma, den schwarzen Eichenstock in der Rechten, rannte in die Richtung, aus der die Stimme kam.

22

Vom oberen Ende einer breiten Treppe blickte Wakaba hinunter in die Sackgasse, wo Todd und die Frau jetzt standen.

In seiner Hand war ein *balisong,* das philippinische ›Schmetterlingsmesser‹, das seine Lieblingswaffe war. Sein kleiner Finger löste das Scharnierschloß am Griff; die Schneide der befreiten Klinge wies nach unten. Er ließ das Messer am ausgestreckten Arm baumeln und stieg langsam die Treppe hinab in die Sackgasse, einem menschenleeren, von verschlossenen Läden, türkischen Bädern und Imbißständen gesäumten Straßenstück. Sein von der einzigen Straßenlaterne weit nach vorn geworfener Schatten streckte sich nach der Frau aus, deren verängstigtes Gesicht vom Mondlicht versilbert war.

Wakaba grinste, als sie einen Arm um den Jungen legte und ihn an sich zog, dann zum dunklen Schaufenster eines Seidengeschäfts hindrängte. Jeder Fluchtversuch war sinnlos; beide waren in der Sackgasse gefangen, und der einzige Fluchtweg führte an Wakaba vorbei. Er konnte für keinen der beiden *gaijin* Mitleid empfinden. Sie bedrohten seine

Träume und sein Leben mit Kenpachi in dieser und der nächsten Welt.

Die Frau fing an zu betteln. »Tun Sie uns nichts, bitte! Tun Sie uns nichts!« Sie wischte sich Tränen von den Augen, und während sie bettelte, blickte sie wild umher, als könnte sich doch noch irgendwo ein Ausweg öffnen.

Baku, dachte Wakaba. Dummkopf. Die Geschäfte in Rokubancho waren seit Stunden geschlossen und würden keine Fußgänger anlocken. Hier gab es keine Wohnhäuser, keine Nachtklubs; die Straße war kein durchgehender Verkehrsweg. Die einzigen Passanten waren Trunkenbolde, die die Steintreppe hinabtaumelten, um bewußtlos auf dem Pflaster liegenzubleiben, bis zornige Ladenbesitzer sie am Morgen mit Fußtritten weckten. Ein menschlicher Aaskäfer könnte sich den struppigen, verwahrlosten Katzen zugesellen, die in den Plastikmülltonnen wühlten, die am Fuß der Treppe aufgereiht standen. Keiner dieser möglichen Eindringlinge würde dem Jungen und der Frau viel helfen können.

Der Anblick von Todd und Kenpachi zusammen im Eingang des *dojo* hatte Wakaba geradezu körperliche Schmerzen verursacht. Er hatte gelobt, niemals einem *gaijin* die Teilnahme am *seppuku* eines großen Japaners wie seinem Herrn zu gestatten. Warum konnte Kenpachi-san nicht verstehen, daß die ehrenhafteste Tat seines Lebens nur verdorben und entwürdigt werden konnte, wenn er einen Ausländer und obendrein einen unreifen Jungen zu seinem Sekundanten machte?

Eifersüchtig auf alle, die Kenpachi nahe kamen, sah Wakaba sich selbst als den einzigen, der verdient hatte, ihm als *kaishaku* zu dienen. Er liebte Kenpachi leidenschaftlich; er war sogar bereit, mit ihm *seppuku* zu begehen, den eigenen Leib zu öffnen, damit die Welt sehe, welche Kraft im Zentrum seiner Seele lag. Nur Wakaba hatte dem Filmregisseur in Ehre und unwandelbarer Treue gedient, selbst dann, wenn es gefährlich war. Liebe, eine selbstlose und reine Liebe, hatte den Leibwächter zu dem Entschluß bewogen, sei-

nem Herrn die Würdelosigkeit der Enthauptung durch einen *gaijin* zu ersparen.

Bevor Kenpachi sich mit ihm angefreundet hatte, war Wakabas Leben dunkel und leer gewesen. Die Mutter des Leibwächters war eine Prostituierte gewesen, sein Vater einer ihrer Kunden. Mit dreizehn hatte er für sich selbst sorgen müssen, ein Junge, dessen ungewöhnliche Körperkraft und psychotisches Verhalten ihn unbeherrschbar machten. Er litt unter Kopfschmerzen, epileptischen Anfällen und erwarb sich durch sadistische Willkürhandlungen einen Ruf, der ihn selbst unter Tokios Gewalttätern zu einem gefürchteten Mann machte.

Seit ihrer ersten Begegnung in einem Nachtklub an der Ginza hatte Wakaba nie aufgehört, Kenpachi zu verehren. Indem er Kenpachi auf einen Sockel stellte, hob er sich selbst höher, als er je gewesen war. Der Filmregisseur war schön, weltberühmt, geistvoll und ein Samurai, er verkörperte alles, was der stämmige Leibwächter bewunderte. Was die beiden zueinander zog, war Grausamkeit; keiner der beiden unterdrückte diese Neigung, sondern bezog aus ihr vielmehr eine wilde und notwendige Befriedigung.

Einmal mit Kenpachis Macht verbunden, gelobte Wakaba, mit ihm und durch ihn zu leben, bis einer von ihnen oder beide sterben würden. Für ihn gab es keine größere Freude, als durch Kenpachis Feuer verzehrt zu werden. Die hypnotische Stimme des Regisseurs, die Drogen, die er ihm gab, die Berührung seiner Hände linderten Wakabas schreckliche Kopfschmerzen. Die epileptischen Anfälle wurden seltener und weniger schwer. Unter Kenpachis Anleitung verbesserte Wakaba seine Fertigkeit im Lesen und Schreiben und entwickelte seine kämpferischen Fähigkeiten mit Tokios besten Ausbildern.

Und niemals hatte Kenpachi sich über ihn lustig gemacht, wenn der ungeschlachte Wakaba bekannte, daß er immer den Wunsch gehabt habe, mit seinen Händen etwas Schönes und Zartes zu schaffen, daß er gern feine Kämme aus altem, duftendem Holz schnitzen würde. Kenpachi hatte ihn

zu der Werkstatt eines Mannes geschickt, der in der achtzehnten Generation seiner Familie Steckkämme herstellte. Unter seiner Anleitung machte Wakaba feingearbeitete Kämme aus süßduftendem Holz und verbrachte oft Stunden an einem einzigen Stück, das er in den ungewöhnlichen Formen seiner eigenen Erfindung schnitzte. Kenpachi richtete im ehemaligen Schloßkerker eine Werkstatt für ihn ein und vermittelte Wakaba den Verkauf Dutzender seiner eindrucksvollsten Arbeiten an die berühmtesten Leute Japans.

Der dankbare Leibwächter leistete dem Filmemacher unbedingten Gehorsam, selbst wenn es die Gefährdung des eigenen Lebens bedeutete, wie in Hongkong, wo Wakaba brutal mit dem britischen Polizeioffizier abgerechnet hatte, der Yoshiko getötet hatte. Nur Wakabas Geschicklichkeit in der Kriegskunst und das *balisong* hatten ihn davor bewahrt, das zweite Opfer des Polizisten zu werden. Statt dessen war Kenpachis Fluch Wirklichkeit geworden. Yoshikos Tod war gerächt.

Heute abend hatte Wakaba beschlossen, den Jungen ohne weiteren Aufschub zu töten.

Von den Mitgliedern der Blutsbrüderschaft, die ihn im Hof begrüßt hatten, hatte er einen Wagen geliehen und war der Limousine der Frau nach Rokubancho gefolgt. Hier hatte ihm das Glück gelächelt; die schmalen Gassen zwangen die Frau und den Jungen, ihr Fahrzeug zu verlassen und zu Fuß zu gehen. Hier gab es weder Hotels noch luxuriöse Gästehäuser westlichen Stils mit ihren hellbeleuchteten Foyers, Wachmännern und Touristenschwärmen. Bei Nacht, in den engen und dunklen Gassen Rokubanchos, würde es leicht sein, die Frau und den Jungen zu töten. *Hai,* die Götter wünschten, daß er die Welt von den zwei *gaijin* befreie und Kenpachi-san einen entehrenden Tod erspare.

Der Fahrer der Limousine blieb im Wagen, da er sich nicht im Labyrinth der unbeschilderten und gewundenen Gassen Rokubanchos verlaufen wollte. Überdies hatte der Junge behauptet, er kenne den Weg zu dem Haus, das dem Freund seines Vaters gehörte. Sollten das ausländische Kind und

die Frau in der Dunkelheit umherirren, in einem Viertel, das nur jene wirklich kannten, die dort geboren waren. Der Fahrer zog sich die Mütze über die Augen und machte es sich auf seinem Sitz bequem. Er merkte nichts, als Wakaba ein Stück hinter ihm hielt, ausstieg und geräuschlos vorbeitrabte, seinen beiden Passagieren nach.

Wakaba bewegte sich langsam auf Jan und Todd zu, das Messer hinter seinem Oberschenkel verborgen. Der Anblick des Jungen erbitterte Wakaba und machte, daß er sich allein fühlte und am liebsten alles ringsumher zerstört hätte.

Was die Frau betraf, so hatte Kenpachi geplant, sie zu töten. Wakaba würde ihm die Mühe abnehmen. Auch sie war eine Feindin, die Reinkarnation Sagas, die vor vierhundert Jahren den Herrn des Schlosses Ikuba verraten hatte.

Von hinten näherten sich rennende Schritte, und Wakaba warf sich herum und nahm geduckte Kampfstellung ein, das Messer vor sich, den Daumen an der Klinge. Sekunden später kamen DiPalma und Shuko um die Ecke, sahen Wakaba, Jan und Todd, und verlangsamten ihren Lauf. DiPalma bedeutete Shuko zurückzubleiben.

»Er hat ein Messer«, flüsterte der Amerikaner.

Wakaba blickte über die Schulter zu der Frau hin. Der Amerikaner hatte ihre Schreie gehört, doch würde er weder sie noch den Jungen retten; Wakaba war entschlossen, sie beide zu töten, und wenn es ihn das eigene Leben kostete. Ihr Tod würde sein letztes Geschenk für Kenpachi sein.

Aber er erwartete nicht zu sterben. Von der Frau oder dem Jungen war nichts zu fürchten, und für den bulligen Amerikaner, den *gaijin,* der den großen Schwertfechter spielte und einmal in einem Kendo-Wettkampf Kenpachi besiegt hatte, brachte er nur Verachtung auf. Kenpachi focht mit Begeisterung und übte fleißig Karate, aber seine Fähigkeit reichte nicht an diejenige Wakabas heran. Der Leibwächter war ein geborener Kämpfer, der keine Furcht kannte.

Er fand westliche Männer minderwertig; Ehre bedeutete ihnen nicht viel, sie waren selten bereit, bis zum Tode zu

kämpfen, und glaubten, daß man sich vorher mit dem Feind arrangieren müsse. Ein *gaijin* war ein Feigling und ein Schwächling. Wakaba spuckte in die Richtung des breitschultrigen Amerikaners und wartete.

DiPalma, den Spazierstock an der Seite, kam bedächtig die Stufen herab. Die langen Stunden in der Schmiede und der weite Fußmarsch durch die gewundenen Straßen Rokubanchos hatten ihn körperlich erschöpft und übermüdet. Das Gefühl war jetzt verflogen; er fühlte sich entspannt, ruhig. Das Gefühl, Todd sei in Gefahr, hatte sich als zutreffend erwiesen, aber die Spannung war fort. Etwas wie Hitze, die er in Tendrais Schmiede gefühlt hatte, ging über ihn hinweg und verlor sich.

Als er die Treppe hinabstieg, beobachtete er Wakabas Gesicht, so gut es in der Dunkelheit ging. Er sah weder Furcht noch Unsicherheit in dem Leibwächter, nur eine Entschlossenheit, eine Überzeugung, daß nichts ihn aufhalten könne.

Am Fuß der Treppe angelangt, machte DiPalma einen Bogen nach rechts, den Stock halb angehoben. Wakaba, verächtlich, bewegte sich kaum. Sein geringschätziger Blick folgte den Bewegungen des Stockes; das *balisong* hatte gefährlichere Waffen ausgeschaltet. Der *gaijin* hatte nur noch Sekunden zu leben.

Wakaba warf das Messer von einer Hand zur anderen, wechselte den Griff, daß die Schneide einmal oben, einmal unten war. Dann nahm er das Messer zwischen die Handoberflächen und lauerte, zum Vorstoß bereit.

Der Angriff war blitzschnell, unerwartet. Jan schrie auf.

Wakaba sprang vor und schwang das Messer in einem niedrigen Bogen nach DiPalmas linkem Knie. Dieser wich instinktiv nach rechts aus und versetzte Wakaba mit dem Stock einen schnellen Rückhandschlag, der die Nase traf. Der ergrimmte Japaner bekam sofort heftiges Nasenbluten und zögerte kurz, dann griff er wieder an und stieß mit dem Messer nach DiPalmas Herz.

DiPalma sah den Angriff kommen, sprang seitwärts und schlug Wakaba mit dem Stock auf das rechte Knie. Der Japa-

ner grunzte, stolperte vorwärts und fuhr herum, um dem Amerikaner die Stirn zu bieten, der sich außer Reichweite zurückzog.

DiPalma erinnerte sich seiner Ausbildung. Sieh durch den Gegner. Blicke in sein Inneres. Sieh seine Ängste, seine Zweifel, seine Schwächen. Achte nur beiläufig auf seine Größe und seine körperliche Gewandtheit; sie zu aufmerksam zu beobachten, hieß, geschlagen zu sein, bevor der Kampf begann.

Er blickte in Wakabas Inneres und sah den Zorn, der seine Konzentration behinderte, sah das übermäßige Selbstvertrauen, das ihm sagte, der Amerikaner sei von nur geringer Bedeutung. Und er sah Wakabas Hauptschwäche, seine Unfähigkeit zu denken. Der Leibwächter verließ sich auf seine enorme Kraft, auf seine Technik, auf die Befriedigung und die Freude, die er aus dem Haß zog.

Wakaba warf das Messer von Hand zu Hand, während er langsam auf DiPalma zuging. Sein rechtes Bein zog er ein wenig nach. Er war verletzt worden und suchte Vergeltung. Es kam darauf an, dem *gaijin* den Spazierstock zu nehmen, der ihm die überlegene Reichweite sicherte. Dann konnte er ihm Kehle und Genitalien aufschlitzen. Wakaba schätzte die Entfernung ab, ging federnd in die Knie, sprungbereit.

Im Kendo ergaben sich die drei besten Angriffsmöglichkeiten, wenn der Gegner im Begriff war, einen Angriff zu machen, nachdem er den Angriff gemacht hatte, und wenn der Gegner wartete.

Die drei Angriffsmethoden zielten auf die Waffe des Gegners, seine Technik oder seinen Kampfgeist.

DiPalma entschied, das zu tun, was Wakaba am wenigsten erwartete – zuerst anzugreifen und den scheinbar unzerstörbaren Kampfgeist des Leibwächters zu brechen. Er sah Wakaba federnd in die Knie gehen, sah die geblähten Nasenflügel, die zum Aufwärtsstoß ansetzende Messerhand.

Mit einem gellenden Schrei griff DiPalma an und schlug mit dem Stock auf die bandagierte Hand des Leibwächters.

Bevor Wakaba zurückweichen konnte, landete DiPalma einen weiteren Schlag am Ellbogen, machte eine Finte zur getroffenen Hand und ließ einen bösartigen Schlag zum Kopf folgen. Dieser kam nicht mehr ins Ziel; um seine schmerzende linke Hand zu schützen, war der Leibwächter zurückgesprungen und wich dem Hieb aus, indem er sich zurücklehnte.

Wakaba setzte seinen Rückzug zu den Mülltonnen neben der Treppe fort. Mit dem Ärmel wischte er sich Blut von der Nase. Sein linker Arm war unbrauchbar. Das rechte Knie schmerzte und schien anzuschwellen; auch die Nase schwoll an und zwang ihn, durch den Mund zu atmen. Er fühlte die gewalttätige Energie, die ihm durch seinen Zorn zugewachsen war, allmählich dahinschwinden. Der *gaijin* hatte ihn durcheinandergebracht. Wakaba sah sich nicht mehr einem schwachen Feind gegenüber, sondern einem, der mit gefährlicher Präzision angriff, mit einem Kampfgeist, der stark genug war, einen Rückzug zu erzwingen. Aber Wakaba war entschlossen, eher zu sterben als sich zu ergeben.

Der Gedanke an den Jungen weckte aufs Neue den Tiger der Wut; um seine Erbitterung zu nähren, brauchte er nur den Sohn des Amerikaners anzuschauen. Und auf einmal kam ihm ein Gedanke, der so bestechend schien, daß er allen Schmerz auslöschte. Es gab einen sicheren Weg, den Amerikaner zu besiegen, einen Weg, der seinen Kampfgeist brechen und ihn so treffen mußte, daß er aufgeben würde.

Wakaba würde den Jungen des Amerikaners vor dessen Augen töten.

Der Wille des *gaijin* war nicht frei; er hatte starke Bindungen an seinen Sohn, was Wakaba in Hongkong und wieder hier in Tokio bemerkt hatte. Der Schmerz, den Tod seines Sohnes miterleben zu müssen, würde für den Amerikaner ein vernichtender Schlag sein, den er nicht überwinden könnte. Um jedoch an den Jungen heranzukommen, der am Ende der Sackgasse stand, würde Wakaba zunächst den Amerikaner ausschalten müssen.

Sein Bein streifte eine der Mülltonnen. *Hai.* Es gab einen Weg, den Amerikaner auszuschalten.

DiPalma ging langsam auf ihn zu, den schwarzen Eichenstock schulterhoch in einem zweihändigen Griff. Er hatte gelernt, einen Kampf rasch zu beenden, ehe das Unerwartete geschah. Wakaba war gezeichnet, schonte das rechte Bein und machte keine Anstalten, den linken Arm zu gebrauchen. Dennoch blieb er gefährlich. Er war zu hartnäckig und beschränkt, um es nicht zu sein.

DiPalma schob sich näher an den anderen heran, als Wakaba plötzlich das Messer fallen ließ und mit einer einzigen Bewegung eine Mülltonne beim Handgriff packte und auf ihn schleuderte. Müll verstreuend, traf die gefüllte Kunststofftonne DiPalma an der Hüfte und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Ehe er es wiedergewinnen konnte, krachte eine zweite Mülltonne gegen seine Brust und den Arm. Der Spazierstock flog ihm aus der Hand und landete in einem Ladeneingang. DiPalma, der Panik nahe, wandte sich, dem Stock nachzurennen, als eine dritte Tonne ihn zwischen die Schulterblätter traf und ihn zu Boden warf, daß er auf allen Vieren landete.

Er blickte über die Schulter, als eine weitere Mülltonne auf ihn geschleudert wurde, warf sich herum und prallte mit Gesicht und Hüfte schmerzhaft auf das Pflaster; die Tonne überschüttete ihn mit Scherben, leeren Bierflaschen und stinkendem Hausmüll. Auf dem Rücken liegend, sah DiPalma Shuko zu Hilfe eilen, den Fuß der Treppe erreichen und Wakaba durch einen Karateangriff von der Flanke nehmen.

Der Leibwächter parierte, indem er sich seitlich auf das Pflaster fallen ließ und gleichzeitig mit dem linken Fuß einen harten Stoß in Shukos Magengrube führte. Der Polizist wurde buchstäblich von den Füßen gerissen, fiel zu Boden und schnappte nach Luft.

Wakaba sprang zu seinem Messer, brachte es an sich und lief, ohne seine ausgeschalteten Gegner weiter zu beachten, zum Ende der Sackgasse, wo Todd und die Frau standen.

DiPalma rappelte sich auf, vor Furcht und Frustration den Tränen nahe. Er blickte von Wakaba zu seinem Eichenstock, der nur ein paar Schritte entfernt lag. Todd war verloren; mit oder ohne Stock, DiPalma konnte den Jungen nicht vor Wakaba erreichen. Es gab keine Möglichkeit, ihm zu helfen. Es sei denn …

DiPalma rannte zum Ladeneingang. »Todd!«

Mit aller Kraft schleuderte er den Spazierstock in die Richtung des Jungen, so daß er in einem Bogen hoch über Wakabas Kopf hinüberflog.

Der Stock hatte den Scheitelpunkt seiner Bahn noch nicht erreicht, als DiPalma den Mut verlor. Es war ein schlechter Wurf, seitlich abgekommen, zu weit von Todd entfernt. Er kreiselte zweimal in der Luft, dann ging er nieder. Der Junge lief ihm entgegen, und sofort änderte auch Wakaba die Richtung und suchte ihm zuvorzukommen, ohne auf Jan zu achten, die sich entlang den Schaufenstern der geschlossenen und im Dunkeln liegenden Läden zurückzog. Sobald sie hinter Wakaba war, rannte sie zu DiPalma.

Der Spazierstock prallte aufs Pflaster und schleuderte klappernd über die Steine, fort von Todd, bevor er zur Ruhe kam.

»Ich werde nicht zulassen«, rief Wakaba, »daß du *kaishaku* für Kenpachi-san wirst! Du sollst sein *seppuku* nicht entehren!«

Er war beinahe über dem Jungen, als dieser eine Art Hechtsprung nach dem Stock machte. Er landete auf dem Bauch und streckte den Arm, bis seine Finger den silbernen Griff fassen konnten.

Wakaba stieß mit dem Messer abwärts auf Todds Rücken, aber der Junge zog den Stock an die Brust, wälzte sich gewandt von dem Angreifer fort und schnellte empor. Er war jetzt zwischen Wakaba und DiPalma und hätte die Flucht ergreifen können. Statt dessen hielt er an und umfaßte den Stock mit beiden Händen nahe dem Griff, die Spitze auf Wakabas Magen gerichtet. »Verdammt, so lauf doch!« schrie DiPalma. »Komm hierher!«

Aber er konnte nur die zitternde Jan stützen und zusehen, wie der Leibwächter, von seiner Knieverletzung nur wenig behindert, Todd gegenüberstand. Er schob sich näher an den Jungen heran, um das Messer ins Spiel zu bringen, und der Junge, so unglaublich es scheinen mochte, schob sich seinerseits näher an den Japaner heran.

DiPalma stieß Jan beiseite. »Zurück, Todd! Laß ihn nicht heran!«

Der Junge wandte nicht den Kopf, noch antwortete er, sondern behielt Wakaba im Auge. Und hielt ihm unerschrocken stand.

Wakaba hatte die gewünschte Distanz, sprang vor und stieß mit aller Kraft nach Todds Hals. Jan kreischte, aber Todd wich kaltblütig nach links aus und zog den Kopf ein. Der Messerstoß ging über ihn hinweg. Im selben Augenblick führte er einen Rückhandschlag mit dem Stock gegen Wakabas schon einmal getroffenes Knie, so daß der Japaner einknickte.

Mit einem Knie am Boden, aus dem Gleichgewicht gebracht, stützte Wakaba sich mit der Messerhand aufs Pflaster. Er und Todd waren einander wieder gegenüber, die Köpfe beinahe in gleicher Höhe.

Als hätte er es hundertmal geübt, trat Todd auf Wakabas Messerhand und hielt sie am Boden fest. Dann, die Hände am Stock weit auseinander – die rechte Hand am Knauf, die linke nahe der Spitze –, stieß er einen wilden Schrei aus, der DiPalma lahmte, und trieb den Stock der Länge nach in Wakabas Kehle.

Der Leibwächter fiel wie ein Stein. Er wand und wälzte sich am Boden, die Augen traten ihm aus den Höhlen.

»Großer Gott«, flüsterte Jan, beide Hände vor dem Mund.

Benommen eilte DiPalma zu seinem Sohn, der mit kalter Befriedigung auf Wakaba hinabsah. Die Augen des Jungen waren halb geschlossen, und die Spur eines Lächelns umspielte seine Mundwinkel. Er stand selbstsicher und voller Zuversicht da, ein Kriegsherr, der ein Urteil verkündet und die Bestrafung vollzogen hatte.

DiPalma griff nach dem Stock, aber Todd hielt mit überraschender Kraft daran fest und funkelte seinen Vater an. Nach Sekunden erst entspannte er sich und ließ den Stock fahren. Und einen Augenblick später verdrehte er die Augen nach oben und brach in DiPalmas Armen zusammen.

DiPalma kniete nieder, ließ seinen Sohn behutsam zu Boden und fühlte nach dem Puls. Er war ungleichmäßig, aber kräftig. Er wischte ihm Schweiß von der Stirn, glättete das feuchte Haar des Jungen. Katharine hatte ihren Sohn in einer Weise verstanden, wie es ihm niemals gelingen würde.

Als er aufblickte, standen Jan und ein noch wankender Shuko hinter ihm. Bevor er sprechen konnte, wälzte Wakaba sich auf die Seite, das Gesicht zu Todd gewandt. Vor Minuten noch hatte er dem Jungen zugerufen, er werde nicht zulassen, daß er *kaishaku* für Kenpachi-san sein würde, daß er sein *seppuku* niemals entehren werde.

In diesem Augenblick verstand DiPalma. Die schreckliche Vorstellung machte ihm eine Gänsehaut. Kenpachi beabsichtigte Selbstmord zu begehen und wünschte, daß Todd ihn enthauptete. DiPalmas Sohn sollte der *kaishaku* des Regisseurs sein. Wakaba hatte ein paar Fragen zu beantworten, und zwar hier und jetzt.

Aber der Leibwächter lag im Sterben. Seine Augen hatten einen unnatürlichen Glanz, und sein Gesicht war vom Sauerstoffmangel dunkel verfärbt. Todd hatte ihm den Kehlkopf zermalmt, und nun ertrank Wakaba in seinem eigenen Blut.

Der Leibwächter tastete mit zitternder Hand nach Todd und brachte mit letzter Willensanstrengung ein einziges Wort hervor.

»Benkai«, röchelte er. Dann erschlaffte seine ausgestreckte Hand, und er war still.

23

Zürich

Ken Shiratori entstieg seinem chauffierten Mercedes und hielt ein, um den Glocken vom Großmünster zu lauschen, der achthundert Jahre alten Kathedrale, deren gotische Zwillingstürme das Symbol der schweizerischen Stadt waren. Er hatte sich auf dem Weg zu einer Frühstücksbesprechung verspätet. Die Glocken gemahnten ihn jedoch, daß es keine Flucht aus der Erinnerung gab. Einen Augenblick lang blickte der japanische Geschäftsmann in die Vergangenheit, bis er stirnrunzelnd den Kopf schüttelte und die Erinnerung verdrängte. Er hatte keine Zeit für tote und sterbende Dinge. Er gehörte der Zukunft.

Als die Glockenschläge verklungen waren, schritt Shiratori, flankiert von zwei Schweizer Leibwächtern, über den Gehsteig in sein Geschäftshaus an der Bahnhofstraße, Zürichs eleganter Prachtstraße, an der sich Banken, Luxusgeschäfte, Hochhäuser und Cafés aneinanderreihen. Bis vor kurzem war er mit einem Leibwächter ausgekommen. Aber die in letzter Zeit sich häufenden Ermordungen japanischer und westlicher Industrieller hatten Shiratori überzeugt, daß es zweckmäßig sei, zu allen Tages- und Nachtzeiten wenigstens zwei Leibwächter bei sich zu haben. Er war unschlüssig, ob er an die Existenz der Blutsbrüderschaft glauben sollte, die nach umlaufenden Gerüchten für die Mordtaten verantwortlich war, aber er wußte, daß man eine Gefahr vermehrte, indem man sie ignorierte.

Ein kalter Wind blies vom See herein. Shiratori trug weder einen Mantel noch eine Weste, und auf der Fahrt vom Dolder Grand Hotel, dem Märchenschloß von einem Hotel, das auf einem bewaldeten Hügel über der Stadt lag, hatte er dem Chauffeur Weisung gegeben, die Wagenheizung nicht einzuschalten. Er hatte auch die Bitte seiner Leibwächter, die Wagenfenster schließen zu dürfen, abgelehnt. Den mus-

kulösen Schweizern blieb nichts übrig als die Mantelkragen hochzuschlagen, in ihre Hände zu hauchen und rätoromanische Verwünschungen zu murmeln. Die Gefahr, daß sie verstanden wurden, war verschwindend gering: Nur ein Prozent der Schweizer bediente sich dieser Sprache. Die Leibwächter hatten unter sich einen Namen für Shiratori: ›Alter Spaltfuß‹. Der Leibhaftige. Wie sonst war diese Kälteunempfindlichkeit zu erklären?

Vor jedem größeren Geschäftsabschluß litt Shiratori unweigerlich unter einer biochemischen Störung; seine Haut rötete sich, seine Körpertemperatur stieg an, und er schwitzte so stark, daß er oft gezwungen war, den Konferenztisch zu verlassen, um die durchgeschwitzte Unterwäsche und das Hemd zu wechseln. Seine erhöhte Körpertemperatur machte ihn weder physisch krank noch beeinträchtigte sie sein Urteil. Er war seit seiner Jugend stets Herr seiner selbst gewesen, hatte vor langer Zeit gelernt, daß er alles, was zu tun in seiner Macht lag, auch unterlassen konnte.

An diesem Morgen sollte er mit einem Konsortium italienischer und französischer Bankenvertreter zusammenkommen, die sich bereit erklärt hatten, zweihundert Millionen Dollar in Shiratoris ehrgeizigstes Projekt zu investieren, einen Freizeit-Vergnügungspark in Tokio, der fünfhundert Millionen Dollar kosten und Japans modernsten Golfplatz erhalten sollte. Er hatte das benötigte Geld; tatsächlich war es relativ einfach gewesen, diese Summe zusammenzubringen. Shiratoris größtes Problem war der Ankauf der benötigten zusammenhängenden Grundstücksflächen in Tokio, wo die Bodenpreise jene noch überstiegen, die in Paris, Zürich und Manhattan verlangt und bezahlt wurden. Die Glocken des Großmünsters erinnerten ihn daran, daß er beim Erwerb der benötigten Flächen auch japanische Tradition zerstört und sich Feinde gemacht hatte.

Ken Shiratori war Anfang vierzig, ein schmächtiger, drahtiger Mann mit feingeschnittenen Zügen, die von einer Hasenscharte entstellt wurden. Diese versuchte er unter einem

Schnurrbart zu verstecken. Er war der Sohn eines japanischen Luftlinienpiloten und einer französischen Schauspielerin; seine Antwort auf dieses gemischte Erbe war die Entwicklung eines brutalen Instinkts für den Gelderwerb und seine leidenschaftslose und gefühlskalte Ausübung gewesen. Er war Eigentümer der größten Hotelkette Japans, besaß ein großes Aktienpaket einer bekannten Brauerei und war Partner in einer professionellen Baseballmannschaft. Er beherrschte auch eine Immobiliengesellschaft, die in ganz Japan Parzellen erwarb, sie mit *danchi,* billig erstellten Wohnblöcken, bebaute und die Wohnungen vermietete oder verkaufte.

Zu diesem Zweck entwurzelte Shiratori Tausende von armen Familien, ließ Hügel abtragen und zerstörte geheiligte Bäume und Parks. Für Tradition hatte er wenig übrig; für ihn war das alte Japan obsolet und unzeitgemäß.

»Japans Besessenheit von seiner Vergangenheit läßt nach«, hatte er in einer Ansprache vor einer Gruppe bewundernder junger japanischer Geschäftsleute vorgetragen. »Gewohnheit und Brauch sollten nicht über jede Kritik erhaben sein, noch sollten die Toten die Lebenden beherrschen.«

Shiratori machte kein Geheimnis von seinem *gaijin compurekksu,* seinem Glauben, daß die westliche Kultur der japanischen überlegen sei. Er sprach fließend englisch, trug sein Haar in Dauerwellen, ließ seine Kleider aus Beverly Hills und Saville Row kommen und hatte eine Amerikanerin zur Frau. Er war ein Rennbootmeister und hatte ein kleines Vermögen ausgegeben, um im Wettbewerb mit japanischen Bühnenagenten Spitzentalente des amerikanischen Schaugeschäfts für Gastspielreisen zu gewinnen.

Das Dasein bedeutete für Shiratori in erster Linie, daß er seinen Instinken treu blieb; sein Leben war dem Ziel gewidmet, sich über die Snobs zu erheben, die noch immer auf ihn herabsahen, weil er kein ›echter Japaner‹ war. Er prahlte gern, daß weder Feuer noch Krieg ihn so gut rächen könnten, wie er selbst es vermöchte.

Neben seinen luxuriösen Häusern in Tokio hatte er ständig eine Suite im New Yorker Hotel Carlyle gemietet und besaß Wohnungen in Los Angeles, Acapulco und Honolulu. Seine bevorzugte Stadt im Westen war jedoch Zürich. Unter den berühmt gewordenen ›Gnomen von Zürich‹, den Bankiers, die aus der Stadt ein Finanzzentrum der Welt gemacht hatten und für die Geld das Lebenselexier schlechthin war, fühlte er sich zu Hause. Den Schweizern war die Rassenmischung, der Shiratori seine Entstehung verdankte, so gleichgültig wie seine rücksichtslosen Geschäftspraktiken und seine Entschlossenheit, sich seine Traditionen selbst zu schaffen.

Das Leben in der Stadt der Banken gefiel Shiratori so sehr, daß er vier Monate des Jahres hier verbrachte. Seine Frau liebte die Züricher Altstadt mit ihrem Labyrinth schmaler, ansteigender Straßen und alter Häuser mit schmiedeisernen Schildern. Er zog das neue Zürich vor, insbesondere die Bahnhofstraße, diese schöne breite Prachtstraße, die sich länger als einen Kilometer vom Hauptbahnhof zum eisblauen Zürichsee erstreckte und die eine der teuersten Einkaufsstraßen der Welt war. Durch den Einfluß der Gnome war es Shiratori gelungen, ein Bürogebäude an der Bahnhofstraße zu erwerben, wo Goldtresore unter dem Pflaster vergraben waren und die Sommerluft süß vom Duft der Linden war.

Ohne Shiratori zu konsultieren, hatten die Gnomen eine Klausel in den Kaufvertrag eingefügt, die ihnen das Recht einräumte, zu einem von ihnen selbst festgesetzten Preis eine Beteiligung von zwanzig Prozent an dem Gebäude zu erwerben. Er war gezwungen gewesen, sich dieser Bedingung zu beugen; in Zürich war ohne die Billigung der Bankiers nichts zu erreichen.

Die Gnomen verdienten ihre aufgezwungene Partnerschaft, indem sie Shiratori halfen, seinen ehrgeizigen Freizeit- und Vergnügungspark zu finanzieren. Sie trieben die letzten zweihundert Millionen Dollar auf, die er brauchte, und gründeten Tarnfirmen, die es den europäischen Investoren gestatteten, anonym zu bleiben. In Schweizer Bank-

Instituten und im Ausland wurden Konten eingerichtet, und das Geld floß hin und zurück, bis kein französischer oder italienischer Steuerfahnder ihm auf die Spur kommen konnte.

Die Gnomen fanden auch eine erstklassige Anwaltskanzlei für Shiratori und fungierten als seine Finanzberater für den Freizeitpark. Einige Japaner betrachteten die Gnomen von Zürich als kaltblütig und mitleidlos, besessen von Geldgier und Gewinnsucht. Shiratori sah sie als brillante und energische Geschäftsleute, kühne Prinzen mit randlosen Brillen und kurzgeschnittenen Haaren. Bereitwillig zahlte er ihnen Gebühren in Höhe von vielen Millionen Dollar und überschrieb ihnen zwei Prozent vom Bruttogewinn des Freizeitparks.

Der Freizeitpark sollte Kosmos heißen und ein Science-Fiction-Thema haben. Es war die Welt der Zukunft, ungeborene Zeit, kommende Existenz. Es war Shiratoris Welt, und er hatte sie sorgfältig geplant, zuerst durch die Konsultation von Wissenschaftlern in sechs Ländern, dann durch die Beratung amerikanischer und britischer Filmtechniker, die an den erfolgreichsten Science-Fiction-Filmen der vergangenen zehn Jahre mitgearbeitet hatten. Kosmos sollte der großartigste Freizeit- und Erlebnispark seiner Art auf der Erde sein. Er entwickelte sich auch zum größten Problem in Shiratoris Leben.

Um das benötigte Baugelände an sich zu bringen, war er so rücksichtslos und unbarmherzig vorgegangen wie die Gnomen, hatte Geld, Einfluß und Beharrlichkeit aufgeboten, die seine Form von Mut war. Aber in Tokio, wo zu viele Menschen auf zu engem Raum zusammengedrängt lebten, war Bauland knapp. Die Presse, Bürgerinitiativen und Politiker griffen Shiratori an, daß er wertvollen Grundbesitz ›zusammenstehle‹ und Familien aus ihren Häusern und Wohnungen vertreibe. Shiratori tat die Kritiker mit einem Achselzucken ab. Er baute ein neues Japan, und nur die Unwissenden und Rückständigen würden sich dagegen stellen.

Um klarzumachen, wie er die Sache sah, wählte er eine

bestimmte Parzelle des aufgekauften Grundes für den Beginn der Planierungsarbeiten aus. Zwischen billigen Holzhäusern standen eine schöne Pagode und ein alter buddhistischer Tempel in einem kleinen Park. Es hieß, die Glocke des Tempels sei von Buddha selbst geweiht worden. Kaiser und Shogune hatten hier gebetet, und es gab Leute, die behaupteten, innerhalb seiner Wände Zeugen von Wundern geworden zu sein. Shiratori ignorierte alle Bitten, den Tempel zu verschonen. Öffentlicher Tadel vermochte ihn so wenig umzustimmen wie Drohbriefe und Kritik in den Medien.

Tausende von Japanern, die in der Nachbarschaft des Tempels lebten, unterzeichneten eine Unterschriftenaktion zur Verschonung des Tempels. Eine Abordnung von Mönchen, begleitet von Reportern, versuchte die Unterschriftenliste Shiratori in seinem Büro vorzulegen; er ließ sie nicht vor. Das Grundstück war rechtlich einwandfrei erworben worden, und die zuständigen Behörden hatten das Kosmos-Projekt, von dem man sich einen Touristenzustrom aus aller Welt versprach, ausdrücklich gebilligt. Was den Golfplatz betraf, so hatte Shiratori bereits Verbindungen mit amerikanischen und europäischen Golfverbänden aufgenommen, um ein Turnier zu veranstalten. Die Preisgelder sollten das Doppelte derer betragen, die bei ähnlichen Turnieren im Westen bezahlt wurden. Ob es den Leuten gefiel oder nicht, das Land und alles darauf gehörte ihm, und er konnte damit nach Belieben verfahren.

Dann erfuhr Shiratori von den drei Mönchen und ihrer Ankündigung. Sein Anwalt zeigte ihm den Brief.

»Ich erhielt ihn heute früh mit der Post«, sagte der Anwalt. »Kein Absender. Gestern abgestempelt. Nur eine kurze Mitteilung. Drei Mönche werden sich an dem Tag, an dem Sie mit dem Abriß des Tempels beginnen, selbst verbrennen.«

»Ich glaube, ich sollte dankbar sein«, sagte Shiratori. »Dies beweist, daß es auf der Erde wenigstens drei Männer gibt, die dümmer sind als ich. Ein vollkommenes Beispiel

gewissenhafter Einfalt. Behelligen Sie mich nicht mit diesem Unsinn. Wischen Sie sich mit der Nachricht den Hintern und spülen Sie sie in die Toilette. Nichts wird geschehen. Ich denke nicht daran, ihnen die Publizität zu verschaffen, die sie suchen. Kein Kommentar. Und das ist amtlich.«

»Aber wie, wenn die Mönche ernst machen? Wenn sie ihre Drohung ausführen und sich verbrennen?«

»Gott wird mir vergeben. Das ist sein Geschäft, nicht?«

Aber an dem Morgen, als mit dem Abriß begonnen werden sollte, langte Shiratori mit unbehaglichen Gefühlen am Schauplatz des Geschehens an. Seine Besorgnis wuchs, als er Tausende von Bürgern sah, die sich versammelt hatten, mühsam zurückgehalten von Polizeiverstärkungen, und als er das Rudel von Presse- und Fernsehberichterstattern gewahrte. Nach außen gab er sich distanziert, sogar erheitert. Nichts in der Welt war von Dauer. Nichts währte ewig. Er hatte die Verehrung der ›wahren Japaner‹ für die Vergangenheit nie geteilt und würde es niemals tun. Keiner würde den Abbruch dieses Tempels verhindern.

Dennoch hatte er ein ungutes Vorgefühl, das sich noch verstärkte, als die Tempelglocken zu läuten begannen. Die Menschenmenge, die bis dahin unruhig gewesen war, wurde still, und Shiratori, sein Ingenieur und sein Aufseher wandten die Köpfe zum Tempeleingang. Ein halbes Dutzend Mönche in safrangelben Gewändern, die rasierten Köpfe gebeugt, standen singend und betend auf den Stufen. Mehrere andere folgten ihnen aus dem Tempel. Sie spielten auf Flöten, Zimbeln und Trommeln. Zuletzt kamen drei Mönche mit Gebetbüchern und Gebetsriemen in den Händen.

Während diese drei vor dem Eingang niederknieten, läuteten die Glocken fort und fort, bis Shiratori den Wunsch verspürte, sich die Ohren zuzuhalten. Plötzlich haßte er diese Klänge. Zum Teufel mit den Mönchen. Er öffnete den Mund, um seinem Aufseher Anweisung zu geben, mit der Arbeit zu beginnen, als ein Aufstöhnen durch die Menge ging. Schreckensschreie wurden laut. Shiratori blickte zum Tempel und bekam ein flaues Gefühl im Magen.

Es geschah zu schnell, als daß Außenstehende hätten eingreifen können. Die drei knienden Mönche rissen Zündhölzer an und hielten sie an ihre bereits mit Benzin durchtränkten Kleider. Alle drei verwandelten sich augenblicklich in Feuersäulen. Ein entsetzter Shiratori war Zeuge, wie die Menschenmenge Polizisten zurückhielt, die zu den Mönchen eilen wollten. Gleichzeitig geriet die Menge in wachsende Erregung, die Schreie mehrten sich, es kam zu Handgreiflichkeiten, und die drei Mönche sanken zu Boden, eingehüllt in Flammen und schwarzen Rauch.

Die Glocken läuteten weiter, die übrigen Mönche sangen lauter, und in den Ohren des nun ängstlichen Shiratori nahm der Chor ihrer dröhnenden Stimmen einen unheilverkündenden Klang an. Die ersten Steine flogen, und eine Flasche segelte an ihm vorbei und zerbrach eine getönte Scheibe seiner Limousine. Als sei es ein Signal gewesen, hagelten jetzt Steine und Flaschen auf seine Leute nieder, die sich von ihren Planierraupen und Baumaschinen zurückzogen und mit bittenden Blicken zu ihm herschauten. Die Polizei war nicht mehr in der Lage, die aufgebrachten Menschen zurückzuhalten, und die Menge brandete auf Shiratori und die Handvoll seiner Angestellten zu. Ohne die Aufforderung der Polizei abzuwarten, warf er sich in den Wagen und floh aus dem Tempelbezirk.

Der Anblick der brennenden Mönche wollte ihm tagelang nicht aus dem Sinn. Ebenso wie der Klang der Tempelglokken.

Eine Woche später, nach einer amtlichen Untersuchung der Vorgänge und Dutzenden von negativen Presseberichten, wurde der Tempel abgerissen. Unterdessen betrachtete sich Shiratori, was er erreicht hatte, und wunderte sich, warum er nicht glücklich war.

Shiratori und seine zwei Leibwächter durchschritten das Foyer seines Zürcher Geschäftshauses zum Privataufzug, der von einem uniformierten Türken offengehalten wurde. Dieser Mann sprach sechs Sprachen und war in seiner Hei-

matstadt Istanbul Universitätsprofessor gewesen, ehe er vor Repressionsmaßnahmen der türkischen Regierung ins Ausland geflohen war. Der Aufzug wurde nur von Shiratori benutzt und blieb versperrt, wenn er nicht in Zürich war. Der Türke verwahrte die Schlüssel und war Shiratori so dankbar für den Arbeitsplatz, daß er gelobt hatte, eher zu sterben als die Schlüssel ›Unbefugten‹ auszuhändigen.

Schweißperlen standen Shiratori auf der Stirn und rannen ihm von der Oberlippe aufs Kinn. Seine Hände waren feucht, seine Haut heiß, als stünde er vor einer brüllenden Feuersbrunst. Auch spürte er eine sexuelle Erregung. Er lächelte. Sein Körper signalisierte ihm, daß er bereit war, den Gnomen, den Italienern, den Franzosen und dem Dutzend Anwälte gegenüberzutreten, die ihn im Konferenzraum erwarteten.

Er trat zur Rückwand des teppichbelegten, mit polierter Eiche ausgekleideten Aufzugkorbs, die beiden Leibwächter folgten ihm, und einer drückte den Knopf. Die Tür schloß sich vor dem lächelnden Türken, der die Schlüssel in die Höhe hielt. Shiratori schenkte ihm keine Beachtung. Er hatte sich auf anderes zu konzentrieren. Bevor er den Konferenzraum betrat, mußte er sein Hemd wechseln. Dasjenige, das er jetzt trug, war zum Auswringen naß. Ein gutes Zeichen.

Der Aufzug war schnell und leise. Dreiunddreißig Stockwerke ohne Halt in wenigen Sekunden.

Der Aufzug fuhr an, beschleunigte merklich, verlangsamte wieder und hielt.

Sie waren noch nicht am Ziel. Shiratori drängte sich ärgerlich an einem der Leibwächter vorbei und schlug mit der Faust auf den Starterknopf. Nichts. Er tat es noch einmal, und wieder. Ohne Erfolg.

»Scheiße«, sagte er auf englisch. »Ruft den Türken unten an. Er hat dafür zu sorgen, daß dieses verdammte Ding funktioniert, wenn ich in Zürich bin. Sagt diesem Kanaken, er soll den Aufzug in Bewegung setzen und zwar sofort.«

Felix, der ältere der beiden, schob eine Edelstahlverklei-

dung unter den Aufzugknöpfen beiseite, um die Gegensprechanlage einzuschalten. Nach ein paar Sekunden sagte er: »Mr. Shiratori, wir haben ein Problem.«

»Ich bin nicht an Problemen interessiert, nur an Resultaten.«

»Es gibt kein Telefon.«

Das Gerät war entfernt worden, die Kabelanschlüsse abgeschnitten.

Felix und der andere Leibwächter, Stephan, tauschten Blicke aus. Felix zupfte an seinem Ohrläppchen, eine Gewohnheit von ihm, wenn er auf etwas Verdächtiges stieß.

Shiratori lehnte sich gegen die Rückwand der Kabine und rieb die Handflächen an den Hosenbeinen. Er war im Begriff, die Selbstbeherrschung zu verlieren. Die Schweißabsonderung hatte aufgehört. Er sah auf seine Armbanduhr. Acht Uhr zwanzig. Er mußte hinaus aus diesem verdammten Aufzug. Um sich zu beruhigen, griff er nach seinen Zigaretten.

Felix blickte zur Decke auf. »Würde ich an Ihrer Stelle nicht tun, Mr. Shiratori. Rauchen, meine ich. Ich weiß nicht, wie lange wir hier eingeschlossen sein werden. Da ist es besser, die Luft, die wir haben, zu sparen. Im Dach ist eine Klappe. Vielleicht kann einer von uns auf diesem Weg hinaus und sehen, wie nahe wir einem der Stockwerke sind.«

Er wandte sich zu Stephan. »Du bist hier der Turner. Oder warst es als Schuljunge.«

Stephan lächelte. »Das ist eine Weile her. Aber ich werde es versuchen.«

Shiratori rang die Hände und nickte. Seine Stimme wurde sanft; er spürte, daß er am Rand eines Nervenzusammenbruchs war. »Tut, was ihr könnt, um uns hier herauszubringen. Ich ertrage diese Abgeschlossenheit nicht. Ich brauche Luft.«

»Wir tun, was wir können«, sagte Felix. »Stephan, du steigst auf meine Schultern.« Er kauerte nieder, Stephan zog sich die Schuhe aus und setzte sich auf seine Schultern. Felix stand auf und hob seinen Gefährten in Reichweite der

Decke. Stephan entriegelte den Notausstieg und warf die Klappe zurück. Das Geräusch der zurückfallenden Klappe hallte im dunklen Aufzugschacht. Felix versuchte mit kleinen Schritten auszugleichen, als Stephan sich hinaufzog und erst die Knie, dann die Füße auf seine Schultern setzte, sich dann durch die Öffnung zwängte und verschwand. Shiratori fühlte, wie die Aufzugkabine zwischen ihren Leitschienen schwankte. Stephan ging oben hin und her.

Felix rief hinauf: »He, Stephan, mach dich leichter da oben. Du bist schwer.«

Stephans Antwort war ein Echo. »Sehr finster in dem Schacht. Vielleicht, wenn ich mein Feuerzeug –«

Auf einmal stieß die Kabine so heftig hin und her, daß Shiratori und Felix beinahe aus dem Gleichgewicht kamen. Sie ruckte am Kabel und klapperte metallisch an den Führungsschienen.

Felix räusperte sich. Er wollte Stephan nicht vor diesem arroganten Schlitzauge kritisieren, aber was er da oben machte, war gefährlich. »Stephan, ich glaube …«

Shiratori war außer sich. »Bist du verrückt, dummer Kerl?« schrie er hinauf. »Komm sofort runter, oder du bist deinen Job los. Und ich werde dafür sorgen, daß du nie …«

Etwas Hartes, Nasses und Rotes flog durch die Klappe, prallte von Shiratoris Schulter ab und landete auf dem weichen Teppich.

Stephans Kopf. Die Augen weit geöffnet. Hals und Kinn rot und glänzend vom warmen Blut.

Mit einem entsetzten Winseln zog Shiratori sich in einen Winkel zurück, die Hände an den Kopf gepreßt. Die Glokken. Die Glocken. Und Tod.

Felix starrte auf den Kopf seines Freundes, ein Würgen im Hals. Und als er das Geräusch über sich hörte, versuchte er alles gleichzeitig zu tun. Versuchte sich auf seine Ausbildung zu besinnen. Dem Feind das Gesicht zuwenden. Die PPK Walther ziehen. Die Waffe entsichern. Das Magazin in den Dreckskerl pumpen.

Der *ninja* war schneller und kaltlütiger. Er fiel durch die

Deckenklappe, landete mit beiden Knien auf Felix' Rücken. Der Leibwächter, dem unter diesem Anprall der Atem wegblieb, fiel vorwärts und schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Er war benommen auf den Knien, die PPK Walther noch in der Hand, als die schwarzgekleidete Gestalt ihm in einer glatten Bewegung von hinten die Kehle durchschnitt.

Dann sprang der *ninja* auf den kreischenden Shiratori zu.

Augenblicke später steckte der *ninja* das Messer wieder hinten in den Hosenbund, ging in die Hocke und schnellte wie eine Stahlfeder in die Höhe, wo herabhängende Arme seine Handgelenke umfaßten und ihn hinaufzogen. Verschwand dann durch die Öffnung, und die Klappe wurde geschlossen.

Im finsteren Aufzugschacht kletterten drei schwarzgekleidete Gestalten an dem Zugkabel der Aufzugkabine hoch mit der Gewandtheit von Akrobaten.

24

Tokio

Der Geruch verursachte Jan Übelkeit. Sie kehrte dem Feuer, das im Hof des Tempels brannte, entschlossen den Rücken, zog ein Papiertaschentuch aus ihrer Schultertasche und hielt es sich vor die Nase. Ein paar Sekunden später war sie dessen überdrüssig. Wo stand geschrieben, daß sie dem Aufnahmeteam bei der Arbeit im Nacken sitzen mußte? Sie schirmte die Augen gegen die brennende Sonne ab, überquerte den Hof und blieb dann dort stehen, wo im Schatten sich verfärbender Gingkobäume ein Teich mit Seerosen lag. Von hier aus beobachtete sie das zweite Aufnahmeteam, wie es zwei buddhistische Priester beim Verbrennen einer Kollektion von Puppen in der Mitte des Tempelhofes filmte. Frauen und Mädchen umringten die Priester, als sie Dut-

zende von beschädigten und abgenutzten Puppen auf einen großen Metallrost voll glühender Kohlen legten. Es war eine alte und bewegende Zeremonie, aber der Gestank verbrennenden Kunststoffs zwang Jan, sie aus einiger Entfernung zu betrachten.

Für die Japaner waren Puppen mehr als bloßes Spielzeug. Sie verlangten zu allen Zeiten Liebe und Rücksichtnahme. Kinderlose und unverheiratete Frauen hatten Puppen, die ihre Einsamkeit linderten, und behandelten sie wie Säuglinge. Mit der Zeit sollte solche Zuneigung in der Puppe eine Seele erschaffen. Aus diesem Grunde konnte eine Puppe, wenn sie zu zerfallen begann, nicht wie Müll behandelt werden.

Angemessener Respekt verlangte ihre Zerstörung durch reinigendes Feuer oder Wasser. Manche Frauen oder Mädchen setzten alte Puppen in einen Fluß aus oder überließen es den Gezeiten, sie auf die See hinauszutragen. Andere, wie jene, die Jan jetzt beobachtete, brachten ihre Puppen in einen Tempel, um sie dort vom reinigenden Feuer verzehren zu lassen. Für eine kleine Spende hatte Jans Aufnahmeteam die Erlaubnis erhalten, eine Puppenverbrennungszeremonie in einem ärmlichen Viertel dürftiger Holzhäuser mit papierbespannten Schiebetüren zu filmen.

Weil Schlösser in solchen Türen nutzlos waren, blieb ein Mitglied des Haushalts immer zu Haus, um dieses gegen Einbrecher zu bewachen. Heute beugten sich Dutzende von Bewohnern aus den Fenstern und standen in Türöffnungen, um die Schauspieler und die Filmtechniker zu betrachten. Um die Mitarbeit der Nachbarschaft zu gewinnen, war ein japanisches Mitglied des Teams in der Nähe des Tempels auf die Straße gegangen und hatte den Einheimischen die gesamte Handlung des Filmes erklärt und vorgespielt; dabei ging er sogar so weit, sich fallen zu lassen, als er ›erschossen‹ wurde.

Im Augenblick wäre Jan imstande gewesen, Kon Kenpachi zu erschießen. Um acht Uhr früh hatte er einen Termin bei der Tokioter Polizei; es war die fünfte Vorladung an ge-

nauso vielen Tagen, und alle standen sie im Zusammenhang mit dem Tod Wakabas. Inzwischen war es Mittag vorbei, und von Kon fehlte jede Nachricht. Nicht einmal ein kurzer Anruf, der Jan wissen ließ, wann er zum Drehort zurückkommen würde. Die Produktionskosten erreichten jetzt annähernd sechzigtausend Dollar am Tag, und Jans erster Film drohte in Ermangelung eines Regisseurs vor die Hunde zu gehen.

Was sie bisher gerettet hatte, war Sam, ihr tüchtiger Produktionschef, der rasch auf die Zwischenszene umgeschaltet hatte, die Puppenverbrennung im Tempelhof. Das war etwas, was das zweite Team ohne Kenpachi machen konnte. Unter dem ersten Regieassistenten filmte das Team Außenaufnahmen für Einblendungen zwischen den eigentlichen Handlungsszenen – Menschenmengen, Verfolgungsjagden, Überschwemmungen, Lawinen – Szenen, an denen keiner der Hauptdarsteller beteiligt war und die keinen Regisseur benötigten. Die Puppen Verbrennung sollte eingefügt werden, während Tom Gennaro und Kelly Keighley über die Verwendung des *yakuza*-Geldes diskutierten, das Gennaros japanische Freundin gestohlen hatte.

Gennaro und Keighley hätten schon am Morgen vor der Kamera stehen sollen. Statt dessen hatten sie gelangweilt herumgesessen, bis sie beschlossen hatten, wegzugehen und sich zu amüsieren, bis Kon zurückkäme. Beide Schauspieler waren Egozentriker mit entsprechenden Starallüren; wenn sie bereit waren zu arbeiten, sollten alle anderen auch bereit sein. Jan hatte beiden gut zugeredet und sie beruhigt, aber solange sie nichts zu tun hatten, waren sie nicht kontrollierbar. Gennaro war in einer Seitenstraße, wo er mit einigen amerikanischen und britischen Chargen Ball spielte. Keighley schlenderte mit seiner minderjährigen venezolanischen Geliebten unter den Trauerweiden umher, die das Ufer des Sumida-Flusses säumten.

Jan glaubte an ein straff eingeteiltes Produktionsprogramm, wie sie es beim Fernsehen gelernt hatte, wo es so etwas wie zu schnelles Arbeiten nicht gab. Ein Produzent ge-

stattete Schauspielern – insbesondere teuren Schauspielern – aber niemals, sich zu langweilen. Gelangweilte Schauspieler lieferten langweilige Darstellungen. Ohne einen starken Regisseur oder Produzenten konnten Schauspieler leicht das Interesse an einem Film verlieren. Oder, noch schlimmer, sie konnten versuchen, die Produktion zu übernehmen.

Aber wenn Gott gewollt hätte, daß Schauspieler ihre Regie selbst führten, hätte er sie alle fett und kahlköpfig gemacht und Hitchcock getauft.

In der Woche seit Wakabas Tod hatte Kon soviel Zeit bei der Polizei verbracht, daß die Filmleute ihm den Spitznamen ›Monopoly-Mann‹ gegeben hatten.

»Weil er nicht über Los geht, kein Geld kassiert und direkt ins Gefängnis muß.«

Nicht sehr komisch. Ohne Kenpachi hatte Jan keinen Film. Sie durfte nicht scheitern, nicht beim ersten Kinofilm. Wenn man scheiterte, gab es in Hollywood kein Erbarmen. Versagen war eine ansteckende Krankheit. Über jeden, der damit niederkam, wurde das Urteil gesprochen.

»Bleiben Sie hier draußen nie hinter den Erwartungen zurück, Mädchen«, hatte ihr ein schwarzer Produktionsleiter bei ihrem ersten Aufenthalt in Los Angeles gesagt. »Das ist genauso, als wenn Sie zugäben, daß ihre Füße stinken, Sie einen schlechten Atem haben und unseren Herrn Jesus nicht lieben.«

Warum setzte die Polizei Kon unter Druck? Er hatte Wakaba nicht getötet. Todd hatte das getan. In Notwehr und vor Zeugen. Er war weiß Gott ein netter Junge, aber nach allem, was Jan von ihm gesehen hatte, war ihr ziemlich klar, daß er einen mehr als mörderischen Charakterzug hatte. In Hongkong war sie beim Anblick des auf den Fahnenmast gespießten Geoffrey Laycock beinahe ohnmächtig geworden. Aber als Todd aus dem Fenster hinuntergeschaut hatte, war Jan ein Lächeln um seinen Mund aufgefallen.

Die Polizei von Hongkong, der nichts fremd war, was es auf dem Gebiet der Gewaltverbrechen gab, hatte nie einen

Mann umkommen sehen, wie Laycook umgekommen war. Und das Krankenhauspersonal der Nachtschicht war entsetzt gewesen; einige hatten, wie Jan, Beruhigungsmittel nehmen müssen.

Todd war ungerührt geblieben. Er hatte an Franks Bett gestanden und seinen bewußtlosen Vater betrachtet, als ob er, Todd, der Vater, der Beschützer wäre, und Frank das Kind, das seines Schutzes bedurfte.

In Tokio hatte derselbe Junge einen messerbewehrten erwachsenen Mann getötet, der einen Zentner mehr wog als er selbst. Auch unheimlich. Jan hatte versucht, sich einzureden, daß der Junge in nervöser Überreiztheit gehandelt habe, daß die Gefahr in der Sackgasse in ihm einen Adrenalinstoß bewirkt habe und daß ihm einfach das Glück hold gewesen sei. Doch je mehr sie darüber nachdachte und Verbindung mit dem Vorfall im Hongkonger Krankenhaus suchte, desto fester glaubte sie, daß Todd genau gewußt hatte, was er tat.

In ihren Augen begann Todd Hansard, sich immer weniger als der niedliche kleine Junge und immer mehr als ein unheimliches Monster auszunehmen. Auch Frank mußte es bemerkt haben. Ihm entging wenig.

Was steckte hinter Wakabas unverständlichem Haß auf Todd? Bis vor ein paar Wochen, als die Filmarbeiten zu Außenaufnahmen nachHongkong verlegtworden waren, hatten die beiden einander nie gesehen. Als sie Frank gefragt hatte, warum Wakaba seinem Jungen diesen Haß entgegengebracht hatte, war seine einzige Antwort gewesen: »Der Mann hatte einen Dachschaden. Lassen wir es dabei bewenden.«

Was ihr sofort verraten hatte, daß er etwas zurückhielt. Seine halbgeschlossenen Augen schienen noch undurchdringlicher als sonst, und wenn er Jan anschaute, las sie Herausforderung und Distanz aus seinem Blick.

Im Schloß Ikuba, bei einem Glas, hatte sie Kon Kenpachi dieselbe Frage gestellt. Seine Antwort war ausführlicher, aber auch einfach gewesen.

»Eifersucht. Die größte aller Bestrafungen. Ich hatte Todd

eine kleine Nebenrolle in *Ukiyo* angeboten und mich geweigert, das gleiche für Wakaba zu tun.«

Jan wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Kon, ich habe gehört, daß Leute fürs Leben gern zum Film wollen. Aber Mord? Nichts für ungut, aber damit stellst du Wakaba als einen Schwachsinnigen hin.«

»Es steckt ein bißchen mehr dahinter.«

Sie nippte vom französischen Mandellikör. »Das ist bei dir immer der Fall.«

»Ich würde Todd sehr gern in einem eigenen Film herausstellen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ich bin nicht bereit, öffentlich darüber zu diskutieren, aber ich habe ein Projekt für den Jungen im Kopf. Ich bewundere die Art und Weise, wie Stephen Spielberg mit Kindern arbeitet. Er versteht es, eine Geschichte aus ihrem Blickwinkel zu erzählen, während es ihm gelingt, das Interesse der Erwachsenen wachzuhalten. So etwas habe ich mir für Todd vorgenommen. Der Junge hat eine gewisse Anziehungskraft, eine einzelgängerische, grüblerische Qualität, die ich ganz gut auf die Leinwand bringen könnte.«

»Aber er hat nie Schauspielunterricht gehabt. Woher willst du wissen, daß er talentiert ist?«

»Es ist mein Geschäft, so etwas zu erkennen. Außerdem hängen die meisten meiner Filme von Darstellern ab, die ihre Schönheit, ihre Lebhaftigkeit nicht verloren haben.« Sein Blick wurde sinnend, und seine Stimme zärtlich. »Schönheit, Jugend und Tod. So unwiderstehlich.«

»Du meinst, wie James Dean, Valentine, Jean Harlow.«

Er nickte energisch. »Ja. Das ist genau, was ich meine. Und jetzt sind sie schön für alle Zeit. Wie unser eigener Yukio Mishima, den manche jetzt als einen Gott betrachten. Durch den Tod kann man für alle Zeit leben.«

Jan haßte diese Art von Reden. Aber Kon war ein Darsteller, und Darsteller hatten alle etwas von einem Fanatiker an sich. »Ich nehme an«, sagte sie, »du hast Todds Filmkarriere noch nicht mit Frank besprochen.«

Kenpachi trank aus, füllte ihre Gläser auf. »Mr. DiPalmas Leben und das meinige sind in jeder nur denkbaren Weise gegenläufig. Ihm mißfällt die Vorstellung, daß sein Sohn in meiner Gesellschaft ist.«

Jan langte über den Tisch und berührte Kenpachis Arm. »Mein Lieber, man kann wirklich nicht sagen, du hättest dein Leben im Streben nach Sauberkeit zugebracht.«

»Ich kann dir versichern, daß ich kein sexuelles Interesse an dem Jungen habe, wenn es das ist, was du andeuten willst. Wakaba ist eifersüchtig, ja. Aber ihn konnte keine Beziehung erfreuen, die ich mit anderen Männern hatte.«

»Sexuell oder anderweitig?«

»Sexuell oder anderweitig.«

»Hattest du ein Liebesverhältnis mit Wakaba?«

Ein leises Lächeln ging über Kenpachis Züge, aber es verriet ihr nichts. »Freude artikuliert sich selbst«, sagte er. »Freude findet ihre eigene Stimme. Dann kommt ein Tag, wenn diese Stimme verstummt. Trunkenheit ist vorübergehend und läßt unausweichlich nach. Wakaba fand diesen Teil unserer Beziehung schwierig zu verkraften.«

»Ich verstehe. Heute ein Hühnchen, morgen ein Federwisch. Früher oder später muß jeder in Kenpachis Leben aufstehen und seinen oder ihren Platz anderen überlassen.«

Sie nahm einen Schluck vom Mandellikör. Sie fühlte sich entspannt, wagemutig, sie wollte Kon herausfordern. Warum nicht? Warum ein Verhältnis miteinander haben, wenn man dem anderen nicht gelegentlich einen Tritt vors Schienbein geben kann?

»Soweit ich sehen konnte«, sagte sie, »war Wakaba dir sehr treu ergeben. Doch du behandelst seinen Tod, als wäre er nicht ernster zu nehmen als eine Scheibe Toast, die zu Boden fällt. Keine Tränen, kein langes Gesicht. Ist es, weil die Show weitergehen muß, oder was?«

Kenpachi warf ihr einen ärgerlichen Blick zu, und einen Augenblick fürchtete sie, er könnte zuschlagen. Dann zuckte er die Schultern und sagte: »Wakaba versuchte den Jun-

gen zu töten. Das kann ich ihm niemals vergeben. Todd ist für mich von enormer Bedeutung.«

»Da wir von Filmen sprechen, der unsrige ist hinter dem Plan zurück. Seit Wakabas Tod ist noch kein Tag vergangen, an dem du nicht von der Polizei vorgeladen worden wärst. Unterdessen verlieren wir Zeit, und Zeit ist Geld.«

»Vielleicht ist dies ein Punkt, den du mit deinem Freund diskutieren solltest, Mr. DiPalma.«

»Das verstehe ich nicht. Willst du sagen, die Dreharbeiten blieben wegen Frank DiPalma hinter dem Terminplan zurück?«

»Hauptmann Shuko ist sein Freund. Und Shuko ist es, der darauf besteht, daß ich in seinem Büro erscheine, wann immer ihm danach ist.«

»Wenn ich das recht verstehe, sagst du, daß Frank dich für Wakabas Mordversuch an dem Jungen verantwortlich macht. Und daß er Shuko als Werkzeug gebraucht, um es dir heimzuzahlen.«

Kenpachi sah sie mit Geringschätzung an. »Wenn es um DiPalma geht, so ist dein Verstand nicht gerade von Weisheit geleitet. Der Tag wird bald kommen, da du gezwungen sein wirst, dich mit den Dingen zu beschäftigen, von denen du gegenwärtig nichts wissen willst. Ist dir nicht der Gedanke gekommen, daß DiPalma sich in der Angelegenheit von Katharine Hansards Tod extrem schuldig fühlt?«

»Das sagte er mir, ja.«

»Gibt es dann nicht einen Sinn, daß dieses Schuldgefühl seine Einstellung in der Angelegenheit des Jungen beeinflußt und verfestigt haben könnte?«

»Alles ist möglich, nehme ich an.«

»Er wäre nicht der erste Mann, der die Verantwortung für sein eigenes Handeln nicht übernehmen möchte. Es sollte dich nicht überraschen, daß er seine Schuld auf andere abzuwälzen versucht. Du weißt, warum er hier in Tokio ist.«

»Er führt Nachforschungen über die Hintergründe von Katharine Hansards Tod«, sagte Jan.

»Für den er Nosaka-san verantwortlich macht. Und um

an Nosaka-san heranzukommen, läßt DiPalma mich vom Hauptmann Shuko drangsalieren, mit der Hoffnung, daß ich solcher Behandlung bald überdrüssig werde und ihnen helfe, einen großen Mann zu zerstören. DiPalma geht so weit, daß er in Nosaka-sans Geschäftsangelegenheiten herumschnüffelt. «

»Frank sagt, Nosaka stecke bis über die Ohren in Industriespionage …«

Kenpachi schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Jan auf ihrem Stuhl zusammenschreckte. »Du bist jetzt in Japan. Hier existiert Industriespionage nicht. Was unsere Regierungsstellen und Geschäftsleute an Informationen sammeln, geschieht zum Wohl unseres Landes. Vieles von dem, was wir sammeln, ist Allgemeinwissen, jedem zugänglich, der sich die Zeit nimmt, es zu sammeln. Wir spionieren nicht. Hast du mich gehört? Wir spionieren nicht!«

Jan hielt Einhalt gebietend die Hand hoch. »Wenn es dir nichts ausmacht, ich würde es zu schätzen wissen, nicht angeschrien zu werden. Nenne es hier, wie du willst. Was Frank beschäftigt, sind die Auswirkungen von Nosakas Informationsbeschaffungen in Amerika und vielleicht in einigen anderen Ländern. Er hat genauso ein Recht auf seine Meinung wie du auf die deinige. Ich möchte jetzt nicht darauf eingehen. Du sagtest sinngemäß, Shuko habe sich in diese Sache eingeschaltet, weil Frank ihn darum gebeten habe. Vorausgesetzt, Shuko ist nicht schwachsinnig und wird nicht bestochen, warum sollte ein Mann in seiner Stellung etwas so Dummes tun? Man sollte meinen, er würde sich als erster auf Nosakas Seite schlagen. Sehen wir die Dinge, wie sie sind: Frank ist hier ein Ausländer, ein Außenseiter. Shuko und Nosaka sind beide Japaner, oder waren es, als ich das letzte Mal hinschaute.«

Kenpachi erhob sich und stand mit gespreizten Beinen, die Arme auf der Brust verschränkt. Genau wie Yul Brynner in *The King and I,* dachte Jan. Bloß hat der König diesmal nur einen Untertanen in die Schranken zu weisen. Mich.

»Shuko ist Abschaum«, sagte Kenpachi. »Er hat sein eige-

nes Wohl im Auge, nicht das Wohl Japans. Während des Zweiten Weltkrieges war sein Vater ein Armeeoffizier, der in einer Zeit, als sein Vaterland ihn brauchte, Schande auf sich lud. Shukos Vater verriet Japan. Dafür wurde er von Nosaka-san hingerichtet. Shuko, der kein Mann ist, hat nie aufgehört, Nosaka-san zu hassen, weil er seine Pflicht tat. Das ist es, was Shuko und DiPalma gemeinsam haben. Beide sind zu schwach, die Verantwortung für ihr eigenes Karma zu tragen. Beide sind nun darauf aus, Nosaka-san die Schuld an ihrer eigenen Schwäche zu geben.«

»Frank hat mir nie davon erzählt.«

»Und wenn er hätte?«

Sie nahm ihre Zigaretten aus der Handtasche, schüttelte eine aus der Packung und zündete sie an. Sie blies den Rauch zur lackierten Decke. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Soviel ich weiß, denken die Frauen deines Landes für sich selbst.«

»Ich arbeite noch an dem Unterschied zwischen Gründen, die sich beide gut anhören; das ist vernünftiges Abwägen. Komm zur Sache.«

»Die Sache, mein liebes, frei denkendes amerikanisches Kind, ist, daß du selbständig und unabhängig von Frank DiPalma überlegen solltest. Wenn du der Sache nachgehst, wirst du finden, daß der Kaiser selbst die Exekution von Shukos Vater durch Nosaka-san billigte. Der Kaiser stellte Nosaka-san unter seinen persönlichen Schutz, unter dem er sich bis heute befindet. Shuko und allen Angehörigen seiner Familie ist verboten, Nosaka-san Schaden zuzufügen. Dies hindert sie jedoch nicht daran, andere dafür zu gewinnen, daß sie die Dreckarbeit für sie machen.«

»Du meinst Frank?«

»Er trägt alle Zeit zwei tote Frauen mit sich herum, nicht wahr? Er versucht sogar deinen Vater in diese Scharade zu verstricken.«

Jan hob das Kinn. »Mein Vater ist beteiligt. Ich brauchte nicht Frank, um das zu wissen.«

Kenpachi trat näher. »Der Umstand, daß dein Vater und Nosaka-san in Geschäftsverbindung stehen und an gemeinsamen Unternehmen beteiligt sind, verstrickt sie nicht in eine verbrecherische Verschwörung. Ist es nicht denkbar, daß die Unterlagen, die sich jetzt im Besitz deines Vaters befinden, nichts weiter sind als Fälschungen?«

»Und wer würde sich der Mühe unterziehen, Akten und Schriftverkehr von Nosakas Bank und anderen Unternehmen zu fälschen?«

Er ließ sich neben ihr auf die Knie nieder und grinste wie ein Schuljunge. »Mr. DiPalma würde das mit Freuden tun. Er ist von rachsüchtiger Natur.«

Jan berührte seine Stirn mit der ihren. »Leidenschaftlicher Sizilianer und alles das. Vergiß nicht, daß Leute wie er gern bunte Farben und spitze Schuhe tragen.« Sie lehnte sich zurück. »Nun, nachdem wir das Offensichtliche abgehandelt haben, laß dir sagen, daß mein Vater die Akten für echt hält. Und Frank war nicht derjenige, der sie zusammenstellte. Das war Todds Stiefvater. Unterdessen hat Papa viel Mühe auf sich genommen, diese Unterlagen zu schützen.«

»Und was genau hat er zu ihrem Schutz getan?«

Jan seufzte und griff zu ihrem Glas. »Sich wieder ins Krankenhaus einweisen lassen. Er sagt, oder vielmehr der unheimliche kleine Mann, der für seine Sicherheit verantwortlich ist, sagt, das Krankenhaus sei der sicherste Ort. Leicht zu bewachen und derlei Unsinn. Der unheimliche kleine Mann, jemand namens Nullabor, meint, er könne meinen Vater im Krankenhaus besser beschützen als in einem seiner Häuser. Nach allem, was ich erfahren habe, sind die Unterlagen immer in Reichweite.«

Kenpachi küßte ihre Handfläche. »Wenn du schützen sagst, meinst du die Blutsbrüderschaft, nehme ich an?«

Jan nickte. »Ich muß dir sagen, ich weiß wirklich nicht, was vorgeht. Ein Teil von mir sagt, daß Papa auf seine alten Tage paranoid wird. Der andere Teil sagt, daß zwei Freunde meines Vaters tot sind, und sie wurden nicht totgekitzelt. Salvatore Verna und Duncan Ivy. Mein Gott, ich kannte die

beiden von Jugend auf. Was soll ich also tun? Hat mein Vater recht oder nicht?«

»Ich sehe die Verwirrung in dir. Dein Geist ist eine Serie veränderlicher Winde. Hat DiPalma mehr über deinen Vater gesagt?«

Sie trank ihr Glas leer, bevor sie sprach. »Das ist es ja; Frank und ich haben einander weder gesehen noch gesprochen, seit … seit der Geschichte mit Wakaba. Es stimmt, er läuft in ganz Tokio herum und versucht Einzelheiten über Nosakas Leben auszugraben. Aber ich fühle einen kühlen Luftzug aus seiner Richtung. Eine entschieden kalte Strömung seit jenem Abend. Er scheint mir nicht mehr anvertrauen zu wollen, als er muß.«

Kenpachi nahm ihr Kinn zwischen beide Hände und drehte ihr Gesicht behutsam zu sich. »Dir etwas anzuvertrauen, heißt vielleicht, mir etwas anzuvertrauen. Oder er könnte auf unsere Beziehung eifersüchtig sein. Ich glaube, du spürst noch immer eine Zuneigung zu ihm, und es fällt mir schwer, das hinzunehmen. Jedenfalls kannst du ihn dir nicht aus dem Kopf schlagen.«

Ihr Lächeln war kläglich. »Reden wir lieber über die Monsunregen, die nächsten Monat fällig sind. Sie könnten weitere Verzögerungen verursachen. Du wirst dir freinehmen müssen, um zu der Retrospektive im Lincoln Center nach New York zu fliegen, denn das ist ein wichtiger Anlaß. Der japanische Botschafter wird aus Washington kommen, und wir haben Anfragen von mehr als dreihundert Pressevertretern, die darüber berichten wollen …«

Kenpachi, noch auf den Knien, machte mit der Zungenspitze Kreise in ihrer Handfläche. Jan erschauerte bei dem Gedanken an vorausgegangene Liebesfreuden mit ihm. Und Erniedrigungen. Sie räusperte sich. »Wir stellen eine Reihe von Ausschnitten aus deinen alten Filmen zusammen. Ich möchte auch ein paar Szenen aus *Ukiyo* miteinzubeziehen. Sagte ich dir schon, daß die Filmgesellschaft *Ukiyo* noch ins Dezemberprogramm hineinnehmen will, um den Film für die Preisverleihung zu nominieren? Es wird von ei-

nem Festbankett gesprochen, das nach der Welturaufführung im New Yorker Metropolitan Museum stattfinden soll, verbunden mit einem Galaball …«

Er brachte sie mit einem Kuß zum Schweigen. Mehr gab es für sie nicht zu sagen. Was hatten sie gemeinsam? Den Film, natürlich, und eine Liebe zu Japan. Und eine Bereitschaft, an sich selbst zu akzeptieren, was sie an anderen niemals dulden würden. Beide waren zu oft vom Verlangen beherrscht, und wenn dieses Verlangen befriedigt war, glaubten sie beide, alles zu besitzen.

Gab es eine Antwort auf die Frage nach dem Verlangen? Oder hatte Jan, indem sie sich von Frank DiPalma gelöst hatte, der Antwort den Rücken gekehrt? Seit er wieder in ihr Gesichtsfeld gekommen war, erinnerte sie sich der Zeit, als sie sein Herz besessen und ihm das ihrige gegeben hatte.

Sie fürchtete sich davor, mit Kenpachi ins Bett zu gehen, und verlangte danach. War Erniedrigung der Lustgewinn, den sie daraus bezog, oder das Mittel, durch welches dieser erreicht wurde? Eines war gewiß: Kenpachis sexuelle Meisterschaft entnervte sie, denn sie brachte ein Gefühl von Schande über sie.

In einem Zustand rauschhafter Selbstvergessenheit wurde Jan mehrmals an den Rand des Orgasmus gebracht, nur um zu erleben, daß Kenpachi sich zurückzog und ihr absichtlich den befreienden Höhepunkt vorenthielt. Nach dem dritten oder vierten Mal tat sie, was er verlangte. Sie bettelte. Und nachdem sie es getan hatte, küßte Kenpachi ihr liebevoll Augen, Mund und Hals, die Brüste, den Bauch. Als seine Zunge ihre Klitoris fand, schloß sie die Augen und krallte die Finger ins Laken. Aber wieder hielt er ein und verweigerte ihr den Orgasmus.

Diesmal brauchte sie jedoch nicht zu betteln. Er führte ein *ri-no-tama,* zwei kleine Metallkugeln, in ihre Vagina ein. Er hatte sie früher schon benutzt. Eine Kugel enthielt eine vibrierende Metallzunge, die andere eine geringe Menge Quecksilber. Die leiseste Bewegung sandte sinnliche Schauer durch sie hindurch, ihr Rückgrat entlang. Ohne Kenpa-

chis Anregung abzuwarten, zog sie die Beine an und streckte sie. Dies wiederholte sie, langsam zuerst, dann schneller, warf sich auf dem Bett herum, bis sie mit einem orgasmischen Schrei, der nicht enden wollte, den Rücken durchdrückte.

Dann fiel sie erschöpft und atemlos auf das Bett zurück. Erst als sie die Augen öffnete, bemerkte sie, daß Kenpachi sie mit gleichgültiger Geringschätzung betrachtet hatte. Aber seine Haltung wurde ihr nicht als widerwärtig bewußt, denn die Drogen, die sie beide in einer Schale Rotwein genommen hatten, hatten ihr Bewußtsein vernebelt und in schwebende Ungewißheit versetzt.

Nun entfernte Kenpachi die Metallkugeln und drang in sie ein, liebte sie mit einer geschickten Beharrlichkeit, die sie rasch in Reichweite eines weiteren Höhepunkts brachte, bis er sich zurückzog und ihre Schenkel zu küssen begann. Wieder fand seine Zunge ihre Klitoris. Die Augen geschlossen, streichelte sie sein Haar und rief wieder und wieder seinen Namen. Die Wellen entwickelten sich wieder, unaufhaltsam. Kons Verweigerung verstärkte nur ihr Verlangen nach ihm, nach dem Orgasmus, nach der Befreiung, nach ihm.

Sie öffnete die Augen, seine Schönheit in sich aufzunehmen, den Anblick dessen zu genießen, was er mit ihr tat, und in diesem Augenblick ergriff der Orgasmus von ihr Besitz, und sie rief seinen Namen und preßte seinen Kopf mit aller Kraft zwischen den Beinen.

Sie explodierte, die Augen geschlossen, berührte jene dünne Linie zwischen Ekstase und Tod, und es kümmerte sie nicht, wenn sie sterben sollte.

Kon rief sie beim Namen. Langsam öffnete sie die Augen und sah ihn nackt neben dem Bett stehen, während Hände und Zungen ihren Körper liebkosten. Die Drogen …

Mit einer Anstrengung löste sie den Blick von Kon und blickte hinab zu dem nackten japanischen Paar, das sie in erneute Erregung versetzte. Sie wollte ihnen Einhalt gebieten, sie wegstoßen, spürte jedoch die prickelnde Wärme erneuten Verlangens, und Kenpachi flößte ihr mehr Wein ein,

und bald glitt sie in eine Schattenwelt, und es gab nichts mehr zu fühlen.

Als sie am Morgen erwachte, waren Kon und der Mann und die Frau fort. Die Scham über ihr Verhalten in der Nacht war so stark, daß sie an die Wirklichkeit des Geschehenen nicht glauben wollte. Sie zog im Bett die Beine an und weinte. Sie hatte keine Ahnung, wer der andere Mann und die Frau waren, und die Vorstellung, die beiden wiederzusehen, war ihr schrecklich. Nie zuvor hatte sie so etwas getan. Nie. Sie hatte es sich vorgestellt, aber niemals wirklich geschehen lassen. Es war, als hätte Kon ihre geheimsten Gedanken gelesen, aufgedeckt und zum Leben erweckt. Nie zuvor hatte sie mit einer Frau geschlafen, nie war sie mit einem Mann ins Bett gegangen, den sie nicht kannte.

Aber letzte Nacht hatte sie beides getan, und mit Vergnügen. Mit einer Willensanstrengung stand sie auf, ging ins Bad, drehte die heiße Dusche an und stand lange darunter. Sie erschauerte angstvoll, nicht dessentwegen, was geschehen war, sondern wegen seiner künftigen Wirkung auf sie. Die Nacht ließ sich nicht ungeschehen machen.

Im Hof des Tempels traf sie mit mehreren Mitgliedern ihrer Filmtruppe zusammen. Gemeinsam beobachteten sie, wie eine junge japanische Mutter in modisch weiten Jeans und Polohemd ihre weinende Tochter aus der Menge um das Feuer wegführte. Jan signalisierte ihrem zweiten Aufnahmetrupp, die beiden vor dem Hintergrund einer Tempelmauer zu filmen, wo die Frau niederkniete und das weinende Kind umarmte.

Das kleine japanische Mädchen war in seinem rosa Kimono, der goldenen Schärpe und den Holzschuhen selbst wie eine Puppe, als die kniende Mutter mit leiser Stimme auf es einredete und zu dem schwarzen Rauch wies, der vom Hof emporstieg. Erzählte sie dem Kind, daß seine Puppe zum Himmel gefahren sei? Die Mutter küßte der Kleinen die Tränen von den Augen, dann nahm sie das Kind bei der linken Hand und hakte den kleinen Finger um den ihrer Tochter.

Jan kamen die Tränen. Sie tat so, als ob es am Rauch läge und nahm ein Papiertaschentuch aus ihrer Tasche. *Yubi-kiri* wurde es genannt. Man hakte die kleinen Finger ineinander und machte ein Versprechen, das in der Zukunft Erfüllung finden sollte. Ein Spiel unter Kindern. Als Jan ein Kind gewesen war und mit ihrem Vater in einem Militärstützpunkt in Japan gelebt hatte, da hatten sie *yubi-kiri* gespielt. Was hatte sie sich damals gewünscht? Ein langes Leben? Immerwährendes Glück? Eine Verabredung mit den Everly Brothers?

Es wurde Zeit, daß sie die Selbstbeherrschung wiederfand. Niemand sonst würde diesen Film retten.

Sie blickte umher und begann, Anweisungen zu geben. Neil Weiner, ihr persönlicher Assistent, wurde beauftragt, Kenpachi zu suchen. »Fang mit dem Polizeipräsidium an. Wenn er dort nicht ist, such ihn zu Hause oder sonstwo. Komm nicht zurück, bevor du ihn ausfindig gemacht hast. Es wird Zeit, daß er und ich eine offene Aussprache führen. Ich weiß wirklich nicht, wie es so weitergehen soll.«

Dann wandte sie sich zu Debbie Elise, ihrer Sekretärin, und beauftragte sie, im Otani-Hotel eine Botschaft für Frank DiPalma zu hinterlassen.

Debbi blickte von ihrem Notizblock auf, dann schlug sie die Augen nieder. Mein Gott, dachte Jan, hier sind sie alle verdammt gut über mein Privatleben informiert. Laut sagte sie: »Wahrscheinlich ist er unterwegs. Ich hoffe es, weil ich nicht möchte, daß er nein sagt. Laß einfach die Botschaft für ihn hinterlegen. Sollte er da sein, sagst du, ich möchte irgendwo ein Gläschen mit ihm trinken. Wenn möglich, heute. Und er soll die Antwort in meinem Hotel hinterlassen.«

Sie wollte selbst herausbringen, ob Frank die Tokioter Polizei benutzte, um Kon unter Druck zu setzen. Bei sechzigtausend Dollar Produktionskosten am Tag durfte das nicht so weitergehen.

Dann kam der Produktionsleiter an die Reihe. »Können wir heute nachmittag einen weiteren Aufnahmetermin festsetzen, etwas, was nicht die aktive Teilnahme Kon Kenpachis verlangt?«

»Das ist schwierig«, sagte Sam Jonas. »Die benötigte Erlaubnis für die morgen geplante Parkszene wird erst am Spätnachmittag kommen. Gennaro und Keighley sind bereit für die Ginza-Szene, aber das kannst du jetzt vergessen. Sie haben sich nur bereit erklärt, diesen Film zu drehen, weil sie eine Gelegenheit suchten, mit dem Monopoly-Mann zu arbeiten.«

»Sam, tu mir einen Gefallen. Solange du an diesem Film mitarbeitest, sei so gut und gebrauche diesen Begriff nicht, wenn ich in der Nähe bin, ja? Ich meine, er ist ungefähr so lustig wie AIDS.«

»Schon gut, schon gut. Also, ich werde drängen, daß wir die Erlaubnis heute erhalten. Versprechen kann ich nichts. Vielleicht muß ich ein paar Hände schmieren.«

»Dann tu es. Wir können Mittagspause machen, was dir Gelegenheit gibt, dein Glück zu versuchen.«

»Glück hatte ich erst gestern abend. Ein Fotomodell aus Los Angeles, das hier einen Kosmetik-Werbefilm für das japanische Fernsehen dreht. Sie kriegt fünftausend Dollar pro Tag, und ich mußte das Abendessen bezahlen.«

Neil Weiner kam zu ihnen. »Hab ihn gefunden.«

Jan kehrte Sam Jonas den Rücken. »Wo?«

»Ich glaube, ich habe ihn gefunden.«

»Du glaubst?«

»Die Polizei sagt, er sei dort um halb elf weggegangen.«

Jan betrachtete ihn aus dem Augenwinkel. »Halb elf, sagtest du?«

»Moment! Der Überbringer schlechter Nachrichten verliert seinen Kopf. Du mußt verstehen, ich erfahre dies alles durch einen unserer Dolmetscher. Ich ließ die Nachricht wiederholen und schrieb mit. Die einheimische Polizei sagt, Kenpachi sei um zehn Uhr dreißig weggegangen und nach Haus gefahren.«

Jan setzte sich in Bewegung. »Du kommst mit mir. Ich glaube, es wird Zeit, daß wir ein paar Tritte austeilen, bevor mir die Herrschaft über diesen Film ganz entgleitet. Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich schwören, daß Kenpa-

chi sich von der Arbeit zurückgezogen hat, für die ich ihn sehr großzügig bezahle.«

In der Enge des Nudelgeschäfts, das die Produktionsgesellschaft als vorübergehendes Hauptquartier gemietet hatte, wählte Neil Weiner das Ikuba-Schloß an. Jan lief auf und nieder und sog nervös an einer Zigarette. Was, zum Teufel, war in Kon gefahren? Er stand unter Vertrag, einen Film zu drehen, und konnte es sich nicht leisten, dem Drehort auch nur eine Stunde fernzubleiben. Seine Verhöre bei der Polizei hatten sie mehr Zeit und Geld gekostet, als sie nachrechnen mochte. Ihr Großvater hatte recht. Die Freunde kommen und gehen, aber die Feinde werden immer mehr.

Und es war an die Augustregen zu denken. Und an die beginnende Zeit der Taifune. Sie hatte gehofft, die Dreharbeiten vorher noch abzuschließen. Sie hatte alles daran gesetzt, *Ukiyo* bis Dezember fertigzustellen, um den Film noch rechtzeitig für die Academy Awards zu qualifizieren und die erhoffte Auszeichnung zu bekommen. Sie hatte ein gutes Gefühl, was diesen Film betraf, und warum sollte sie in diesem Fall nicht aufs Ganze gehen? Gennaro arbeitete, daß es eine Freude war, und Keighley war nie besser gewesen. Wenn es ihr gelänge, die New Yorker Kritiker über *Ukiyo* ins Schwärmen zu bringen, würde sie die Filmgesellschaft in der Hand haben. Dann würde man ihr den Werbeaufwand zugestehen, den sie wollte. Marketing nannte man das heutzutage. Was immer es war, ohne Marketing lief nichts. Die Filmstudios waren derart abhängig von Marketing, daß ein Drehbuch, welches den Marketingleuten nicht gefiel, auch nicht verfilmt wurde. Vielleicht dumm, aber Hollywood galt nicht umsonst als exzentrisch und verrückt. Wie Jans Agent ihr vor langer Zeit einmal gesagt hatte: In Hollywood wird keiner gefeuert, weil er nein sagt.

Jan wollte eine starke Werbekampagne haben, die genau auf die Nominierung für die Academy Awards zugeschnitten war. Dann wollte sie etwas in den Klatschspalten, was noch immer ein wirksames Mittel war, Neugierde zu erzeugen. Aber bevor sie sich diesen Aufgaben zuwenden konn-

te, brauchte sie einen fertigen Film. Redigiert, geschnitten, mit Musik unterlegt und kopiert, alles vor der dritten Woche im Dezember. Je mehr sie daran dachte, was für sie auf dem Spiel stand, desto ärgerlicher auf Kenpachi wurde sie.

»Niemand meldet sich«, sagte Neil, den Hörer am Ohr.

»Was soll das heißen, niemand meldet sich? Er ist dort. Die Polizei sagt, er sei heimgefahren.«

Neil schaute zum Fenster des Nudelgeschäfts hinaus. »Merkst du was?«

»Ja. Ich merke, daß wir keinen Regisseur haben.«

»Seine Freunde sind diejenigen, die hier fehlen. Jeder einzelne von diesen Clowns hat sich von hier verdrückt. Ich frage mich, warum?«

Neil hatte recht. Einige der gewalttätig aussehenden Typen, die Jan kürzlich auf Kons Abendgesellschaft gesehen hatte, waren als Komparsen, Fahrer und Bewacher beim Film auf die Lohnliste gesetzt worden. Die Bananen, hatte jemand aus Los Angeles sie genannt. Sie sind gelb und hängen immer in Bündeln herum. Wakaba war einer von ihnen gewesen. Gorillas mit Bürstenschnitt. Selbst die Japaner gingen ihnen aus dem Weg.

Während der Aufnahmepausen übte Kon mit ihnen Karate und Kendo. Sie waren gut. Beinahe zu gut. Wenn Jan ihnen beim Üben zusah, hatte sie jedesmal das Gefühl, daß sie mit vollem Einsatz dabei waren.

Und nun waren sie verschwunden. Hatten sich dünn gemacht wie der Rauch, der jetzt als feiner Faden über die Außenmauern des Tempels stieg.

Jan sagte: »Kon ist im Schloß. Und die Bananen haben sich verdrückt, um sich zu ihm zu gesellen. Hol' meinen Fahrer.«

»Ich fahre mit.«

Sie hatte ihm schon den Rücken zugekehrt, und er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Er konnte die Furcht nicht sehen. An diesem Morgen hatten die Bananen sie höhnisch und lüstern angegrinst, als sie am Drehort eingetroffen war. Brennend rot vor Scham war sie an ihnen vorbei und in das Nu-

delgeschäft geeilt. Einer von ihnen war letzte Nacht mit ihr im Bett gewesen. Dieser Schweinekerl von Kon. Sie hatte an Ort und Stelle beschlossen, seine Freunde zu entlassen, sich dann aber eines Besseren besonnen. Wenn er sie für den Film wollte, waren sie dabei, und sie konnte nichts dagegen tun. Nicht in diesem Stadium der Arbeit. Sie mußte sich mit den Kerlen abfinden, konnte nur so tun, als hätte sie keine Ahnung, worüber, zum Teufel, sie sich belustigten.

»Bleib hier«, sagte sie zu Neil. »Mein Fahrer kennt die Strecke. Es wird nichts passieren. Kon und ich müssen klare Verhältnisse schaffen.«

Neil schlug den Blick nieder und kratzte sich am Kopf. Du weißt also Bescheid, dachte sie bei sich. Na und? Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's doppelt ungeniert …

Sie lief los, ihren Fahrer zu suchen.

Die Zugbrücke vor dem Schloß war heruntergelassen. Seltsam, dachte Jan. Kon sagte, ihm sei es lieber, wenn sie hochgezogen bleibe und ihm so ungebetene Besucher vom Leibe halte. Jetzt war sie nicht nur heruntergelassen, sondern es standen mehrere Wagen darauf, die wahrscheinlich den Bananen gehörten. Das Schloßtor, bestehend aus zwei hohen, eisenbeschlagenen Flügeln, war geschlossen. In der Mitte eines Torflügels befand sich eine kleinere Tür, die Einzelpersonen den Durchgang ermöglichte, aber auch sie war geschlossen. Jan zögerte, bevor sie aus dem Wagen stieg. Ihre Nerven schrien nach einer Zigarette. Sie zündete eine an und rauchte sie zur Hälfte, bevor sie endlich ausstieg.

Nun wünschte sie, sie hätte Neil mitgebracht. Noch besser wäre es, sie hätte Frank bei sich. Er nahm in ihren Gedanken mehr und mehr Raum ein.

Sie ging neben den abgestellten Wagen über die Zugbrükke und wünschte, sie hätte flache Schuhe statt der hochhakkigen angezogen. Vor der eisernen Tür trat sie die Zigarette aus und schloß die Augen. Wenn Gott gewollt hätte, daß wir mutig sind, warum hat er uns dann Beine gegeben? Sie öffnete die Augen und schlug mit der Faust gegen die kleine Tür.

Die Schläge hallten über einen stillen Innenhof. Jan sah sich um. All diese Wagen, und von drinnen kein Pieps. Unheimlich. Sie war im Begriff, noch einmal zu klopfen, als das metallische Kreischen der Klinke auf der anderen Seite der Tür sie zusammenschrecken ließ. Im nächsten Augenblick wurde die Tür weit geöffnet, und Jan starrte mit offenem Mund in den Hof.

Eine der Bananen starrte finster zurück, aber sie schaute an ihm vorbei in den Hof. Dort kniete ein nackter Kon, mit von Öl und Schweiß glänzendem Körper allein auf einem roten Teppich. Vor ihm lag auf einem kleinen, niedrigen Tisch ein Samuraischwert, dessen Klinge blitzblank poliert war.

Er kniete in der Mitte eines von vier Feuern gebildeten Vierecks. Die Bananen standen außerhalb der Feuer und sahen zu. Jan begriff instinktiv, daß Sie etwas gesehen hatte, was ihr nicht zustand.

Der Mann, der die Tür geöffnet hatte, trat durch und scheuchte sie zornig weg. Ein zweiter Mann gesellte sich zu ihm. Beide sahen aus, als hätten sie gute Lust, ihr den Hals umzudrehen.

Sie flog herum, lief über die Zugbrücke zu ihrem Wagen und blickte nicht zurück.

25

Von den Vordersitzen des geparkten Datsuns spähten Di-Palma und Shuko über die im Verkehr erstickende Straße zum Takeshi-Gebäude, Zenzo Nosakas Konzernzentrale. Das dunkle, massige Gebäude mit seinen acht Stockwerken sah eher viktorianisch als japanisch aus und stand an der Ecke des Marunoichi-Platzes, Japans industriellem und finanziellem Nervenzentrum. In der Nähe erhoben sich andere Firmenhochhäuser, und die benachbarten Banken verwahrten Einlagen, deren Gesamtsumme in die Milliarden

Dollar ging. Aber irgendwie gelang es dem gedrungenen, düsteren Takeshi-Gebäude, alle Bauwerke im Umkreis einzuschüchtern. Wenn die höheren, anmutigeren Gebäude wie Flamingos waren, dann glich Nosakas Bollwerk einem Alligator.

Von der Stelle, wo DiPalma und Shuko parkten, war es möglich, am Takeshi-Gebäude vorbei und eine breite Geschäftsstraße hinunter zu blicken, die zum Kaiserlichen Palast führte und mit seltsam geformten Kiefern bestanden war, die man mit Stützen versehen hatte, damit sie den Herbststürmen widerstehen konnten. Es war dreizehn Uhr, und die Prachtstraße war vollgestopft mit Personenwagen, gelben Taxis, Bussen und Lastwagen, die Stoßstange an Stoßstange standen. Die Konzentration der Abgase brannte in den Augen. Nach Shuko war die Luftverschmutzung in Tokio stark genug, um Metall zu zerfressen.

Das Warten und Herumsitzen im Wagen gemahnte DiPalma an seine Tage als Polizist, wenn er Überwachungsdienst geschoben und von Pizza und Mineralwasser gelebt hatte. Er lächelte bei der Erinnerung an die erste Spielregel. Sieh zu, daß du pinkelst, ehe es losgeht, denn sobald die Überwachung beginnt, kannst du dich nicht mehr vom Fleck bewegen. Du klemmst einen leeren Milchkarton zwischen die Wagensitze und lernst ihn lieben, weil er deine Toilette ist.

Auf den Rücksitzen des Datsuns hatte sich ein japanischer Kameramann mit seinem Gerät breitgemacht und zielte mit einer Handkamera auf das Takeshi-Gebäude. Näher konnte DiPalma nicht herankommen. Nosakas Konzernzentrale war japanischen und westlichen Pressevertretern verschlossen. Nosaka selbst hatte seit Kriegsende kein Interview gegeben. Die einzigen Aufnahmen von ihm mit seiner Genehmigung waren bei Kendo-Wettkämpfen gemacht worden. Der Alligator war gut bewacht. Uniformierte, bewaffnete Sicherheitsbeamte überprüften jeden, der das Gebäude betrat. Wenn sie gewußt hätten, daß DiPalma das Haus filmte, hätte es ernsten Verdruß gegeben.

Der Kameramann war ein einundzwanzigjähriger Stu-

dent von der Tokioter Filmhochschule, der sich nach John Ford, seinem Lieblingsregisseur, Ford Higashi nannte. Ford sprach Englisch, gebrauchte veralteten amerikanischen Slang und arbeitete mit Kopfhörern und einem kleinen Kassetten-Abspielgerät am Gürtel. Dieses hatte er laut genug aufgedreht, daß DiPalma jede Note der Filmmusik zu Errol Flynns *The Sea Hawk* hören konnte. Higashi arbeitete viel für den Tokioter Korrespondenten der Fernsehgesellschaft, für die auch DiPalma arbeitete, einen knochendürren, geschäftigen Kanadier namens Donald Turney. Turney, neunundzwanzig und ehrgeizig, war der Sohn eines kanadischen Diplomaten, der bei der Freilassung der amerikanischen Geiseln im Iran eine Rolle gespielt hatte. Der junge Turney war immer auf der Suche nach einer Geschichte, die jene in den Schatten stellen sollte, welche sein Vater erlebt hatte, und deshalb hatte er DiPalma zu zwingen versucht, ihn in seine Untersuchungen einzubeziehen. DiPalma fragte sich, ob in Tokio wirklich so wenig los war.

»Ford Higashi sagt, die Aufnahmen, die er für Sie mache, hätten mit Nosaka zu tun«, sagte Turney. Er bemühte sich, einen gebieterischen Ton anzuschlagen.

DiPalma war im Begriff gewesen, sein Hotelzimmer zu verlassen, als das Telefon geläutet hatte. Turneys Tonfall nahm ihn nicht für den Mann ein. »Ich bin im Begriff fortzugehen.«

»DiPalma, ich will dabei sein. Sie spielen auf meinem Platz.«

»Sie spielen mit meiner Zeit.«

»He, Mann, fahren Sie hier nicht einen harten Reifen. Sie sind weit weg von daheim. Hier sind Sie nicht Liebling der Götter. Sie sind bloß ein Fremder auf Reisen, der sehr leicht ins Gedränge kommen kann. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Na, das ist aber eine verflixte Sache. Wiedersehen, Mr. Turney.«

»Wie Sie wollen, Freund. Aber sobald ich aufhänge, werde ich New York anrufen. Und dann werden wir sehen.«

Di Palma, den Hörer in zwei Fingern, streckte den Arm aus und ließ den Hörer auf die Gabel fallen.

Am nächsten Tag rief Turney wieder an. Diesmal gab er sich weniger unangenehm. »New York sagt, wir sollten versuchen, etwas auszuarbeiten. Der Ruhm sollte reichen. Könnte gut für uns beide sein. Sie kratzen mir den Rücken, und ich werde den Ihren kratzen.«

»New York sagte Ihnen, daß Sie sich verpissen sollen. Daß Sie mir vom Leibe bleiben sollen, wenn Sie einen Funken Verstand haben. Ich habe in New York eine Arbeitsgruppe an dieser Geschichte. Ich habe Freunde hier, die mir helfen. Sie sind Ballast. Und ich brauche Sie nicht.«

»Mister, ich kann Ihnen in dieser Stadt schaden.«

»Wenn Sie das tun, lassen Sie sich nicht von mir erwischen. Rufen Sie New York an und fragen Sie dort, ob es mir ernst ist.« Wieder ließ er den Hörer auf die Gabel fallen. Sollte Turney seine Informationen ruhig von Ford Higashi beziehen.

Bevor der Filmstudent eingetroffen war, hatte DiPalma im Wagen gesessen und Shuko einige der Ergebnisse seiner einwöchigen Nachforschungen mitgeteilt. »Nosaka ist hier nicht allzu beliebt, obwohl niemand bereit ist, öffentlich gegen ihn aufzutreten. Ich habe zwei Leute auf Film, die sich bereiterklärten zu sprechen, wenn ihre Identitäten geheimgehalten würden. Wir filmten sie, während sie im Dunkeln saßen.«

»Ich brauche ihre Namen nicht zu wissen, DiPalma-san. Aber es würde mich interessieren, was sie zu sagen hatten.«

»Gut. Ich fand die beiden durch einen Freund, Rakan Omura.«

»Hai. Der Antiquitätenhändler, für den du gewisse Untersuchungen gemacht hast.«

DiPalma nickte. »Und von dem ich Schwerter gekauft habe. In der Vergangenheit überprüfte ich für ihn ein paar Antiquitätenhändler aus der Madison Avenue. Einer war ein Dieb, der andere war in Ordnung. Ich brachte ihn auch mit Leuten vom New Yorker Metropolitan Museum in Verbin-

dung, und davon ist er reich geworden. Verkauft denen jedes Jahr Sachen im Wert von Tausenden von Dollar. Anscheinend verkauft er auch an japanische Geschäftsleute, darunter zwei, die für Nosaka zu arbeiten pflegten. Einer, den wir Joe nennen wollen, glaubt fest daran, daß Nosaka hinter der Blutsbrüderschaft steht. Er sagt, zwei von den Männern, die getötet wurden, seien geschäftliche Konkurrenten Nosakas gewesen. Ken Shiratori zum Beispiel.«

»Der Mann, der letzte Woche in Zürich ermordet wurde.«

»Hai. Anscheinend wollte Nosaka einen Fünfzig-Prozent-Anteil an Shiratoris Freizeitpark. Shiratori lehnte ab und scheint dies in einer bösartigen Weise getan zu haben, die Nosaka sehr beleidigte, weil Shiratori es vor einer Menge anderer Leute tat. Hier handelt es sich erst in zweiter Linie um eine Tötung für ein neues oder erneuertes altes Japan, obwohl dieses Motiv sicherlich auch eine Rolle gespielt hat. Was du hier hast, war primär ein Mord aus Rache und aus Geldgier?« fragte Shuko.

»Hai. Aber er hatte eine persönliche Geschichte zu erzählen. Diesen zweiten Mann wollen wir John nennen. John und ich übten früher schon zusammen Kendo hier in Tokio, aber wir kennen uns nur vom *dojo.* Er hat gelesen, was ich über das Schwert, seine Geschichte und Bedeutung geschrieben habe, und er ist teils gleicher, teils abweichender Ansicht, aber das ist sein Vorrecht. In der Frage des *ken,* des Schwertes, seid ihr Japaner nicht leicht zufriedenzustellen. Jedenfalls nahm John Verbindung mit Omura-san auf und bat um Vermittlung eines Gesprächs mit mir. Ich kann allerdings weder seinen Namen enthüllen noch sein Gesicht in meinem Film zeigen.

John erzählte mir von Nosakas Bank, wo er früher einmal Abteilungsleiter gewesen war. Er sagt, die Bank sammle Geschäftsgeheimnisse und diene unter anderem zum Geldwaschen. John sieht darin nichts Verwerfliches. Wie die meisten Japaner betrachtet er Wissen, ganz gleich, auf welchem Wege man dazu kommt, als wesentlich für Japans Überleben.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Shuko. »Wenn John nichts Verwerfliches in Nosakas Tun sieht, warum wollte er dich dann sprechen?«

»Um mir von seinem toten Sohn zu erzählen. Er macht Nosaka für den Tod des Jungen verantwortlich. Der Junge sei ein ausgezeichneter Fechter und Mitglied des Takeshi-*dojo* gewesen, so John. Was ihn in diesen Klub gezogen habe, sei der Kampfgeist und der Aufopferungswille seiner Mitglieder gewesen, ihr Glaube, daß Japan wieder eine politische und militärische Großmacht werden müsse.«

»Hatte Nosaka diese Grundsätze verkündet?«

DiPalma nickte. »John sagte, sein Sohn habe patriotische Reden von Nosaka und von Kenpachi gehört. Jeder, der mit dem Takeshi-Kendoklub in Verbindung steht, ist streng patriotisch. Sehr weit rechts. John hatte nichts dagegen einzuwenden, im Gegenteil. Er dachte genauso. Aber irgendwann in diesem Jahr sagte der Junge seinem Vater, daß er sich einer geheimen nationalistischen Gruppe angeschlossen habe, die die alten Tugenden Japans wiederbeleben und das Land wieder an die erste Stelle unter den Nationen führen wolle. Der Junge sagte, Kenpachi stehe mit der Gruppe in Verbindung und Nosaka stelle die Mittel zur Verfügung. Abgesehen davon müsse alles geheim bleiben. Der Junge hatte einen durch Blut bekräftigten Schwur getan, nichts zu verraten.«

»Die Blutsbrüderschaft«, sagte Shuko.

DiPalma lockerte seinen Schlips und hielt Ausschau nach dem verspäteten Ford Higashi. Shukos Datsun hatte keine Klimaanlage, und die Abgase vom Straßenverkehr waren erstickend. Er sagte: »Zuerst war John stolz auf seinen Jungen. Diese Geheimorganisation, von welcher Art sie auch sein mochte, schien gerade das Richtige zu sein, um das Land vom Kurs der Verwestlichung abzubringen und auf seine eigenen, traditionellen Werte hinzulenken. Dann kamen die Tötungen. John wurde nervös. Entschlossene Reden von der Notwendigkeit durchgreifender Maßnahmen waren eine Sache, anderer Leute Blut zu vergießen, war ei-

ne andere. Aber was konnte er tun? Er fürchtete sich vor Nosaka, und sein Sohn war volljährig; er konnte ihn nicht zurückpfeifen. Und der Junge war in die Vorgänge verstrickt. Schließlich fand John sich mit der Situation ab und sagte sich, man müsse an Nosaka glauben. Bis sein Sohn umkam.«

»Wann geschah das?« fragte Shuko.

»Ungefähr zu der Zeit, als Labouchère, der französische Geschäftsmann, in Paris getötet wurde. Die japanische Polizei hat einen von niemandem beanspruchten Leichnam in ihrem Gewahrsam. Ein Mann von offenbar mongolischer Rassenzugehörigkeit. Chinese oder Japaner. Der Kopf und beide Hände fehlen; eine Identifikation ist bisher nicht gelungen. John ist überzeugt, daß der Pariser Leichnam der seines Sohnes ist. Seitdem hat er den Mut verloren. Er ist in den Ruhestand getreten, hat Kendo aufgegeben und verbringt viel Zeit mit Gebeten für die Seele seines Sohnes.«

»Hat Nosaka ihn vom Tod seines Sohnes verständigt?«

»Hai. Der Junge hatte seinem Vater gesagt, daß die Takeshi-Fechtmannschaft Vorstellungen in London und Brüssel geben werde. Paris ist von beiden Städten weniger als eine Flugstunde entfernt. Als der Junge von der Tournee nicht zurückkehrte, sprach sein Vater mit anderen Mitgliedern des *dojo*. Ihr Stillschweigen und Pressemeldungen über die Auffindung des verstümmelten Leichnams bestätigten seine schlimmsten Befürchtungen. Nosaka stattete ihm einen Besuch ab und untersagte ihm, den Leichnam zu reklamieren. Gründe dafür gab er nicht an. Das war auch nicht nötig.«

Shuko blickte geradeaus. »Und der Vater gehorchte. Sag mir, welcher Religion hängen die Eltern des getöteten jungen Mannes an?«

»Shinto.«

»Dann leiden sie mit jedem Tag, der vergeht, ohne daß ihr Sohn die vorgeschriebenen Begräbnisriten erhält.«

»Hai.« DiPalma starrte zum Takeshi-Gebäude hinüber. Das war das Karma des Sohnes. Genauso wie es das Karma des toten Wakaba gewesen war, DiPalma und Shuko zu die-

sem Gebäude zu führen. Bei Wakabas Leichnam hatten sie einen Paß gefunden, der einen Ausreisestempel von Hongkong getragen hatte; danach war er erst zwei Stunden vor seinem Tod in Tokio eingetroffen. Ferner ein Flugticket nach Genf, das für einen Flug am folgenden Tag gebucht war, an dem er offenbar der Takeshi-Mannschaft zu einem Fechtturnier nachreisen sollte. Informationen in dem Umschlag der Flugkarte deuteten darauf hin, daß Genf als erste Station einer Tournee vorgesehen war, die den Takeshi-Kendoklub, Japans besten, durch sechs europäische Städte führen sollte.

Wie zahlreiche andere Großunternehmen förderte auch Takeshi die körperliche Ertüchtigung der Mitarbeiter durch organisierte Gymnastik und Ausbildung in den Kampfsportarten, um ihren Charakter zu stärken und sie zu besseren Leistungen zu motivieren. Betriebsfremden war der Eintritt in diese Mannschaften ebenso verwehrt wie die Teilnahme an den Übungsstunden. Diese Regel galt jedoch nicht für Kon Kenpachi.

DiPalmas Gespräch mit ›John‹ hatte ihn von zweierlei überzeugt: Die Takeshi-Mannschaft, von Nosaka finanziell unterstützt, war die Blutsbrüderschaft. Und Kenpachi war ein Mitglied. Shuko war zu derselben Schlußfolgerung gelangt.

Die Verbände an Wakabas Hand und Stirn hatten DiPalma zu denken gegeben, zusammen mit seinem Paß und dem Hongkonger Ausreisestempel. Der Leibwächter hätte in Kenpachis Begleitung sein sollen. Statt dessen hatte er Hongkong nach seinem Chef verlassen. Warum? Und die Verletzungen. Tiefe, breite Einstiche mit einem scharfen Gegenstand. Je mehr DiPalma darüber nachdachte, desto neugieriger wurde er. Aus Shukos Büro telefonierte er mit dem Polizeidirektor in Hongkong.

»Jenkins versuchte seinen Angreifer abzuwehren«, sagte der Polizeidirektor, »doch war er offenbar nicht gut genug. Er hatte zur Zeit des Überfalls im Garten gearbeitet. Versuchte den Angreifer mit einem Gartengerät abzuwehren.

Wir haben es noch hier. Am Stahlende sind Gewebereste und Blut.«

»Was ist mit Jenkins?«

»Zunge herausgeschnitten. Das ihm verbliebene Auge ausgestochen. Das Rückenmark an mehreren Stellen durchtrennt, so daß er für den Rest seines Lebens querschnittsgelähmt bleibt. Er lebt, aber das ist alles, was sich von ihm sagen läßt. Er lebt in der Hölle.«

Nachdem er aufgelegt hatte, sagte DiPalma zu Shuko: »Ich sagte ihm, du würdest Blut- und Gewebeproben von Wakaba schicken. Meine Vermutung ist, daß Wakaba in Kenpachis Auftrag handelte, der Vergeltung wollte. Schließlich war Jenkins der Mann, der Sakon Chiba tötete.«

»Hai. Ich werde Kenpachi zur Sache vernehmen und einen Bericht nach Hongkong schicken. Ich muß Kenpachi auch zu Wakaba und den Geschehnissen in dieser Sackgasse vernehmen.«

In Shukos abgestelltem Datsun hatte DiPalma Zeit genug, an Todd zu denken, der gegenwärtig unter dem Schutz von Shukos Kollegen im Tokioter Polizeipräsidium war. DiPalma hatte um diese Gefälligkeit gebeten; sein Vorwand war, daß Wakabas Freunde aus dem Takeshi-Kendoklub versuchen könnten, Vergeltung zu üben und dem Jungen etwas anzutun. Das war eine Lüge. Eine unentbehrliche zwar, aber dennoch eine Lüge. Todd hatte Wakabas Fechtgefährten nicht zu befürchten. Er hatte Kenpachi zu fürchten.

Um Todd in die Hände zu bekommen, war Kenpachi bereit gewesen, Menschenleben zu opfern. Darum hatte er Katharines Tod angeordnet.

Ich werde nicht zulassen, daß du *kaishaku* für Kenpachi-san wirst! Du sollst sein *seppuku* nicht entehren!

DiPalma hatte gehört, wie Wakaba diese Drohung ausgestoßen hatte. Auch Jan hatte sie gehört, verstand aber nicht genug japanisch. Für sie waren seine rauh hervorgestoßenen Worte das Toben eines Wahnsinnigen gewesen, nicht mehr. Was Shuko anging, so war dieser zu weit entfernt gewesen, um die Worte zu verstehen.

DiPalma selbst konnte kaum glauben, was er gehört hatte, aber er wußte, daß es die Wahrheit war. Jedes beängstigende Wort. Es war die Wahrheit, weil Wakaba im Sterben auf Todd gewiesen und ihn Benkai genannt hatte. Benkai, der den ersten Herrn von Ikuba vor vierhundert Jahren enthauptet hatte.

Als Jan ihn gefragt hatte, was es bedeute, hatte er sie unbeachtet gelassen und war mit dem besinnungslosen Todd in den Armen fortgegangen. Jan stand Kenpachi jetzt zu nahe, als daß DiPalma ihr hätte vertrauen können.

Wie konnte er ihr oder Shuko sagen, daß sein Sohn sehr wahrscheinlich die Reinkarnation eines alten Samuraikriegers war? Würden sie glauben, daß dieser Krieger im Körper eines Elfjährigen lebte? Und im Begriff war, an einem weiteren *seppuku* innerhalb der Mauern des Schlosses Ikuba teilzunehmen? Würde irgend jemand diese Geschichte glauben? Shuko noch am ehesten, aber er würde verpflichtet sein, es seinen Vorgesetzten zu melden.

Kenpachi würde alles leugnen und einen anderen Zeitpunkt wählen, um Todd für sich zu gewinnen. Der Regisseur hatte bereits zu viele Vorteile auf seiner Seite. Er hatte Jan, und Todd war von ihm angezogen.

DiPalma war nach Tokio gekommen, um Beweismittel zu finden, die Nosaka mit der Ermordung Katharines in Verbindung brachten. Was er in Erfahrung gebracht hatte, deutete auf Kenpachi, der mehr denn je auf der Hut sein würde.

DiPalma sah keinen Grund, Shuko von seinem Gespräch mit Andy Pazadian zu berichten, einem DEA-Agenten, der in Tokio arbeitete und den er von früheren Drogenfällen kannte. Der Polizeihauptmann hätte den Inhalt des Gesprächs mit Pazadian möglicherweise als beleidigend empfunden.

Zuerst hatte sich das in Pazadians Büro geführte Gespräch der beiden Amerikaner um Roger Tan gedreht.

»Sieht so aus, als ob er tot wäre«, sagte Pazadian, ein dunkler, untersetzter Grieche Mitte vierzig mit spitzen Ohren. »Spurlos verschwunden. Seine Dienstwaffe wurde in der Wohnung eines Geoffrey Laycock gefunden.«

»Ich kannte Laycock.«

»Das hörte ich. Die Waffe steckte in der Tasche eines Morgenmantels oder Kimonos. Allem Anschein nach war Laycocks Wohnung Rogers letzter Aufenthalt.«

»Sind in Hongkong Gerüchte im Umlauf, die Roger betreffen?«

Pazadian bog eine Büroklammer gerade und bohrte sich damit ihm Ohr. »Man hört dies und das. Nichts davon ist gut. Die Triade soll ihn auf dem Gewissen haben. Wir glauben, daß es Ling Shens Triade war, dieselben Clowns, die dich unschädlich machen sollten. Rogers Büro sagt, er habe ein paar Ferngespräche nach Mystic, Connecticut geführt, mit einem Jude Golden. Seine Tochter ist hier in Tokio und dreht einen Film.«

DiPalma nickte und wartete auf den Rest. Pazadian war nicht so schlimm wie Roger Tan, aber auch er klatschte gern.

»Eine Freundin von dir?«

»›Bekanntschaft‹ würde eher hinkommen. Ist bekannt, worüber Roger und Jude Golden miteinander sprachen?«

»Rogers Notizen besagen, daß sie über Laycocks wahre Identität sprachen. Anscheinend war er unter einem anderen Namen Kriegsgefangener in Hongkong. Da wir schon von Namen sprechen, rate mal, wessen Name noch auf Rogers Schreibtisch war?«

»Ich beiße an. Wer?«

»Zenzo Nosaka, über den du, wie ich höre, Nachforschungen anstellst.«

DiPalma sagte: »Darum sitze ich hier und sehe zu, wie du dir das Ohrenschmalz herausstocherst.« Er berichtete Pazadian von Nosakas Industriespionagenetz, seine weltweiten Verbindungen. Von Katharine sagte er nichts, vermutete aber, daß Pazadian alles über sie wußte.

Pazadian lehnte sich zurück, bis die Vorderbeine seines Stuhls in der Luft waren. »Industriespionage ist in diesem Land kein, ich wiederhole, kein Verbrechen. Sie ist ein Teil der japanischen Selbstbehauptung, der Verteidigung gegen

Rußland und China, die seine zwei größten potentiellen Feinde sind. Deshalb nützt es dir gar nichts, einen Japaner wegen dieser Form von Nachrichtenbeschaffung anzuprangern. Für die Japaner ist Wissen Macht, und alles Wissen verbessert die Überlebenschancen ihres Landes. Jawohl, die verdammten Japaner sind besessen von Wissensdrang. Sie sind scharf auf jede Art von Wissen. Militärische Geheimnisse oder die Entwicklung von Siliciumchips, für sie ist alles eins. Japan kann ohne das eine so wenig überleben wie ohne das andere. Du und ich, wir mögen es Unrecht nennen, aber wir zählen nicht.«

DiPalma zuckte die Achseln. »Nosaka ist kein hundertprozentiger Patriot. Er ist auf den eigenen Vorteil aus. Japan kriegt, was übrig bleibt.«

»Alles gut und schön, mein Lieber. Aber du wirst in Japan keine lebende Seele finden, die bereit sein würde, den Mann deswegen zu verurteilen. Sieh mal, Japan verlor den Krieg. Die Japaner verlieren nicht gern. Um sicherzugehen, daß es nicht noch einmal passiert, stecken sie bis über die Ohren im Spionagegeschäft. Überall, aber mit besonderer Blickrichtung auf Rußland, das nur einen Katzensprung entfernt ist. Tatsache ist, daß die Japaner eine paranoide Furcht vor Rußland haben, das eine Menge Atombomben und eine viel größere Armee hat als Japan. Vor der japanischen Küste gibt es eine Unterwasserwache, die rund um die Uhr nach russischen U-Boten forscht; und wer kann behaupten, die Japaner hätten Unrecht? Sie behalten auch die Chinesen und ihre Spione in diesem Land im Auge. Von denen gibt es hier nicht wenige.«

»Du sagst also, daß Spionage in Japan kein Schimpfwort ist.«

»Heute nicht, gestern nicht, morgen nicht. Rußland und China sind schwierige Nachbarn. Würdest du diese Burschen nicht im Auge behalten, wenn sie vor deiner Tür herumlungerten? Nun, Japan kann aufgrund seiner Gesetze keine große Armee, Atomwaffen, eine starke Kriegsmarine und dergleichen haben. Die Niederlage im Zweiten Welt-

krieg war für dieses Volk ein Alptraum. Sie waren bis dahin niemals besiegt, niemals besetzt worden, hatten niemals als Nation kapitulieren müssen.«

»Kapitulation kommt im japanischen Vokabular nicht vor«, sagte DiPalma.

»Es kam nicht vor, bis Hiroshima und Nagasaki es einführten. Wie auch immer, da das Land keine nennenswerte nationale Verteidigung hat, ist Spionage der beste Schutz, den es haben kann. Spionage ist gleich nationaler Sicherheit. Du glaubst mir nicht? Ich sage dir, es ist so. Aus diesem Grund steht die japanische Regierung dahinter, hinter allem, was auf diesem Gebiet geschieht. Sie beauftragt Leute wie Nosaka nicht gerade, hinzugehen und krumme Sachen zu machen; aber du kannst deinen Hintern wetten, daß sie es nicht halb so ernst nehmen würden wie wir, wenn Nosaka mit der Hand in unserer Keksdose erwischt würde.«

»Darum also hat Japan so viele Forschungsinstitute, Denkfabriken, Datenzentralen, Wirtschaftsvereinigungen und Handelsverbände. Alle stecken in der Industriespionage, und wenn sie auf etwas stoßen, woran die japanischen Militärs interessiert sein könnten, geben sie es einfach weiter.«

»Du hast es erfaßt. Nun möchtest du hören, was dabei für uns herausspringt.«

»Für uns?«

»Alles für dich, mein Vaterland.«

»Laß mich raten«, sagte DiPalma. »Kostenlose Spionage.«

Pazadian zeigte mit dem ohrenschmalzbehafteten Ende der Büroklammer auf ihn. »Du hast zum erstenmal recht. Wir bekommen eine Menge Informationen, die wir andernfalls wahrscheinlich nicht bekommen würden. Zum Beispiel Informationen über den Drogenschmuggel in Ostasien. Über arabische Terroristen und südamerikanische Guerillas, die in Nordkorea ausgebildet werden. Über verschiedene Waffengeschäfte, Goldschmuggel. Und wir kriegen eine Menge Scheiß über Rußland und China. Alles von den spio-

nagegeilen kleinen Schlitzaugen. Es versteht sich von selbst, daß du und ich dieses kleine Gespräch nie geführt haben.«

Das kleine Gespräch, daß DiPalma und Pazadian niemals miteinander geführt hatten, brachte auch zutage, daß neunzig Prozent aller japanischen Spionage der Modernisierung der Wirtschaft dienten. Das Sammeln militärischer Nachrichten war eher eine Nebenbeschäftigung. Informationen über neue Technologien, Veränderungen auf den Märkten, über Gewerkschaften, Verbraucherverhalten, gegenwärtige und zukünftige Forschungen, Ökologie und Politik strömten aus allen Weltteilen ins Land.

DiPalma fragte sich, wie die Japaner es anfingen.

»Die neugierigsten Leute, die auf Gottes Erden herumlaufen«, sagte Pazadian. »Sie wollen alles wissen, und ich meine buchstäblich alles. Und wenn sie es wissen, setzen sie sich hin und verbessern es. Zeig ihnen eine bessere Methode, und sie übernehmen sie. Nicht wie bei uns, wo es heißt: Machen wir es so, weil wir es all die Jahre so gemacht haben. So redet man bei uns im Westen, nicht hier. Und sie arbeiten hart, bis zum Blutpinkeln. Immer aufgeschlossen für neue Ideen, und sie verstehen Nachrichten auszuwerten. Unglaublich geduldig, und es entgeht ihnen nichts, egal wie klein es ist.«

Pazadian lachte. »Weißt du, was komisch ist? Sie geben für Forschung und Entwicklung nur ein Zehntel von dem aus, was wir dafür investieren. Ein beschissenes Zehntel. Und sieh dir an, wie es sich auszahlt.«

»Militärische oder industrielle Spionage«, sagte DiPalma. »Alles das gleiche, sagst du.«

»Richtig. Für die japanische Regierung ist es ein und dasselbe. Es gibt viele Regierungsbehörden und Dienststellen, die dieses Sammeln von Geheiminformationen fördern. Ah, ich sehe, du schreibst mit. Perlen der Weisheit von meinen Lippen.«

»Nicht ganz. Erzähl weiter.«

»Regierungsbehörden. Ja, nun, da gibt es MITI, das Ministerium für Internationalen Handel und Industrie. Eine sehr

wichtige Institution, die auch mal ihre Muskeln spielen läßt, wenn es sein muß. Sie wird nicht von der Regierung unterstützt, sie ist die Regierung. Schickt andauernd Forschungsgruppen in die ganze Welt, läßt ihre Leute an Konferenzen teilnehmen, sammelt und prüft öffentlich zugängliche Informationen, stellt Fragen. Dieses Ministerium hat Wissenschaftler und Laboratorien, die nur in ihrem Auftrag arbeiten und einen Haufen Leute, die den ganzen Tag herumsitzen und Scheiß analysieren. Das ist MITI.«

DiPalma blickte von seinen Notizen auf. »Ich hörte, es gebe hier Schulen, die Leute für Betriebsspionage ausbilden.«

»Das kann ich dir sagen. Mehr als vierhundert Detektivbüros allein in Tokio, die davon leben, daß sie anderen Leuten Geschäftsgeheimnisse entreißen. Diese Zahl schließt nicht die Detektivbüros in Osaka, Kioto, Yokohama und Gott weiß wo sonst mit ein. Das Sammeln von Geheiminformationen dieser oder jener Art ist so ungefähr das Wichtigste, was du in Japan tun kannst.«

»Und du sagst, es gäbe kein Gesetz dagegen.«

Pazadian wedelte abwehrend mit der Hand. »Überhaupt keins. Sie haben ein Gesetz über den Patentschutz, aber ich glaube, wir können alt und grau werden, bis sie jemanden unter dieser Anklage vor Gericht bringen. Was nicht durch Patent oder Copyright geschützt ist, kann nach dem japanischen Gesetz von jedem ausgewertet werden, der daran interessiert ist. Ein Coca-Cola-Vertreter sagte mir mal: ›Wenn es sich lohnt, es zu haben, dann lohnt es sich, es zu stehlen.‹«

»Und es ist offiziell geduldet, ich meine, die Regierung …?«

»Hör schon auf mit diesem Scheiß von der Regierung! He, die kümmert sich überhaupt nicht darum. Der Zweck heiligt die Mittel. Hauptsache, du erreichst dein Ziel, über die Einzelheiten zerbrechen wir uns später die Köpfe. Bloß zerbricht die japanische Regierung sich nicht den Kopf. Die Burschen, die diese ganze Operation aufbauten, dieses sogenannte Forschungsbüro, waren allesamt Spitzenspione

aus dem Zweiten Weltkrieg. Patrioten. Verstehst du? Sie waren Patrioten.«

DiPalma klappte sein Notizbuch zu. »Also ist Nosaka ein Held.«

Pazadian hob die Handflächen auf. »Niemand sagt, daß du an der Bordsteinkante sitzen und klatschen mußt, wenn er vorbeifährt. So ist es einfach. Eher gibt es in der Hölle einen kalten Tag, als daß jemand akzeptiert, was du mir vorher sagtest. Es kommt nicht darauf an, ob die Japaner *glauben,* daß Nosaka Leute umbringt. Es kommt darauf an, was sie in der Sache *tun.«*

Er beugte sich auf seinem Stuhl vorwärts. »Gewinner werden nicht gefragt, ob sie die Wahrheit sagen. Und der kleine alte Nosaka ist ein Gewinner, ein sehr großer Gewinner.«

DiPalma wandte sich auf dem Beifahrersitz von Shukos Datsun zu Ford Higashi um. Der junge Kameramann hatte sich verspätet; er war in einer Vorstellung von *The Searchers* gewesen. Es war das vierundfünfzigste Mal, daß Higashi diesen John-Ford-Western gesehen hatte, einen Lieblingsfilm jüngerer amerikanischer Regisseure wie Francis Ford, Coppola, George Lucas und Stephen Spielberg, die ihrerseits Favoriten in der Gunst japanischer Filmstudenten waren. Die Filmmusik aus *The Sea Hawk* plärrte noch immer aus Higashis Kopfhörern.

Higashi filmte das Takeshi-Gebäude von oben bis unten, filmte Leute die hineingingen und herauskamen, filmte die Wachen bei der Personalkontrolle, filmte vorfahrende Limousinen und aussteigende Direktoren. Dieses Filmmaterial wollte DiPalma in New York mit wirkungsvollen Texten unterlegen, deren Brisanz sich freilich noch steigern ließe, wenn er die Hansard-Unterlagen, die sich jetzt in Jude Goldens Besitz befanden, in die Hände bekommen könnte.

»Daimyos des 20. Jahrhunderts«, sagte Higashi auf englisch, das Okular der Filmkamera ans Auge gedrückt. »Moderne Kriegsherren, Mann. Glatte Burschen.«

»Wer?« fragte DiPalma. Shuko, dessen Englisch kaum ausreichend war, wandte den Kopf zu Higashi.

»Na, Typen wie Nosaka«, sagte Higashi. »Gecken wie der haben Geld, Macht, Autos, Frauen. Alles, was sie wollen. Und die Kerle, die für ihn arbeiten, sind wie seine Samurai, nicht?«

DiPalma dolmetschte für Shuko, der nickte und auf japanisch sagte: »Solche Samurai erobern heutzutage die Welt mit Aktenkoffern und Spesenrechnungen statt mit Schwertern.«

Higashi nickte und filmte weiter das Gebäude. »Deshalb habt ihr drüben in den Staaten alle die Datsuns, Sonys und Hondas.« Er nahm das Auge von der Kamera, um DiPalma anzusehen. »Ich wette, Sie haben nicht gewußt, daß der erste Geschäftsmann in Tokio, ich meine der erste große Geschäftsmann, ein Samurai war.«

DiPalma lächelte und dolmetschte für Shuko, der bekräftigend nickte. *»Hai.* Das älteste Kaufhaus in Tokio, Mitsukoshi, wurde vor bald fünfhundert Jahren von einem Samurai namens Hachirobei gegründet. Eines Tages fand er sich mittellos, also versetzte er sein *dai-sho,* seine zwei Schwerter. Er verkaufte auch Kerzen, Schuhe, Frauenkleider, Bänder. Andere Samurai beleidigten ihn, spuckten auf ihn, bis sie sahen, wieviel Geld er verdiente. Hachirobeis Familienwappen wird noch heute von der Gesellschaft benutzt, die dieses Kaufhaus und andere Geschäfte betreibt.«

DiPalma sagte: »›John‹ sagte mir, daß im japanischen Geschäftsleben nicht Begriffe wie Abteilungsleiter, Direktor, Geschäftsführer wie bei uns im Westen verwendet werden. Sie gebrauchen dieselben Rangbezeichnungen; die vor tausend Jahren in den Samurai-Armeen gebräuchlich waren. Es läuft auf eine militärische Kommandostruktur im modernen Geschäftsleben hinaus.«

»Wirkungsvoll«, sagte Shuko nicht ohne Stolz. »Garantiert Disziplin. Da kann jemand ein *Sa-konye* oder *U-konye* sein, General zur Linken oder zur Rechten. Oder Hauptmann zur Linken oder zur Rechten. Oder einen anderen militärischen Rang haben. Ein einfaches System, ja, aber ein wirksames.«

»Richtig, mein Lieber«, sagte Ford Higashi. Dann: »He, he. Oho! *Numero uno* höchst persönlich.«

Er schaute zu DiPalma. »Der *daimyo.«*

DiPalma drehte sich auf seinem Sitz, um den Eingang des Takeshi-Gebäudes besser zu sehen.

Nosaka entstieg einer Limousine. Ein kleiner Mann mit Hut, dunklem Anzug und Spazierstock. Er sagte etwas zu dem Chauffeur, der ihm den Schlag geöffnet hatte, dann schritt er zum Eingang, flankiert von zwei bulligen Leibwächtern.

Die Leibwächter machten ihm den Weg frei, öffneten ihm Türen, scheuchten Leute zur Seite. Einige traten von sich aus zur Seite und starrten Nosaka halb ehrfürchtig, halb neugierig an, als ob er Mitglied der königlichen Familie wäre. Als ob er ein *daimyo* wäre. Und dann verschwand er im Inneren.

»Puh«, sagte Ford Higashi, setzte die Kamera ab und ließ sich in den Sitz zurückfallen. »Verdammt starke Nummer.«

DiPalma war wider Willen beeindruckt. Da war etwas in Nosakas Haltung, in der Art, wie er ging, wie die Leibwächter und Passanten auf ihn reagiert hatten. Er war Japans exotische Vergangenheit, wieder zum Leben erwacht. Der Reichsgründer. Umgeben nicht von Menschenwesen, sondern von Instrumenten, die weggeworfen wurden, wenn sie ihren Zweck erfüllt hatten.

DiPalma warf Shuko einen Seitenblick zu. Der Polizeihauptmann starrte geradeaus, die Hände um das Lenkrad geklammert. Und auch er blickte in die Vergangenheit. Nicht in Japans Vergangenheit, die in einem modernen Kriegsherrn wiedererwacht war, sondern in die eines Mannes, der einige seiner Angehörigen auf dem Gewissen hatte. Und der nicht belangt werden konnte, weil es dem Kaiser vor vierzig Jahren versprochen worden war.

Von einem Fenster im vierten Stock sahen Nosaka und ein Sekretär den Datsun anfahren und sich in den dichten Verkehrsstrom einreihen. Der Sekretär hatte einen Telefonhö-

rer am Ohr und sagte auf englisch: »Ja, Mr. Turney, ich habe Ihr Ersuchen um ein Interview an Mr. Nosaka weitergeleitet und er wird darüber nachdenken. Er ist sehr dankbar für ihren Hinweis auf Ihren Kollegen, Mr. DiPalma. Nein, wir haben zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Erklärung abzugeben. Solche Dinge gehen über unseren Public-Relations-Berater … Seinen Namen?«

Er schaute zu Nosaka, der einmal nickte.

»Sein Name ist Yoshinaka. Seine Anschrift – nein. Wir legen Wert darauf, daß alle Ansuchen um Interviews schriftlich eingereicht werden, zusammen mit einer Liste der interessierenden Fragen. Herr Yoshinaka nimmt keine telefonischen Anfragen nach Interviews entgegen.«

Nachdem der Sekretär aufgelegt hatte, standen er und Nosaka nebeneinander und schauten dem Datsun nach, bis er in den flirrenden Hitzewellen über dem Verkehrsstrom verschwand.

26

Nosaka blickte von seinem Schreibtisch auf und in den ummauerten Garten hinter seiner Villa. Die Schiebetür zu seinem Waffenraum war offen, und von einem Kiefernzweig, der in einer als Räuchergefäß gebrauchten koreanischen Steinlaterne brannte, drang würziger Duft herein. Unweit der Laterne warf ein Diener Brotstücke in einen Karpfenteich. Nosaka glaubte, daß die großen Fische, die von den Japanern wegen ihres Mutes und ihrer Entschlossenheit geehrt wurden, ihm Glück brachten. Sie verschafften ihm ein kühnes, sieghaftes Gefühl.

Er stand auf und trat in die Türöffnung, bewunderte den Zwergbambus, die Pfingstrosen und Kamelien, die nun im Sonnenuntergang blutrot leuchteten. Wenn die Welt ihn zu überwältigen drohte, war der Garten seine Zuflucht. Umgeben von seiner Schönheit und Stille, waren alle Leidenschaf-

ten vergessen, und er fand Frieden in sich selbst. Es war der einzige Ort auf Erden, wo er Zufriedenheit fühlte, wo er nicht mehr wünschte als er bereits hatte.

Eine Standuhr zeigte halb sieben. Kenpachi hatte sich dreißig Minuten verspätet, was für ihn ungewöhnlich war. Wann würde er lernen, daß man die Fehler jener, die einen warten ließen, aufzählte? Seit er die Muramasa-Klinge besaß, war der Filmregisseur arroganter geworden, sogar respektlos. Nosaka fand Kenpachis Eitelkeit immer schwerer zu ertragen. Kenpachi war überzeugt, sein *seppuku* werde die ganze Nation zu einem Stillstand bringen und einen Ausbruch von Vaterlandsliebe auslösen, wie man ihn seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht gesehen hatte.

»Der Kaiser wird von meinem Tod bewegt sein«, hatte Kenpachi erklärt. »Er wird mich als Helden feiern. Ich werde mit anderen Kriegern, die ihr Leben für Japan gelassen haben, im Yasukuni-Schrein begraben werden.«

Solche Arroganz hatte ihn in der Blutsbrüderschaft zu einer charismatischen Gestalt gemacht. Überzeugt, daß er den aufrichtigen Wunsch habe, für den Ruhm der Nation zu sterben, als ein Fanal, das aufrütteln und zur Umkehr bewegen sollte, waren die Mitglieder mehr denn je bereit, ihr Leben für ihn und Japan aufs Spiel zu setzen. Nosaka hingegen fand Kenpachi dadurch um nichts gescheiter.

Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück, um die Untersuchung eines Sattels wiederaufzunehmen, der, wenn er ihn kaufte, ihn mehr als die meisten Waffen in seiner Sammlung kosten würde. Zwischen den Schwertern, Dolchen, Panzern, Speeren und Bogen in seinem Waffenraum gab es noch andere Sättel, doch keiner kam dem gleich, den er nun durch ein Vergrößerungsglas betrachtete.

Er war aus dunklem Holz geschnitzt und mit reicher Goldlackierung bedeckt. Der Sattelknopf war aus Elfenbein mit eingelegtem Silber, und der untere Teil war mit blauem Samt gepolstert, der ein Wundscheuern des Pferdes verhindern sollte. Die Steigbügel, wie halbierte Schnabelschuhe geformt, waren aus Silber mit goldener Einlegearbeit. Mehr

als vierhundert Jahre alt, repräsentierte der Sattel unübertreffliche Handwerkskunst und unvergleichliche Schönheit. Es war einer von nur dreien, die der große Muramasa angefertigt hatte.

Wie seinen Schwertern, Lanzen und Messern wurde auch Muramasas Sätteln nachgesagt, daß sie von dem Bösen besessen seien, das den genialen, aber unausgeglichenen Schwertschmied verfolgt hatte. Während des einen Jahres, in dem der Sattel einem Antiquitätenhändler gehört hatte, war seine Frau durch einen ernsten Sturz verletzt worden, hatte er selbst einen schweren Autounfall gehabt und war eine vielgeliebte Enkelin aus unbekannter Ursache im Schlaf gestorben. Mit bebender Stimme hatte der Händler bekannt, daß der Muramasa-Fluch für ihn nur allzu wirklich sei.

Nosaka fürchtete nicht das Böse in einer Muramasa-Waffe oder in dem vorzüglichen Sattel. Nosaka war ein Samurai und fürchtete nichts. Furcht war eine Quelle des Aberglaubens, geboren aus Ungewißheit, und er war zu allen Zeiten seines eigenen Wertes absolut gewiß gewesen. Er war immun gegen jede Form von Furcht oder Panik. Seine Waffensammlung, von der er bedeutende Teile Tokioter Museen geschenkt hatte, enthielt viele Muramasa-Waffen. Mit den Jahren hatten sie ihm die Energie und Vitalität geschenkt, die ihn zu einem der reichsten Männer Japans gemacht hatte. Nach seinem Tode sollte der Rest seiner Sammlung auf die Historischen Museen des Landes verteilt werden.

Einstweilen bewahrte er die kostbarsten Stücke in seiner Villa auf dem Hügel. Wenn er den Sattel erwarb, würde er ihn auch hier behalten. Er strich über den Sattelknopf, dann beugte er sich über den linken Steigbügel und untersuchte ihn durch das Vergrößerungsglas. *Hai.* Er erkannte die Kunstfertigkeit und fühlte aufkommende Erregung. Eine verschlungene, kunstvolle Ornamentik, wie sie kein anderer in dieser geheimnisvollen Vielfalt der Muster hatte ersinnen können. Muramasa. Nosakas Herz

schlug schneller. Er mußte diesen Sattel haben. Mit bebender Hand strich er über das Stück. Kenpachi war vergessen. Mit diesem Sattel würde er nun wenigstens ein Musterexemplar von jeder Schöpfung des großen Muramasa besitzen. Mit diesem Sattel wäre der Zyklus seiner Sammlung geschlossen.

Zehn Minuten später traf Kenpachi ein, gekleidet in einen weißen Anzug von Yves St. Laurent und mit einer Sonnenbrille, die im Winkel eines Glases einen winzigen Diamanten trug. Er entschuldigte sich nicht für sein Zuspätkommen, noch gab er den Wunsch zu erkennen, sich umzuziehen und einen Kimono anzulegen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er Nosaka besuchte. Seine Verbeugung vor dem Alteren war so beiläufig, daß sie an Respektlosigkeit grenzte. Nosakas Teeangebot wurde abgelehnt.

Sie setzten sich einander gegenüber auf den mit Matten belegten Boden, zwischen sich einen niedrigen Tisch. Kenpachi befingerte ruhelos den von seinem Hals hängenden Sucher und blickte an Nosaka vorbei in den Garten. Es war deutlich, daß er sich in Nosakas Gegenwart befohlen fühlte.

Als Kenpachi anfing, an einem Daumennagel zu kauen, wies Nosaka auf ein kleines Tonbandgerät auf dem Tisch. »Sie trafen sich in dem Park beim Toshogu-Schrein«, sagte er. »Eine meiner Beauftragten, eine Frau, die sich als Mutter ausgab, brachte ihr Kleinkind in den Park und saß drei Bänke entfernt. Sie nahm das Gespräch mit diesem Gerät auf. Sein Richtmikrophon ist stark genug, um jedes Gespräch im Umkreis von zweihundert Schritten aufzunehmen. Mit verblüffender Klarheit, wie du hören wirst.«

Er drückte die Abspieltaste des Geräts, dann schob er es Kenpachi zu.

Geräusche. Ballspielende Schuljungen. Flugzeuglärm am Himmel. Bellende Hunde. Quietschende Mädchen, die sich bemühten, ihr Gleichgewicht auf Rollschuhen zu halten. Ein Kasset-

tenradio kam in Hörweite und entfernte sich wieder. Elton John, der ›Rocket Man‹ *sang und vorübergehend alle anderen Geräusche übertönte.*

» ... glaube, die Wände haben Ohren«, sagte Frank DiPalma. »Besonders in Tokio.«

»Du sagtest, daß man dir vielleicht folgt. Ist das dein Ernst?« Die Stimme gehörte Jan Golden.

»Ich trample herum und stochere in Nosakas Leben. Du darfst mir glauben, daß es mir ernst ist. Er ist der Meisterspion des 20. Jahrhunderts. Ein wieder zum Leben erwachter Hideyoshi. Übrigens wäre er ein Dummkopf, wenn er mich nicht ausspionieren würde. An seiner Stelle würde ich das gleiche tun. Ich möchte dich nicht drängen, aber ich muß zum Polizeipräsidium und Todd abholen. Wir essen mit Shuko zu Abend. Es ist unser letzter Abend in Tokio. Morgen fliegen wir nach New York.«

»Das wußte ich nicht«, sagte Jan Golden. »Nun, gut daß ich dich angerufen habe. Um so besser, da ich nicht so sicher bin, ob du mich angerufen hättest. Ich muß dich im Zusammenhang mit Kon etwas fragen.«

»Du fragst mich wegen Kon Kenpachi? Gott, Japaner haben recht. Sie sagen, das Unerwartete geschehe oft.«

»Frank, dieser Film ist ein Hammer. Ein Knüller. Wir haben noch drei bis vier Wochen zu drehen, und ich brauche meinen Regisseur. Das Problem ist, daß er soviel Zeit im Polizeipräsidium verbringt. Meine Techniker nennen ihn schon den Monopoly-Mann. Du weißt schon: Gehe in das Gefängnis, begib dich direkt dorthin …«

DiPalma lachte. »Gehe nicht über Los, *ja. Lustig.«*

»Kon sagt, du steckst dahinter. Er sagt, du machst ihm durch Hauptmann Shuko das Leben schwer.«

»Was sagst du?«

»Mir kam es ziemlich sonderbar vor. Ein Ausländer, der nach Japan kommt und die Polizei für sich arbeiten läßt.«

»Shuko ist ein guter Polizist. Niemand sagt ihm, was er zu tun hat. Er ist nicht ohne Grund hinter Kenpachi her. Wakaba versuchte, meinen Sohn zu töten. Und er war außerdem in eine sehr böse Geschichte verstrickt. Deshalb spricht Shuko mit Kenpachi.«

»Belastet diese böse Geschichte Kon?«

»Sag mir jetzt lieber, warum du mich sprechen möchtest.«

»Um die Mittagszeit, als Kon noch immer nicht am Drehort erschienen war, fuhr ich zu seinem Schloß. Ich konnte ihn telefonisch nicht erreichen und fand, daß es ohnedies an der Zeit war, offen und unter vier Augen über die Dinge zu reden. Im Schloß sah ich etwas, was ich wahrscheinlich nicht hätte sehen sollen. Ich sah Kon nackt auf einem roten Teppich im Hof knien ...«

»In der Mitte von vier Feuern. Mittagszeit, sagst du. Leuchtet ein. Das Ritual ...«

»Welches Ritual?«

Stille.

Schließlich sagte DiPalma: »Du sahst ein buddistisches Nüchternheitsritual, etwas, was Kenpachi wahrscheinlich von seiner Mutter gelernt hat, die eine buddhistische Priesterin war. Und du hast recht, du solltest es nicht sehen. Kenpachi verhandelte mit den Göttern über sein nächstes Leben.«

»Sein was?«

»Zuerst kasteit er sich. Feuer, heiße Sonne. Er muß leiden. Es ist ein Handel. Er leidet im Austausch dafür, was die Götter, wie er hofft, ihm in seinem nächsten Leben geben werden. Es ist buchstäblich eine Sache von Leben und Tod.«

»Du willst mir erzählen, Kon beabsichtige, demnächst zu sterben? Das ist lächerlich. Der Mann hat alles, was einen Menschen zum Leben motivieren kann. Er würde sich nicht umbringen. Soviel weiß ich.«

Stille.

Dann sagte sie: »Ich brauche ihn, Frank.«

»Was soll ich dir sagen? Jeder findet seine eigenen Träume.«

»Ich bin in Schwierigkeiten. Mit Kon, meine ich. Deshalb hast du mich die letzten Tage gemieden. Deshalb hast du mich an dem Abend, als Wakaba getötet wurde, auf der Straße stehengelassen. Du weißt etwas über Kon und willst es mir nicht sagen.«

Stille.

»Hör zu, ich kann ein Geheimnis bewahren«, sagte sie. »Wenn du willst, daß ich nichts sage, werde ich nichts sagen. Aber erzähl es mir. Bitte.«

DiPalma sagte: »Wenn ich dich ersuchen würde, von Kenpachi wegzugehen, Tokio zu verlassen und mit Todd und mir nach New York zurückzufliegen, würdest du es tun?«

»Ich soll von meinem Film weggehen?«

»Das würdest du nie tun, nicht wahr? Niemand kehrt einem Film während der Dreharbeiten den Rücken. Mein Gott, warum vergeude ich meine Zeit? Du hast dein Leben lang immer nur getan, was du wolltest. Also sorge dich nicht um Recht oder Unrecht und mach weiter so.«

»Am allermeisten fürchte ich eins«, sagte Jan. »Und das ist, zusehen zu müssen, wie Leute, die nur halb so gut sind wie ich, daherkommen und in diesem Geschäft Erfolg haben, nachdem ich gescheitert bin. Sieh mal, wenn Leiden die Antwort wäre, dann müßte die Welt längst ein besserer Ort sein. Also verlang nicht von mir, daß ich mehr leide als ich muß. Einen Monat, mehr brauche ich nicht. Vielleicht weniger, wenn Kon bei seiner Arbeit bleiben kann. Laß mich bloß den Film in den Kasten bringen.« Sie weinte. »Frank, ich bin so nahe, so nahe daran! Ich kann nicht weggehen. Nicht jetzt. Du kannst alles von mir verlangen, aber nicht das.«

»Es ist das einzige, was dich zu fragen ich lohnend finden würde. Du willst nicht, daß ich verstehe, du willst, daß ich billige. Wakaba hätte dich vielleicht umgebracht, wenn er die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Und erinnerst du dich an Kenpachis schwulen Freund, Sakon Chiba?«

»Das war der Transvestit, der dich in Hongkong umbringen wollte.«

»Es gelang ihm, einen Polizisten zu töten, bevor er von einem anderen namens Jenkins erschossen wurde. Nachdem Wakaba ihm einen Besuch abstattete, geht es Jenkins nicht allzu gut. Ist dir vielleicht aufgefallen, daß Wakaba in Hongkong zurückblieb, als euer Filmteam abreiste?«

»Kenpachi sagte mir, Wakaba hätte eine Botschaft für ihn zu überbringen«, sagte Jan.

»Das hat er nur zu gründlich getan. Er hat Jenkins die Zunge herausgeschnitten.«

»Ist das dein Ernst?«

»Außerdem stach er Jenkins das noch verbliebene Auge aus, dann durchschnitt er ihm das Rückenmark. Jenkins ist jetzt für den Rest seines Lebens gelähmt. Und blind. Und stumm.«

»Ich glaube, mir wird schlecht.«

DiPalma sagte: »Es besteht kein Zweifel, daß Wakaba der Täter ist. Seine Blut- und Gewebeproben waren identisch mit denen, die an einem Gartenwerkzeug hafteten, mit dem Jenkins sich zu verteidigen suchte. Wakaba war außerdem Mitglied derselben Blutsbrüderschaft, die Sally Verna und Duncan Ivy umbrachten und beabsichtigt, deinen Vater zu töten.«

»Woher weißt du das?«

»Wakabas Leichnam hatte ein Flugticket nach Genf bei sich, dazu einen Zeitplan von Kendo-Wettkämpfen, die während einer Europatournee der Takeshi-Kendo-Mannschaft vorgeführt werden sollen. Das ist Nosakas Mannschaft. Und die Mannschaft, mit der Wakaba übte. Zur gleichen Zeit, als die Takeshi-Mannschaft in Genf auftrat, wurde in Zürich ein japanischer Geschäftsmann getötet. Die beiden Städte sind nicht allzuweit voneinander entfernt. Um den verstorbenen Herrn Wakaba und seine Freunde gibt es eine Menge Gewalttätigkeit. Ich glaube, das ist Grund genug, um Kenpachi zum Polizeipräsidium zu bitten. Schließlich war Wakaba sein Chauffeur und Leibwächter.«

»Nun mal langsam«, sagte eine hörbar nervöse Jan. »Du sagst, daß Kenpachi in der Blutsbrüderschaft sei. Was ist mit Nosaka?«

»Der ist noch auf meiner Liste. Kenpachi und Wakaba übten beide Kendo in Nosakas Mannschaft, der Takeshi-Mannschaft, die eng mit der Blutsbrüderschaft verbunden, wenn nicht mit ihr identisch ist. Ich bin der Meinung, daß Kenpachi einigen Leuten eine Erklärung schuldig ist. Jan, dein Vater ist in Gefahr. Und wenn du weiter hier herumhängst …«

»Du setzt mich unter Druck, verdammt! Ich will nichts mehr hören. Ich kann nicht auf dich noch auf sonst jemand hören. Ich habe zu tun, was ich für richtig halte. Das ist es. Das ist es.«

Nosaka schaltete das Gerät aus. Interessant, dachte er. Kenpachi hatte seine Arroganz eingebüßt. Er starrte stirnrunzelnd auf das Abspielgerät und machte sich Sorgen.

»Diese Aufnahme ist noch keine zwei Stunden alt«, sagte Nosaka. »Jan Golden lief weinend von DiPalma weg, der ihr nicht folgte. Wie du gehört hast, ist DiPalma über dein Vorhaben, *seppuku* zu begehen, im Bilde. Seine Kenntnis des Nüchternheitsrituals, der Umstand, daß er den Jungen im Polizeipräsidium zurückläßt, während er mir nachspioniert, dies alles sagt genug. Er weiß Bescheid. Und ich bin sicher, du hast bemerkt, wie die Frau DiPalma näher an die Blutsbrüderschaft herangeführt hat. Näher zu uns.«

Kenpachi zog die Brauen zusammen und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie weiß nichts. Wie …«

»Denk darüber nach, was du gerade gehört hast. Analysiere, was gesagt und nicht gesagt wurde. Miß Golden verursachte Wakabas Tod. Sie störte sein Vorhaben, den Jungen zu töten, führte ihn dann in die Sackgasse, wo er den Tod fand. Im Tode erweist Wakaba sich als eine Verbindlichkeit. Warum holtest du nicht meine Erlaubnis ein, bevor du dich an dem Polizisten Jenkins rächtest?«

Kenpachi schlug den Blick nieder.

»Anmaßung bekommt einem dummen Menschen schlecht«, sagte Nosaka. »Die Wunden, die Wakaba von Jenkins' Hand davongetragen hatte, lösten DiPalmas Nachforschung aus. Argwohn ist Anlaß, Fakten und Informationen im Gedächtnis zu behalten. DiPalma, ein ehemaliger Polizist, wird leichter argwöhnisch als die meisten. Besonders als die Frau ihm berichtete, was sie in deinem Hof gesehen hatte. Welche Erklärung dafür gabst du ihr?«

»Ich sagte ihr, es sei eine religiöse Zeremonie für die Seele Wakabas.«

»Offensichtlich traut sie dir nicht, sonst hätte sie sich nicht an DiPalma gewandt. Er fühlt sich stark von ihr angezogen. Auch jetzt noch versucht er, sie zu warnen. Aber sie weist seine Warnungen zurück. Sie ist ehrgeizig.« Nosaka

lächelte. »Er möchte nicht, daß sie stirbt wie die anderen zwei Frauen, die er liebte. Er ist bereit, sein Leben für sie aufs Spiel zu setzen. Darum sind die beiden gefährlich. Glaubst du, daß du den Film ohne sie machen kannst?«

Kenpachi schüttelte den Kopf. »Nein, *Sensei.* Alles, was für den Film notwendig ist, kommt von ihr. Das Geld, die Schauspieler, die wichtige amerikanische Filmgesellschaft. Ich brauche sie.«

»Und sie braucht dich. Trotzdem befürchte ich, daß DiPalma eine Möglichkeit finden wird, sie gegen dich einzusetzen. Er kann deine Pläne für einen ruhmvollen Tod zuschanden machen und mir Schaden zufügen.«

Nosaka erhob sich anmutig vom Boden und kehrte Kenpachi den Rücken, um in den Garten hinauszuschauen. Das Licht der untergehenden Sonne tönte das kleine, raubtierhafte Gesicht des alten Mannes bronzefarben und ließ es eher zeitlos denn alt erscheinen, eher unendlich als menschlich. »Zwei Männer, eine Frau«, sagte er. »Beide können sie nicht haben.«

Er blickte über die Schulter zu Kenpachi. »Ich will dir sagen, warum ich DiPalma nicht angetastet habe, während er hier in Japan ist. Er wird mir die Hansard-Unterlagen bringen. Die Sicherheitsvorkehrungen um Jude Golden sind sehr umfangreich, und zu viele Leute wissen etwas über die Blutsbrüderschaft – DiPalma, Shuko, Jude Golden, seine Tochter. Ich möchte die Blutsbruderschaft derzeit lieber nicht einsetzen. Du wirst die Tochter überzeugen, daß die Unterlagen im Besitz ihres Vaters wirkungsvoller sein werden, wenn sie DiPalma übergeben werden, der schließlich ein Journalist ist.«

Nosaka wandte sich wieder dem Sonnenuntergang zu. »Nachdem wir DiPalma die Unterlagen abgenommen haben, magst du ihn töten. In Amerika. Es ist besser, wenn es so weit wie möglich von uns entfernt geschieht. Da du nun die Macht besitzt, schlage ich vor, daß du den Sohn den Vater töten läßt. Der *Iki-ryo* kam zu dir in Hongkong, wo er Laycock tötete. Nun laß ihn DiPalma töten.«

Nosaka ging zu einer Wand, nahm einen *tessen* und fächelte sich Luft zu. Es war derselbe Kriegsfächer, den Yoshiko gebraucht hatte, um in Hongkong einen Polizeioffizier zu töten.

27

Graue und trübe Dämmerung über Schloß Ikuba. Am fernen Horizont begann der Strahlenkranz der aufgehenden Sonne über die blaugrauen Silhouetten der Hügel zu tasten und mischte einen rosigen Hauch in die bleigraue Oberfläche des Sumida, der, vom Regen angeschwollen, seine Ufer überflutete. Auf allen Seiten des Schlosses waren die Reisfelder, Straßen, Marschen und Ebenen schwarz von Hideyoshis Kavallerie und Fußsoldaten, einer Armee, die eine ununterbrochene Reihe von Siegen zuversichtlich gemacht hatte.

Wie die ninja, *die ihm vorausgegangen waren, hatte Hideyoshi, der Gekrönte Affe, sich des Regens und der Dunkelheit bedient, um unbemerkt an sein Ziel heranzukommen. Schloß Ikuba war umzingelt, seine Garnison zahlenmäßig weit unterlegen und von allen Fluchtwegen abgeschnitten.*

In den Wohnräumen des daimyo *beobachtete Todd, der Benkai war, die Vorbereitungen seines Herrn zum* seppuku. *Saburo betrat einen auf drei Seiten von einem weißen Wandschirm eingeschlossenen dicken roten Teppich, ließ sich auf die Knie nieder, zog den Kimono von seinen Schultern und entblößte die Brust. Todd nickte zu einem Wächter in Stahlhelm und Lederrüstung, der vortrat und dem Herrn die Sandalen entfernte.*

Der abgewandte Blick der Wächter sagte Todd, wie gräßlich sein eigener Anblick wirken mußte. In seinem linken Auge steckte der Pfeil; sein Kimono war durchtränkt vom eigenen Blut, und von seiner Schärpe hing an ihrem eigenen langen schwarzen Haar der Kopf der Frau, die Saburo verraten hatte. Er war schrecklich anzusehen, eine Gestalt, die mehr zu fürchten war als die angreifenden ninja *oder Hideyoshi. Furcht hatte die Schloßwächter aller Urteils-*

kraft beraubt. Nichts war so wichtig wie Todd zu gehorchen, der Benkai war.

Rauch kräuselte unter der verriegelten Eichentür hervor, in die Räume des daimyo. *Und Rauchschwaden zogen unter der vergoldeten Decke, Vorboten des Brandes, der die oberen Räume erfaßt hatte und dessen unheilverkündendes Brausen und Knistern zum offenen Hoffenster hereindrang. Die* ninja *griffen überall an. Um den Eingang des geheimen Ganges langen die toten* ninja *in ihrem Blut, die Todd überwältigt hatte, als sie in das Quartier des* daimyo *hatten eindringen wollen.*

Andere ninja *versuchten weiterhin, den* daimyo *durch den geheimen Gang und den Korridor zu erreichen, wo die verräterischen Dielenbretter unter ihren Sandalen quietschten.*

Dann trat Stille ein im Korridor, gefolgt von dem Getrampel anrennender Männer, und die Tür erbebte unter dem Stoß eines Rammbocks, begleitet von einem vielstimmigen Gebrüll.

Der daimyo *war zum Untergang verurteilt. Nur duch* seppuku *konnte er seine Ehre bewahren und der Schande der Gefangenschaft und Entehrung entgehen.*

Todd, der Benkai war, sagte: »Ein Samurai muß zwischen Schande und Ruhm wählen. Seppuku *ist der Weg zum Ruhm.«*

»Hai*!*« *riefen die Wächter.*

Todd blickte zu seinem Herrn, der ihm zulächelte und ihm ein katana *darbot, ein Langschwert, dessen Heft mit einem weißen Tuch umwunden war. Weiß, die Farbe des Todes.*

Beide Hände fest um das Heft geklammert, hob Todd das Schwert und blickte in das helle Blinken der rasiermesserscharfen Klinge.

Der daimyo *wartete mit gebeugtem Haupt.*

Todd sah ihn an, wartete, dann zog er die Klinge schnell in einem sausenden Hieb abwärts auf Kenpachis Nacken.

New York

Todd schlug die Augen auf. Er war entsetzt, atemlos, unfähig zu sehen. Er schnappte nach Luft, schluckte sie durch den Mund. Dann drang schmerzendes Licht an seine Augen, und er hob abwehrend die Arme gegen die grelle Helligkeit. Bedeutete dies, daß das Schwert wieder in seiner Nähe war? Er fürchtete das Schwert. Er wollte sich verstekken, bevor es ihn finden konnte. Bevor er töten mußte.

»Ruhig«, sagte DiPalma, der das Licht in Todds Zimmer eingeschaltet hatte. »Wieder ein schlechter Traum. Du kannst dich entspannen. Bist jetzt wach. Es ist nichts.«

Er kam näher und setzte sich auf das Bett. Beinahe hätte er gesagt ›Du hast nichts zu fürchten. Diese Dinge liegen weit hinter dir.‹ Aber er wußte es besser, und Todd auch. Dies war nicht der erste Alptraum, den der Junge während seiner zehn Tage in New York erlitten hatte.

Sie waren in DiPalmas bequemer Wohnung in Brooklyn Heights, zwischen schönen alten Backsteinhäusem und baumbestandenen Straßen, mit einem Blick über den Hafen und den Südzipfel Manhattans. DiPalma war in Brooklyn geboren und aufgewachsen, hatte hier geheiratet und war hier Polizist gewesen. Er zog Brooklyn Manhattan vor; es war friedlicher, weniger anspruchsvoll und anmaßend.

»Vielleicht«, sagte Todd, »ist es besser anzunehmen, was geschehen wird.«

Keine Spielchen, dachte DiPalma. Nicht mit diesem Jungen. Er sagte: »Kenpachi?«

»Zum erstenmal in meinen Träumen hielt ich das Schwert in den Händen. Und ich tötete ihn. Ich war der *kaishaku.* Ich war Benkai. Es war so wirklich. Die Gerüche, die Schreie Sterbender, der verwundeten Pferde. Und die Feuchtigkeit vom Regen, der Brandgeruch, der Duft von Kamelien.«

DiPalma nickte ihm in stummer Aufforderung zu.

»Ich sah Panzer, Stücke aus Leder und Eisen, zusammengehalten von farbigen Seidenschnüren. Ich sah reiterlose Pferde auf dem Hof, mit Blut an den hölzernen Sätteln. Kei-

ne Pferde, Ponys. *Hai.* Kleine, struppige Pferde. Ich sah einen General unter dem Fenster des *daimyo* auf dem Hof liegen. Er trug einen *kabutu,* einen eisernen Helm mit Hörnern. Er hatte einen *saihai* getragen, einen Stock mit blauen Papierwimpeln. Die *ninja* hatten ihn beim ersten Angriff getötet.« Schweiß stand in Perlen auf Todds Stirn. »Mir wird gesagt, ich soll ein zweites Mal töten.«

DiPalma fuhr seinem Jungen mit den Fingern spielerisch durchs Haar. »Träume sind nur wahr, solange sie dauern. Jetzt bist du wach. Der Schlaf kann dich nicht für immer festhalten. Früher oder später muß er dich gehen lassen.«

»Heute nacht war es so wirklich«, sagte Todd. »Zum erstenmal wußte ich bestimmt, daß ich Benkai war. Ich war ich, aber ich war auch er.«

Es mußte möglich sein, mehr für den Jungen zu tun, dachte DiPalma. Er sagte: »Hättest du Lust auf einen Spaziergang?«

Todd schaute zum Wecker auf dem Nachttisch. »Jetzt?«

Es war halb vier Uhr früh.

DiPalma zuckte mit der Schulter. »Warum nicht? Könnte uns beide entspannen.« Er sagte nicht, daß es Todd auch daran hindern würde, was er in Hongkong und Tokio getan hatte – die Wohnung bei Nacht allein zu verlassen.

Todd grinste und sah wieder wie ein Junge aus. »Das würde mir gefallen. Ja, das würde mir Spaß machen. Die Nacht kann friedlich sein, weißt du. Wenn es nicht zu schwierig ist, könnten wir vielleicht irgendwo Eis bekommen.«

»Nun, das wird zu dieser Stunde nicht ganz einfach sein, aber wir werden es versuchen. Laß mir ein paar Minuten Zeit, daß ich mir was überziehe, dann gehen wir los.«

In seinem Schlafzimmer, wo ein Balkon eine überwältigende Aussicht auf die Silhouette von Manhattan bot, hielt DiPalma beim Ankleiden inne, um seinen Spazierstock zu betrachten, der quer über die Armlehnen eines Sessels gelegt war. Eine ausgezeichnete Waffe. Aber er dachte an die Pistole, die zu tragen er berechtigt war. Worauf wartete

Kenpachi? Warum hatte er nicht versucht, Todd zu entführen? Warum hatte die Blutsbrüderschaft nicht versucht, ihn selbst zu töten?

Er durchsuchte seinen Schrank nach einem Paar bequemer Schuhe. Er besaß weder Turnschuhe noch ein einziges Paar Jeans, weil er jede Art von Uniformierung verabscheute. Mokassins waren genauso bequem und eleganter, besonders wenn sie in Mailand handgefertigt waren. Er wählte ein braunes Paar und setzte sich, sie anzuziehen.

Vor zehn Tagen hatte er diese Schuhe zu seiner ersten Arbeitsbesprechung seit seiner Rückkehr aus Japan getragen. Auf DiPalmas Ersuchen hatten ein paar führende Leute der Fernsehgesellschaft an der Sitzung teilgenommen, zu der noch seine Ermittlungsgruppe, der Produzent der Sendereihe, der Regisseur und der Programmdirektor des Senders gekommen waren. In einem Konferenzzimmer an der Sixth Avenue hatte DiPalma seinen Bericht über die Ereignisse gegeben, angefangen mit einer Erklärung der Gründe, die ihn nach Hongkong geführt hatten, bis zu einem kurzen Abriß über Nosakas Industriespionagenetz. Er berichtete von dem Anschlag auf sein Leben, von der Blutsbrüderschaft und den Hansard-Unterlagen, die vermutlich genug belastendes Material über Nosaka enthielten, um jeden Staatsanwalt zu veranlassen, Anklage gegen ihn zu erheben.

Er erzählte ihnen von Katharine und Todd, sagte aber nichts über Todds Alpträume, oder daß der Junge die Reinkarnation eines vor vierhundert Jahren gestorbenen Samurai sein könnte. Oder daß er einen Mann getötet hatte. Er erwähnte Jude Golden, sagte aber nichts über Jan, Und er verschwieg Kenpachis Plan, *seppuku* zu begehen.

Als er seinen Bericht beendet hatte, blieb es eine Weile still. Dann fragte Raffaela, die in seiner Ermittlungsgruppe arbeitete: »Glauben Sie, daß diese Blutsbrüderschaft oder Kon Kenpachi Ihnen noch immer nach dem Leben trachten?«

»Ja.«

»Wegen der Akte?«

DiPalma nickte. »Ich nehme an, jeder hier kennt Sally Vernas und Duncan Ivys Schicksal. Das sollte Ihnen eine Vorstellung davon geben, wie die Blutsbrüderschaft vorgeht. Aus diesem Grund will ich der einzige sein, der nach diesen Akten forscht und mit Jude Golden Verbindung aufnimmt.«

Ein Vizepräsident sagte: »Vergaßen Sie nicht zu erwähnen, daß Jude Golden Jan Goldens Vater ist und daß sie derzeit mit Kon Kenpachi einen Film produziert?« Er brachte die Frage in einem Ton vor, als wollte er sagen: ›Hab ich dich erwischt, Schlingel!‹

DiPalma sah ihn an, bis einige Leute unruhig wurden und der Vizepräsident selbst Zeichen von Ungeduld zu erkennen gab. »Ich habe es nicht vergessen«, knurrte DiPalma dann. »Ich vergesse es nicht. Aber ich dachte, es tue hier nichts zur Sache.« Er blickte in die Runde. »Meine Leute sind seit drei Wochen an diesem Projekt. Ich möchte den anderen unter Ihnen einen kurzen Überblick geben, was wir bisher erfahren haben. Ich würde es jedoch zu schätzen wissen, wenn Sie uns zu Ende hören würden, bevor Sie Fragen stellen.«

»Eine Frage, bevor wir anfangen«, sagte ein anderer Vizepräsident und betrachtete seine gepflegten Fingernägel. »Haben Sie eine Sendung vorbereitet, die wir ausstrahlen können, während Sie an dieser Geschichte arbeiten? Wenn wir unsere Einschaltquoten halten wollen, müssen wir den Fernsehteilnehmern zeigen, daß die Reihe weiterläuft. Zu lange Pausen führen dazu, daß uns die Leute abspringen, und wir ziehen es vor, von hohen Einschaltquoten hinunterzuschauen statt unten zu sitzen und zu jemand anderem aufzublicken.«

»Wir haben eine Sendung vorbereitet«, sagte DiPalma. »Schließlich bezahlen Sie mich dafür.«

Der Vizepräsident zwang sich zu einem Lächeln. »Nichts für ungut, Mr. DiPalma. Wir brauchen Sie, das ist alles. Was für eine Sendung wird das sein?«

DiPalma warf dem Programmdirektor einen Blick zu. »Ei-

ne Geschichte über einen jugendlichen Drogenhändler. Wir haben sie vor meiner Abreise nach Hongkong fertiggestellt.«

Der Vizepräsident griff nach einem Stift und begann kleine, ineinandergreifende Kreise auf seinen leeren Schreibblock zu malen. »Über einen halbwüchsigen Drogenhändler. Haben wir das nicht schon ein- oder zweimal gehabt? Ich meine, es müßte etwas Besonderes daran sein, wenn wir die Leute damit hinter dem Ofen hervorlocken wollen.« Ein kurzes Lächeln. »Nichts für ungut.«

»Dieser Dealer ist siebzehn und ist eine Brasilianerin aus den besten Kreisen. Ihr gehört eine Dachgeschoßwohnung an der Ostseite Manhattans, in einem Haus voll reicher Europäer und Südamerikaner. Ihre Rauschgiftsendungen kommen im Diplomatengepäck ins Land, und sie verkauft nur an die ausländischen Mitglieder des Jet-set, die sie bei privaten Veranstaltungen trifft. Sie war auf den Titelseiten von *Vogue* und *Harper's Bazaar,* hat zwei Filmangebote ausgeschlagen und macht im Jahr mehr als eine Million mit dem Rauschgifthandel. Ihre Familie ist steinreich, sie braucht das Geld nicht. Sie tut es zum Spaß. Der Reiz des Verbotenen. Ich würde sagen, daß der Fall sich von den anderen jugendlichen Drogenhändlern, über die ich berichtet habe, unterscheidet.«

Der andere nickte. »Hört sich nicht übel an. Wie sind Sie auf das Mädchen gekommen?«

Raffaela sagte: »Bei uns rufen jeden Tag Leute an, die uns einen Tip geben wollen. Manchmal ist was dabei. Wir haben sie auf Film, wie sie einen ›Schnellschuß‹ setzt. Das ist eine Kombination von Heroin und Kokain. Sie ist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Und vollkommen verrückt. Total übergeschnappt.«

DiPalma sah auf den Tisch. So war es mit den Herren in Nadelstreifen. Entweder sie gingen einem an die Gurgel, oder sie fraßen einem aus der Hand. »Kommen wir zurück zu Nosaka und der Blutsbrüderschaft. Wir haben einiges, was wir Ihnen vortragen möchten. Wir werden uns so kurz

wie möglich fassen, denn ich habe auch noch ein paar Filmstreifen, die ich Ihnen gern zeigen würde.«

Marshall Harris, DiPalmas Produzent, präsentierte die von der Ermittlergruppe gesammelten Fakten über Nosakas Verbindungen mit amerikanischen Kongreßabgeordneten, Interessenvertretern, Geschäftsleuten, Journalisten und wie er sie alle für den Bau eines industriellen Großkonzerns eingesetzt hatte. Zeitungsausschnitte berichteten von früheren Verhaftungen mehrerer Wirtschaftsspione, die in Nosakas Diensten gestanden hatten, in Amerika und anderswo. In jedem Fall hatten die Spione sich schuldig bekannt und hatten dadurch ein Gerichtsverfahren und weitere Publizität vermieden. Bußgelder waren auferlegt und bezahlt worden, aber nicht einer war hinter Gitter gekommen.

Dann ergriff wieder DiPalma das Wort. Er erläuterte die Rolle der japanischen Regierung in der Förderung und Unterstützung von Wirtschaftsspionage. Er berichtete über Nosakas Rolle als Kriegsverbrecher, wie die Vereinigten Staaten ihn als einen Koordinator für Spionageaufträge in der Zeit des Kalten Krieges aufgebaut und eingesetzt hatten, wie Nosaka seine Bank als Umschlagstelle für das Spionagenetz organisiert hatte. Darauf zeigte er Filmaufnahmen von Nosakas Konzernzentrale, von seinen Fabriken, Handelsunternehmen und Privathäusern. Er zeigte ihnen Filmausschnitte von den Tokioter Forschungsinstituten, den Wirtschaftsverbänden, Detektivbüros und industriell geförderten Instituten, die sich allesamt auf Industriespionage spezialisiert hatten, viele davon mit dem Segen und der Unterstützung der Regierung.

Dann kamen die Interviews mit ›Joe‹ und ›John‹. Und Filmausschnitte von einer japanischen Managerakademie für Nachwuchsführungskräfte. »Nosaka hält eine stille Beteiligung an dieser Akademie«, sagte DiPalma. »Wie Sie sehen können, sind die Gebäude in einem Wald nördlich von Tokio versteckt. Sehr abgeschieden. An dieser Schule werden die Nachwuchskräfte der japanischen Wirtschaft zu modernen Kriegern ausgebildet. Samurai des 20. Jahrhun-

derts, die darauf gedrillt sind, hohe Gewinne zu erzielen und die Kosten auf das Nötigste zu begrenzen. Die Ausbildung ist vielseitig und anstrengend, enthält sowohl Überlebenstraining als auch körperliche Ertüchtigung, ein Trainingslager für junge Leute, die vorankommen wollen. Hier lernen sie alles, von Englisch bis zu den asiatischen Kampfsportarten, von der Schreibkunst bis zum Diagonallesen, vom positiven Denken bis zur richtigen Menschenbehandlung und wie man aus den Leuten, die unter einem arbeiten, am meisten herausholt.

Japanische Firmen geben viel Geld aus, um ihre Nachwuchskräfte hierher zu schicken. Die Kurse dauern zehn Tage oder zweieinhalb Wochen. Im Grunde läuft das gesamte Lehrprogramm darauf hinaus, wie man seine Firma reich macht. Das tut man, indem man sich von den Ausbildern demütigen läßt, bis man lernt, ohne Widerrede zu gehorchen. Entweder man absolviert den Kurs mit Erfolg, oder man verliert seinen Job, was in den meisten Fällen passiert. Die Teilnehmer schließen Versicherungen für den Fall ab, daß sie bei Unfällen verletzt werden. Und es gibt Unfälle.

Jeder wird zweimal am Tag geprüft. Zur Charakterbildung, wie es heißt. Das Essen ist saumäßig und oft verdorben. Versuchen Sie, einen Zwanzig-Kilometer-Gewaltmarsch mit einer bitteren Reissuppe und einer Kartoffel durchzuhalten. Ist jemand hier, der seine oder ihre Karriere für zweieinhalb Wochen in solch einer Schule aufs Spiel setzen möchte?«

Es wurden Scherze gemacht, aber sie waren alle deutlich beeindruckt. Dann kamen die Anwälte der Rechtsabteilung zu Wort. Wie alle Polizisten hegte DiPalma keine große Zuneigung zu Anwälten. Er hatte genug Zeit in Gerichtssälen verbracht und gesehen, wie sie das Gerichtsverfahren verzögerten und zu einem Zerrbild seiner selbst machten, bis es nicht viel mehr als ihre private Geldbeschaffungsmaschine geworden war. Wie viele Male hatte DiPalma erlebt, daß ein Fall vertagt worden war, weil ein Anwalt einen ›sehr

wichtigen Zeugen‹ erwartete. Was nichts anderes bedeutete, als daß der Anwalt sein Geld noch nicht bekommen hatte und das Verfahren solange hinauszögerte, bis seine Ansprüche befriedigt waren.

Der Rechtsanwalt, der DiPalma in dieser Sitzung die meisten Schwierigkeiten wegen der Nosaka-Geschichte bereitete, war ein Mann namens Kenner. Er war der jüngste Justitiar der Fernsehgesellschaft und hatte daher am meisten zu beweisen. Obwohl es die letzte Juliwoche war, trug er einen Anzug mit Weste. Während er einen Goldsovereign an seiner Uhr befingerte, sagte Kenner: »Bevor wir diese Geschichte gutheißen, möchte ich sichergehen, daß wir uns dabei nicht in den Fuß schießen. Besonders in Anbetracht der großen Namen des In- und Auslands, die in diese Geschichte verstrickt sind. Und auch die Hauptakteure, Nosaka und Kenpachi, sind gewichtige Namen. Mit allem schuldigen Respekt, DiPalma, während Sie sagen, wir könnten dieses Ding fliegen lassen, ist es meine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß es uns nicht um die Ohren fliegt. Immerhin, was ich hier gesehen und gehört habe, ist sehr beeindruckend. Das heißt, bis zu einem bestimmten Punkt.«

Er blickte in die Runde, die Daumen in den Westentaschen. »Möchten Sie gern wissen, was meine sorgenvolle Brust besänftigen würde, DiPalma?«

Er wartete. DiPalma blickte nicht vom Tisch auf.

Kenner räusperte sich und sagte: »Ich würde für dieses Projekt grünes Licht geben, wenn wir Nosaka eine kriminelle Nummer anhängen könnten, die hieb- und stichfest ist. Verstehen Sie, was ich meine? Wir brauchen eine Stütze, DiPalma. Die Geschichte muß abgesichert sein.«

»Die Hansard-Unterlagen würden diese Stütze sein«, sagte DiPalma. »Darin sind alle schmutzigen Tricks buchstabiert. Alles über das Geld, wer es bekam und warum.«

»Und was ist mit der Blutsbrüderschaft?«

»Das findet sich auch dort drinnen.«

Kenner hob die Hände und ließ sie wieder fallen. »Genau das ist es, sehen Sie? Erhärtende Beweise. Diese Akten sind

unsere Stütze. Wenn wir uns mit Kongreßabgeordneten und Generälen im Ruhestand und vielleicht mit dem CIA anlegen wollen, brauchen wir einen hübsch großen Haufen Steine, die wir auf sie werfen können. Verleumdungsklagen sind schlecht für den Blutdruck, DiPalma. Legen Sie uns diese Akten vor. Wenn sie halten, was Sie versprechen, dann gibt es grünes Licht.«

In seinem Schlafzimmer nahm DiPalma die Abdeckplatte vom Staubsauger, griff hinein und zog die 38er Pistole in ihrem Knöchelhalfter hervor. Zwischen Abzug und Sicherungsbügel baumelte ein Paar Handschellen und machte es unmöglich, die Waffe abzufeuern. DiPalma zog den Schlüsselring hervor, fand den kleinen Schlüssel, den er suchte, und schloß die Handschellen auf. Sollte die Blutsbrüderschaft sich zu einem Angriff entschließen, während er und Todd ihren frühen Morgenspaziergang machten, konnte die Waffe den Ausschlag geben.

Todd war selbst ein harter kleiner Kämpfer. In DiPalmas Kendoklub hatte der Junge gezeigt, daß seine Geschicklichkeit und Technik außergewöhnlich waren, daß der tödlich präzise Gegenangriff, mit dem er Wakaba ausgeschaltet hatte, kein Zufall gewesen war. Seinen Sohn fechten zu sehen, hatte DiPalma zugleich mit Stolz und Unbehagen erfüllt. Kein Elfjähriger konnte, sollte so gut sein. Seine Gewandtheit und Sicherheit waren unheimlich, waren allen bis auf zwei oder drei Fechtern im *dojo* überlegen.

Wenn er zu den Übungsstunden kam, verlangsamten alle ihr Training oder brachen es ab, um ihm zuzusehen. Todd übte unermüdlich und mit solch ernster Entschlossenheit, daß man ihm im *dojo* den Spitznamen Kleiner Buddha gab. Je mehr DiPalma ihn beim Fechten beobachtete, desto zwiespältiger wurden seine Empfindungen. Todd war ein bemerkenswerter Fechter und er war DiPalmas Sohn. Aber er war *zu* gut.

Wenn DiPalma mit Todd focht, war ihm noch unbehaglicher zumute. Aber die aggressive Kampfesweise und der

starke Kampfgeist des Jungen zwangen ihn, sich auf den Kampf zu konzentrieren. Woher nahm Todd seine Kraft? Und wo hatte er gelernt, ein *shinai* mit solch unglaublicher Behendigkeit zu gebrauchen. DiPalma nutzte den Vorteil seiner langen Reichweite, um den Jungen in Schach zu halten, aber zweimal gelang es Todd, Treffer anzubringen, unter Applaus der Zuschauer. Und DiPalma galt als einer der drei besten Fechter im Klub.

Nur der alte Hidiya-sensei war in jeder Phase imstande, Todd zu beherrschen. Hidiya, der den *dojo* seit mehr als zwanzig Jahren leitete, hatte in den berühmtesten Fechtschulen und Universitätsklubs seiner Heimat trainiert; er hatte als Polizeikonstrukteur gedient und an Turnieren in Gegenwart des Kaisers teilgenommen. Hidiya hatte sich zweimal ins Finale der japanischen Meisterschaft vorgekämpft. Er hatte auch Meisterfechter ausgebildet und in allen Weltteilen Kurse geleitet.

Vor den Augen des gesamten Fechtsaals führten Hidiya und Todd einen elektrisierenden Kampf. Die Männer und Frauen verfolgten jede Phase in stummer Aufmerksamkeit, brachen dann wieder und wieder in rauschenden Beifall aus, als der Mann und der Junge die ausgefeilteste Technik mittelalterlicher japanischer Fechtkunst wiedererstehen ließen. Hidiya allein erzielte Treffer, wurde aber mehrmals durch Todds ungestüme Angriffe zurückgedrängt.

Nach dem Kampf brach der Applaus los und dauerte lange an. Hidiya nahm den Schutzhelm ab und tat etwas, was er seit langem nicht getan hatte: er lächelte. Er blickte Todd an, als sähe er ihn zum erstenmal. Der Applaus, die Hochrufe und Pfiffe übertönten seine Worte an Todd und die Antwort des Jungen. DiPalma spürte, daß Hidiya diesen Kampf nicht als eine Routinesache betrachtete.

Etwas später sagte Hidiya zu DiPalma: »Ihr Sohn spricht ausgezeichnet japanisch. Wer es ihn lehrte, brachte ihm auch etwas vom alten Japanisch bei, Wörter, die in der Umgangssprache nicht gebräuchlich sind. Sie reichen viele Jahre zurück, zu einer Form des Japanischen, die nicht mehr

gesprochen wird. Man kann leicht sehen, daß er in früheren Leben das Schwert gehandhabt hat.«

DiPalma nickte und sagte nichts. Er traute sich nicht zu sprechen. Benkai, hatte Wakaba gesagt. Sagten die Menschen wirklich die Wahrheit, wenn sie wußten, daß sie starben?

DiPalma setzte sich in den Sessel und zog einen Schuh aus. Er hatte den breiten Lederstreifen, der die Waffe hielt, gerade um den Knöchel geschnallt, als Todd sagte: »Das wirst du nicht brauchen.«

DiPalma blickte auf und sah den Jungen in der Türöffnung stehen.

»Du bist nicht in Gefahr«, sagte Todd, »bis sie dir die Unterlagen gegeben hat.«

»Sie?«

»Miß Golden. Sie wird dafür sorgen, daß die Akten in deine Hände kommen.«

Di Palma lehnte sich zurück und musterte seinen Sohn. Ob es ihm gefiel oder nicht, das Schicksal führte oder zerrte einen die vorgeschriebene Bahn entlang, zwang einen durch seine furchtbare Kraft, das Spiel zu spielen. Er überlegte, ob sein Sohn womöglich Tod für ihn in der Zukunft sah. Es war eine Frage, die zu stellen er nicht den Mut hatte.

Er schnallte den Ledergurt wieder los, hängte die Handschellen zwischen Bügel und Abzug ein und versteckte die Waffe wieder im Staubsauger.

Dann gingen Vater und Sohn schweigend hinaus in die warme Nacht.

28

Tokio

Das Geräusch des Regens hatte Jan aus einem so tiefen Schlaf geweckt, daß es sie alle Kraft kostete, die Augen aufzuschlagen. Langsam begann das Zimmer Gestalt anzunehmen. Da war die Kassettendecke mit ihren ausgemalten viereckigen Feldern, die Wasserfälle und Meeresküste zeigten. Und da waren die mit Perlmutt eingelegten Faltwände aus Zedernholz, die Matten am Boden, der Geruch brennender Räucherstäbchen.

Kenpachi stand nackt an einem Fenster und blickte hinab in den Schloßhof. Er hatte Wunder gewirkt. Es war inzwischen August geworden, aber sie hatten nur noch zehn Aufnahmetage und waren gegenüber dem Zeitplan nur mit einem Tag im Rückstand. Kon hatte Szenen aus dem Drehbuch gestrichen, andere umgeschrieben und Schauspieler wie Techniker mitgerissen und inspiriert, daß sie wie die Teufel gearbeitet hatten.

Die zu Vorführungszwecken zusammengeschnittenen Szenenfolgen waren großartig. Jan wußte, daß sie großartig waren, weil die Leute der Filmgesellschaft, die sie noch gar nicht gesehen hatten, täglich bei ihr anriefen, um ihr zu sagen, wie großartig sie seien. Die Buschtrommeln pochten. Es sprach sich herum, daß Jan mit einem Knüller aufwartete. Vor ein paar Wochen noch, als Kenpachi täglich Stunden im Polizeipräsidium hatte verbringen müssen, hatten dieselben Buschtrommeln eine andere Botschaft verbreitet: Laßt den Frack im Schrank. Erwartet nicht, daß aus dem Kenpachi-Projekt etwas wird. Inzwischen war *Ukiyo* eine felsenfeste Sache; es konnte praktisch nichts mehr schiefgehen.

Nächste Woche sollte sie in New York bei der Kenpachi-Retrospektive ein paar führende Leute der Filmgesellschaft treffen und würde Gelegenheit haben, ihnen die Ausschnitte vorzuführen und über einen neuen Vertrag zu sprechen.

Nicht über Optionen. Über einen festen Vertrag für drei Filme. Sollte die Gesellschaft später entscheiden, den neuen Vertrag nicht zu verwirklichen, würde sie trotzdem die vertraglich vereinbarte Summe in voller Höhe zahlen müssen. Alles das hatte sie Kenpachis totalem Einsatz in diesen letzten Wochen zu verdanken. Jan war jetzt ein Schwergewicht. Und ihr erster Film war noch nicht einmal fertig.

Ihr Agent in New York hatte am Telefon gesagt, daß ihm hervorragende neue Stoffe angeboten worden seien. Bücher, Theaterstücke, Originaldrehbücher. »Und ohne Eselsohren«, hatte er gesagt. »Sie haben die erste Wahl.«

Kon, Kon, Kon, sagte sie sich, mach, daß der verdammte Regen aufhört, bitte.

Tage bevor der Regen einsetzte, war Tokio von der *shitsuzetsu* erreicht worden, der nassen Zunge, einer feuchtwarmen Luftströmung aus den Tropen, die den Augustregen vorausging. Die nasse Zunge war die reine Hölle gewesen; Jan hatte nicht aufgehört zu schwitzen. Mit dem Regen, der am letzten Abend eingesetzt hatte, waren Voraussagen gekommen, daß er drei Tage bis drei Wochen andauern würde. Da Jan noch vier Tage für Außenaufnahmen benötigte, war eine Überschwemmung das letzte, was sie gebrauchen konnte.

Sie setzte sich im Bett auf und zündete eine Zigarette an. Auf nüchternen Magen sollte man nicht rauchen, aber hol's der Teufel. Ihre Hand zitterte. Sie nahm zu viele Drogen. Mit Frank hatte sie kaum mehr als gelegentlich einen Joint geraucht. Warum konnte sie nicht einfach nein sagen? Einfache Frage, einfache Antwort. Sie wollte nicht.

Kon war die richtige Versuchung zur rechten Zeit. Er verkörperte alles, was an Japan so verlockend und verboten war. Ihn zu erleben, bedeutete dieses Land in einer Weise zu erleben, wie es wenigen Fremden beschieden war, und doch …

Als sie die Arbeit an dem Film begonnen hatten, war sie hungrig nach ihm gewesen. Jetzt wurde ihr übel bei dem Gedanken, was er mit ihr im Bett machte. Die Entschuldigung war natürlich der Film. Sie brauchte ihn. Die Wahrheit war, daß sie aufhören wollte, mit ihm zu schlafen, aber

nicht wußte, wie sie es bewerkstelligen sollte. Genuß war Sünde, und Sünde ein Genuß, und nichts davon blieb ohne Reue.

Ihre Affäre mit Kenpachi forderte ihren Tribut. Sie schämte sich, fühlte sich emotional ausgelaugt, hilflos, abhängig. Und nichts davon ließ sich rückgängig machen. Sie verehrte Kons Talent und fand seine Schönheit unaussprechlich begehrenswert. Bisweilen wünschte sie, es wäre nicht so …

Als der Regen sich zum Wolkenbruch steigerte, drückte sie die Zigarette in einem Aschenbecher aus und preßte die Fingerspitzen gegen ihre Augenlider. Warum mußte der Regen gerade jetzt kommen? Warum mußte er sie daran hindern, den Film fertigzustellen und abzureisen?

»Es wird bald aufhören«, sagte er.

Sie ließ die Hände sinken. Er lächelte auf sie herab. Sein Haar war naß.

»Warst du in diesem Regen draußen?« fragte sie.

»Ja. Ich ging in den *dojo,* um zu meditieren.«

»Ich wünschte, du würdest den Regen wegmeditieren.«

»Zieh dich an«, sagte er. »Er wird innerhalb der nächsten Stunde aufhören.«

Sie schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Dies ist der erste Tag. Nach dem Wetterbericht wird es noch ein paar Tage so bleiben.«

»Der Regen wird aufhören. Wir können heute nach Plan arbeiten.«

Kon, ich weiß, daß du an Okkultismus glaubst, und ich weiß, daß du meditierst; aber was bringt dich zu der Überzeugung, der Regen würde aufhören?«

»Ich weiß es. Das ist genug. Genauso wie ich weiß, daß du nächste Woche bei meiner New Yorker Retrospektive wichtige Leute treffen wirst.«

»Komm schon. Das kannst du von jedem der Filmleute hier gehört haben.«

Er setzte sich auf die Bettkante und blickte ihr ins Auge. »Hast du es jemandem erzählt?«

»Nein, das nicht. Beim Film gibt es mehr Egozentriker als

sonst irgendwo. Da tut man gut daran, alles zu unterlassen, was Verärgerung oder Eifersucht erzeugen könnte.«

Verdammt. In letzter Zeit wußte er zuviel. Über das Wetter, den Film. Und über sie. Aber sie mußte es ihm lassen, er war gekommen, als sie ihn gebraucht hatte. Heute in einer Woche würden sie und Kon die Dreharbeiten unterbrechen und zur Retrospektive nach New York fliegen; Jan hatte sich vorgenommen, einen schnellen Abstecher zu ihrem Vater zu machen. Dann zurück nach Tokio zu weiterer Arbeit, gefolgt von einer Abschiedsparty im Schloß, an die, so hatte Kon versprochen, Schauspieler und Techniker sich ihr Leben lang erinnern werden.

Kon schaute sie an, strich ihr leicht über die Stirn, und Jan entspannte sich. Ihre Furcht löste sich auf. »Es gibt etwas, das ich mit dir besprechen möchte«, sagte er. »Wenn ich nach New York komme, wird DiPalma dort sein, und ich fürchte, er wird sein möglichstes tun, mir zu schaden.«

Die innere Spannung stellte sich wieder ein. Es lief immer wieder auf Frank hinaus.

»Ich habe nichts zu verbergen«, sagte Kenpachi. »Sowenig wie Nosaka-san. Ich denke, dies läßt sich mit deiner Hilfe leicht beweisen.«

»Mit meiner Hilfe?«

»Du sagtest mir, daß dein Vater bestimmte Unterlagen hat. Angenommen, diese Unterlagen würden DiPalma übergeben, oder er bekäme Gelegenheit, sie zu prüfen. Angenommen, er würde selbst sehen, daß Nosaka-san und ich frei von aller Schuld sind?«

Die Drogen, der fehlende Schlaf. Die Anspannung der Arbeit. In ihrem geschwächten Zustand versuchte Jan seinem Blick auszuweichen, aber sie konnte sich nicht helfen. Er hatte sie bezwungen.

Kenpachi beugte sich näher. »Die Unterlagen … dein Vater … DiPalma …«

29

Mastic, Connecticut

DiPalma trat von der Laufplanke auf das Deck von Jude Goldens Klipper, der Jan Amy, wo drei Männer mit Schirmmützen und Schrotflinten in den Armbeugen ihm den Weg vertraten. Sie waren höflich und sichtlich beeindruckt von seinem Bekanntheitsgrad; schließlich war DiPalma eine Art Polizist, ein Teil ihrer Welt, und er war eine große Nummer beim Fernsehen, was ihm Status verlieh. Aber die Wächter hatten ihren Auftrag, und Rolf Nullabor, der bei einem der Masten stand, beobachtete sie.

DiPalma mußte sich einer zweiten Sicherheitsüberprüfung unterziehen, ehe ihm erlaubt wurde, Jude Golden zu sehen. Die erste Überprüfung hatte am Kai vor der Laufplanke stattgefunden. Dort hatten Wächter ihm seine Pistole und das Knöchelhalfter abgenommen und ihn mit einem Metalldetektor abgetastet. Von solcher Art war Fernsehruhm, daß andere Wächter, die in geparkten Wagen gesessen waren, die Türen geöffnet hatten und ausgestiegen waren, um DiPalma aus der Nähe zu sehen.

Nun mußte er an Bord der Jan Amy eine zweite Durchsuchung mit einem Metalldetektor über sich ergehen lassen, während seine Gesichtszüge mit zwei verschiedenen Fotografien verglichen wurden. Neuerliches Geglotze, diesmal von Wächtern, die vom Bug bis zum Heck des großen Schiffes über das Deck verteilt waren. Sogar ein Mann im Mastkorb richtete seinen Feldstecher auf DiPalma. Nur Rolf Nullabor schien unbeeindruckt.

Als ein Wächter DiPalma zum Niedergang führen wollte, brachte Nullabors australisches Näseln ihn gleich wieder zum Stehen. »Hast du nicht was vergessen?«

Der Wächter runzelte die Stirn.

»Seinen Stock, du Trottel!« sagte Nullabor.

»Der bleibt bei mir«, entgegnete DiPalma.

Nullabor schüttelte den Kopf. »Nicht hier an Bord, Freund. Ach ja, und noch etwas, ich möchte, daß Sie die Hose herunterlassen und ihr Hemd aufknöpfen. Ich muß mich vergewissern, daß Sie nicht ein Abhörgerät oder was bei sich haben.«

DiPalma warf ihm einen langen, zornigen Blick zu. Dann machte er kehrt und ging zur Laufplanke. »Golden weiß, wo er mich erreichen kann.«

Nullabor stieß sich vom Mast ab. »He, wohin wollen Sie?«

DiPalma ging weiter.

Jude Golden beugte sich in seinem Sessel vor, einen Arm ausgestreckt. »Darf ich?«

DiPalma gab ihm den Stock.

Der Bankier drehte ihn in den Händen. »Gut gemacht. Kräftig. Knauf aus Silber, nicht bloß versilbert. Hübsch. Katharine Hansard hatte Geschmack.«

Er gab DiPalma den Stock zurück.

Sie waren unter Deck in der Kapitänskajüte, einem mit dunklem Holz getäfeltem Raum, niedriger Decke, zwei Schlafkojen und einem Schreibtisch mit Rollpult, der am Boden festgeschraubt war. DiPalma fand den Raum deprimierend; er gemahnte ihn an eine Arrestzelle in einem Polizeirevier aus dem vorigen Jahrhundert. Die muffige Luft wurde von einem kleinen, auf Jude Golden gerichteten elektrischen Ventilator in Bewegung gehalten. Bei DiPalmas Eintreten hatte Golden zwei hübsche japanische Mädchen hinausgeschickt; ihr Parfüm hing noch in der Luft. Und das Marihuana. Für einen Herzpatienten, der eine Ganztagskrankenschwester brauchte, zeigte Jude Golden erstaunlich wenig Bereitschaft zur Änderung seiner Lebensweise. Offenbar glaubte er noch immer an uneingeschränkte Befriedigung.

»Tut mir leid, daß Rolf Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet hat«, sagte Golden. »Aber er tut nur seine Pflicht.«

»Das tat Martin Bormann auch«, versetzte DiPalma verdrießlich. Es war ihm gleich, ob Nullabor ihn hörte. Der

Australier hielt draußen beim Niedergang Wache und sah in seiner kastanienbraunen Jacke, dem weinroten Hemd und der beigefarbenen Hose mit passenden Wildlederschuhen wie ein säuberlich gebügeltes Herbstblatt aus.

»Und Sie wären lieber unverrichteter Dinge wieder gegangen, als Ihren Stock aus der Hand zu geben, von dem man schließlich weiß, daß er Ihre Lieblingswaffe ist«, sagte Golden.

»In Hongkong hatte Nullabor seinen Spaß daran, mich mit dem Laserzielgerät auf seinem Schießeisen zu nerven. Diesmal bin ich lieber gegangen, statt ihm wehzutun.«

Golden musterte ihn. »Ich glaube Ihnen, aber es war auch in Ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, Streitigkeiten zu vermeiden, nicht wahr?« Der Bankier steckte mehrere Pillen in den Mund, schluckte Mineralwasser aus einem verbeulten Zinnkrug und schloß die Augen. Dann zwickte er sich in den Nasenrücken. »Vergangene Woche hat meine Tochter mich viermal angerufen. Sie möchte, daß ich Ihnen die Akten übergebe. Wenn ich das nicht will, soll ich Ihnen erlauben, sie in aller Ruhe zu studieren. Sie sagt, es sei ihr wichtig, will aber nicht sagen, warum.«

Er öffnete die Augen. »Am Telefon hörte sie sich … ich glaube, zusammenhanglos ist die richtige Bezeichnung. Nicht sie selbst. Nicht die Jan, die ich kenne. Eher wie eine Frau, die auf einem hohen Gebäude steht, ohne recht zu wissen, wie sie da hinaufgekommen ist. Ich habe Ihre Ersuchen um einen Gesprächstermin abgewiesen, weil ich dachte, wir hätten nichts miteinander zu besprechen. Ich weiß, daß Sie die Akten wollen, aber warum sollte ich Ihre und meine Zeit vergeuden, wenn ich nicht die Absicht habe, sie Ihnen zu geben.«

Ein Hubschrauber knatterte über das Schiff hinweg, entfernte sich nach rechts. Golden blickte zur Decke auf.

»Meiner. Rolfs Idee. Auge am Himmel, nennt er es. Bewegt mich bald hierhin, bald dorthin, das ist seine Methode. Das Krankenhaus, New Haven, hier. Verwirrt den Feind, sagt er. Bringt die Bastarde immer wieder aus dem Gleichge-

wicht.« Golden lächelte, zeigte ebenmäßige weiße Zahnprothesen. »Er ist ein scharfer Hund, unser Rolf, aber er ist mir treu ergeben. Sprechen wir über meine Tochter.«

»Lieber nicht«, sagte DiPalma.

Golden runzelte die Brauen. »Interessierten Sie sich nicht gelegentlich für sie?«

»Die Zeiten ändern sich. Ich möchte diese Akten, Mr. Golden. Das ist der einzige Grund dafür, daß ich in dieser Hitze hierhergefahren bin.«

Golden lehnte sich zurück, steckte die Finger ineinander und begann die Daumen umeinander zu drehen. »Lieber Freund, ich habe in meinem Leben alle Intrigen durchgespielt, die man sich denken kann, und ein paar, die noch kein Etikett bekommen haben. Dabei habe ich gelernt zu behalten, was mein ist, und zu erwerben, was mir nicht gehörte, wenn ich es brauchte. Sie haben keine Aussicht, mich von etwas zu trennen, woran ich festhalten möchte. Meine Tochter setzte sich sehr dafür ein, daß ich Sie zu diesem Gespräch empfangen sollte. Warum? Das ist die Frage, die ich gern beantwortet hätte, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Sie ist dort, ich bin hier. Woher soll ich wissen, was sie beschäftigt?«

»Ah, wir haben beschlossen, Obstruktion gegen den alten grauen Fuchs zu treiben. Mr. DiPalma, ich spüre einen Hang zum Dramatischen in Ihnen. Sagen Sie mir, gedenken Sie sich in eine herausfordernde Pose zu werfen und mich mit Ihrem Kampfgeist so zu beeindrucken, daß ich einfach schwach werde und Ihnen diese Akten aufdränge? Die betreffenden Unterlagen, Mr. DiPalma, verleihen mir Stärke. Habe ich sie, fühle ich mich mächtig. Ich kann Nosaka so zerbrechen.« Er schnippte mit den Fingern.

»Warum haben Sie es nicht getan?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Wenn Sie warten wollen, bis Jan Japan verläßt und nicht mehr unter Kenpachis Einfluß steht, könnte es zu spät sein.«

Golden zielte mit dem Kinn auf DiPalma. »Erklären Sie.«

»Sie fühlt sich zu Kenpachi hingezogen. Es ist nicht so einfach für sie, sich aus dieser Situation zu lösen.«

»Ich bin mir ihres Privatlebens bewußt, danke sehr. Das ist ein Punkt, den sie und ich nicht diskutieren. Übrigens wird sie morgen hier sein. Es hat mit einer Reise nach New York zu tun, wo Kenpachi geehrt werden soll. Vielleicht kann ich ihr die Rückkehr nach Tokio ausreden. Vielleicht kann ich sie überreden, diese Kenpachi-Geschichte hinter sich zu bringen.«

DiPalma schüttelte den Kopf. »Jan läßt sich nichts ausreden, Sie wissen das. Das ist ein Grund, warum Sie nichts gegen Nosaka unternommen haben. Jan ist gefährdet, bis sie aus Japan herauskommt, fort von Nosakas Freunden. Auch möchten Sie keine schlechte Figur machen, also werden Sie versucht haben, die Unterlagen von allem Material zu reinigen, das Sie belastet, damit Sie nicht wie ein Lump dastehen.«

Golden seufzte und rückte an der Seglermütze auf seinem großen Kopf. »Ich hatte keine Ahnung, wie viele Leute beteiligt waren, bis ich diese Unterlagen las. Nicht bloß ich und Sal und Duncan. Nosaka hat eine ganze Menge Leute in diesem Land in seinen Diensten, Männer von Substanz und Statur. Sie nehmen nicht bloß sein Geld, sondern sind in einigen Fällen auch von seinen Berichten abhängig geworden.«

»Leute wie die CIA?«

»Unter anderem. Jan wird zwangsläufig etwas vom Fallout abbekommen. Ich möchte, daß sie wenigstens diesen einen Film zustande bringt, bevor ich Gott spiele. Es gibt einen weiteren Grund, daß ich Ihnen die Unterlagen nicht ausgehändigt habe und es wahrscheinlich auch nicht tun werde. Einige dieser Organisationen und Einzelpersonen ermitteln gegenwärtig gegen Sie, Mr. DiPalma. Wußten Sie das?«

»Nein, das war mir nicht bekannt.«

»Darunter ziemlich wichtige Leute. Sie versuchen etwas über Sie herauszubekommen, etwas, was geeignet sein

würde, Sie in dem Fall, daß Sie diese Unterlagen in die Hände bekommen, zu diskreditieren. Ich weiß nicht, ob Sie der Mann sind, der solch einem Druck standhalten könnte. Einige der Interessenten haben sich bereits mit Ihrer Fernsehgesellschaft in Verbindung gesetzt. Ich sehe Ihrem Gesicht an, daß Ihnen dies neu ist. Wir leben in einer Welt, Mr. DiPalma, wo es immer weniger Geheimnisse gibt. Ich versprach Jan, daß ich Sie zu einem Gespräch empfangen würde. Ich versprach nicht, daß ich Ihnen die Akten übergeben würde. Und nun, da ich es mir durch den Kopf gehen lasse, muß ich sagen, daß mir Ihre Haltung im Hinblick auf meine Tochter nicht gerade zusagt. Es fällt mir auf, daß Ihnen nicht so viel an ihr liegt, wie ich dachte. Jedenfalls nicht so viel wie an den Hansard-Akten.«

»Beunruhigt Sie nicht, daß Jan ängstlich war?«

»Ängstlich? Was meinen Sie damit?«

»Ich arbeite nicht für Sie, Mr. Golden. Ich brauche nicht nett zu Ihnen zu sein. Sie wissen, was ich mit ängstlich meine.«

Goldens Nasenflügel blähten sich. Sein Gesicht wurde rot. »Ich hatte recht. Sie wissen etwas, was Sie mir nicht sagen. Ich könnte Rolf anweisen, es aus Ihnen herauszuprügeln.«

DiPalma legte den Kopf in den Nacken und betrachtete Golden unter den schweren Lidern hervor. Er lächelte.

Der Bankier sagte: »Sie ist alles, woran mir liegt. Wenn sie nicht wäre …«

»Hätten Sie mich nicht empfangen, ich weiß.« DiPalma beugte sich vorwärts. »Wann, sagten Sie, will Jan nach Tokio zurückkehren?«

»Einen Tag nach der Kenpachi-Geschichte. Sie haben recht. Sie wird diesen Film nicht aufgeben, bis er fertig ist. Meine Güte, sie kann ein eigensinniges Frauenzimmer sein.«

»Kenpachi ist ein enger Vertrauter Nosakas. Würden Sie sagen, daß er von der Blutsbrüderschaft weiß?«

Golden setzte sich aufrecht.

»Kenpachi hat die Absicht, *seppuku* zu begehen«, sagte DiPalma. »Wahrscheinlich, sobald er den Film beendet hat.«

Golden mahlte mit dem Kiefer. Er rieb sich die Herzgegend und blieb eine Weile still. Dann fragte er: »Woher wissen Sie das?«

»Sein Leibwächter verriet es, bevor er starb.«

»Derjenige, den Ihr Sohn tötete? Wo ist Ihr Sohn?«

»In Obhut von Freunden in meinem *dojo.«*

»Ich hörte, daß er ein ziemlich ungewöhnlicher Junge sein soll.«

»Kenpachi möchte ihn als *kaishaku* gebrauchen. Sie wissen sicherlich von seinem Interesse an Todd. Sie wissen sehr viel, Mr. Golden. Wissen Sie, daß Jan ums Leben kommen könnte, wenn sie sich zu dem Zeitpunkt, da Kenpachi *seppuku* begeht, in seiner Nähe aufhält? Wissen Sie, daß Nosaka nie aufgehört hat. Sie zu hassen, und daß er vielleicht aus demselben Grund auch Jan haßt?«

»Haben Sie Jan darauf aufmerksam gemacht?«

Di Palma seufzte. »Kommt es darauf an? Sie sagten selbst, Jan habe sich am Telefon verändert angehört, wie unter einem Druck. Sie spürt, daß mit ihrer Beziehung zu Kenpachi etwas nicht in Ordnung ist, und das ist alles, was sie weiß. In Japan täuscht man sich leichter als hierzulande. Die Dinge sind niemals, was sie zu sein scheinen.«

»Leuchtet jetzt ein«, sagte Golden, »daß Kenpachi die *onnagata* schickte, die Hansards zu beseitigen.« Er musterte sein Gegenüber. »Es heißt, Ihr Junge sei von besonderer Art.«

»Jan auch.«

Golden schwieg lange. »Sie lieben sie immer noch, nicht wahr?«

DiPalma verweilte noch eine volle Stunde an Bord des Klippers, doch als er ging, trug er die Hansard-Akten bei sich.

30

New York

In einem Café an der Ecke Broadway und Vierundsechzigste Straße ging Jan zu einer Reihe von Telefonzellen und betrat diejenige, die der Küche am nächsten war. Auf dem Metallregal unter dem Apparat standen ein Champagnerglas, eine Flasche Dom Perignon und eine einzelne Rose in einer dünnen Kristallvase. Sie zog eine Karte unter der Vase hervor und setzte sich, sie zu lesen. *Danke, Frank.* Sie nahm ein Taschentuch aus ihrer Handtasche, tupfte sich die Tränen von den Augen und wartete auf seinen Anruf.

Sie erinnerte sich an den Champagner und hob den Kopf. Als sie trank, ging ihr Blick über die Straße zu der Menschenmenge, die sich um den Eingang zum Lincoln Center versammelt hatte, dem Komplex Bildender Künste an der oberen Westseite Manhattans. An diesem Abend ignorierte das Publikum die kunstgeschmiedeten Kronleuchter und die Wandmalereien von Marc Chagall, die man durch die gläserne Front der Metropolitan Oper sehen konnte. Dutzende von uniformierten Polizisten verhüteten, daß die Leute im Gedränge einander in das Wasserbecken des Springbrunnens stießen, das von unten blau und grün beleuchtet war.

Die Hunderte von Leuten, die sich an diesem Abend vor der Avery-Fisher-Halle versammelt hatten, hatten zumindest zu diesem Zeitpunkt nichts mit Kultur im Sinn. Verstärkt durch Besucher, die aus Ballett-, Theater- und Konzertaufführungen kamen, wartete die Menschenmenge, einen flüchtigen Blick auf die Berühmtheiten zu erhaschen, die an der Kon-Kenpachi-Retrospektive teilnahmen. Jan hätte ihnen gern gesagt, daß sie eine lange Wartezeit vor sich hatten. Keiner der Stars, der Hautevolee, der japanischen Diplomaten und Würdenträger, der Politiker und Filmkritiker würde das Gebäude vor Mitternacht verlassen.

Der Projektor war defekt, die Reden zogen sich in die Länge, und nachdem man der Retrospektive den schuldigen Tribut entrichtet hatte, waren für 23 Uhr ein kaltes Büfett mit Champagner und eine Pressekonferenz angesetzt.

Das Telefon läutete, als Jan das Champagnerglas auffüllte. Um ihre Nerven zu beruhigen, leerte sie es in einem Zug zur Hälfte, atmete tief durch und hörte ihr Herz pochen, bevor sie zum Hörer griff.

»Jan?«

»Frank? Bist du es, Frank?« Sie wurde schon wieder weinerlich, ohne recht zu wissen warum.

»Ich sehe, du hast es geschafft«, sagte er. »Wie ist der Champagner?«

»Einer vom besten. Ich mag ihn.«

»Wollte dir für die Akten danken.«

Sie dachte an Kenpachi. »Wenn es dir hilft, warum nicht? Papa sagte, du hättest versprochen, ihn nach Möglichkeit herauszuhalten.«

»Werde mein möglichstes tun.«

Sie befingerte die Rose. »Du hast dir Mühe gegeben. Es ist wirklich schön, wieder in New York zu sein. Schwarze und Puertoricaner auf den Straßen zu sehen, eine Speisekarte auf englisch zu lesen, obwohl ich die Tokioter Taxifahrer vermisse. Sie tragen alle weiße Handschuhe, Jacketts und Schlipse und sind sehr, sehr höflich.«

»Ich war nicht sicher, daß du hier sein würdest. Dein Vater sagte, es sei ein großer Abend für dich.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht für mich, mein Lieber. Ein großer Abend für Kon. Wir stückelten fünfundvierzig Minuten Ausschnitte aus seinen Filmen zusammen, dazu einen vorläufigen Ausschnitt aus einer Szene von *Ukiyo*. Kam gut an. Jetzt sind eine Menge Schauspieler, Regisseure und Filmkritiker auf der Bühne und erzählen ihm, wie großartig er sei.«

»Wie hast du es fertiggebracht hinauszukommen?«

Sie lachte. »›Und mit einem Sprung war sie frei.‹ Das ist eine Zeile aus einem Drehbuch. Anscheinend hatte ein Au-

tor seinen Helden in Schwierigkeiten gebracht und konnte ihn nicht befreien, also tippte er einfach ›Und mit einem Sprung war er frei‹ und reichte das Drehbuch ein. Nein, ich wartete einfach, bis die Lichter verlöschten, murmelte etwas von der Toilette und ging hinaus.«

»Merkwürdige Koinzidenz«, sagte DiPalma, »daß ich die Unterlagen gerade zur gleichen Zeit bekomme, wenn Kon hier aufkreuzt.«

Sie zog am Telefonkabel. »Gott, ich wünschte, ich könnte mich hinsetzen und über diese Sache zwischen Kon und mir sprechen. Ich bewundere sein Talent, was mich wohl zu einer Art Fan macht. Und ich brauche ihn wirklich für diesen Film, der glücklicherweise in drei Tagen abgedreht sein wird.«

Sie machte eine Pause und blickte hinüber zum Lincoln Center. »Es ist bloß, daß ich in letzter Zeit … o Gott, ich rede wie jemand aus einer Schnulze. Er scheint eine Kraft in sich zu haben, etwas, was mich zu ihm zieht, ob es mir gefällt oder nicht. Ich weiß, es hört sich unwirklich an, aber so ist es.«

»Ich verstehe«, sagte DiPalma. »Vielleicht besser als du denkst.«

»Weißt du was? In New York kommt er mir gar nicht so außergewöhnlich vor. Aber in Japan, großer Gott! Drüben auf seinem Spielplatz ist der Mann entschieden außergewöhnlich. Könnte sein, daß es bloß Japan ist, ich weiß es nicht.«

Sie blickte auf die Rose. »Drei Tage. Dann ist alles abgewickelt, Gott sei Dank. Ich werde noch einige Zeit in London sein müssen, bis Schnitt und Musik stimmen und die Verhandlungen mit dem Kopierwerk gelaufen sind. Dann heißt es heim, heim, heim. Übrigens, wo bist du? Ich meine, andere Leute in öffentlichen Telefonzellen anzurufen, scheint mir die Art von Arbeit zu sein, mit der du dich auskanntest, bevor du auf die Ebene des Fernsehjournalismus sankst.«

»Ich bin in einem Hotel. Warum fragst du?«

»Weil du dich ein bißchen gereizt anhörst, Mr. DiPalma. Hör mal, wenn du willst, werde ich Kon nichts von alledem sagen. Ich werde ihm bloß erzählen, daß du die Akten hast.«

»Ach, glaub mir, das wird er früh genug erfahren. Ich möchte bloß nicht, daß jemand davon weiß, bevor ich wieder Zeit habe, sie noch einmal durchzugehen. Ich habe schon fast vierundzwanzig Stunden darüber gesessen. Glaube kaum, daß ich während dieser Zeit mehr als drei Stunden geschlafen habe. Mann, ich könnte auf der Stelle umfallen. Den Kopf auf den Tisch fallen lassen und mich tagelang nicht mehr rühren.«

Sie runzelte die Stirn. »Wozu die große Eile? Hast du nicht ein Büro und eine Wohnung, eine sehr angenehme Wohnung, wenn ich mich recht entsinne?«

»Nach Auskunft deines Vaters versuchen gewisse Leute, sich wegen dieser Akten mit meiner Fernsehanstalt zu arrangieren. Im Augenblick kann ich niemandem trauen. Bevor ich sie also den Anwälten übergebe, die aus Furcht vor Verleumdungsklagen in die Hosen machen, möchte ich genau sehen, was wir hier haben, Todd macht es nichts aus, im Hotel zu wohnen. Ihm gefällt der Zimmerservice. Besonders mit Speiseeis.«

»Wie geht es Todd? Hat er noch immer diese Alpträume?«

»Es wird mit ihm schon in Ordnung kommen.«

Sie wickelte das Telefonkabel um die Finger ihrer freien Hand. »Frank, ich würde dich gern sehen.«

Er antwortete nicht gleich. »Wann?«

»Heute abend. Ich fürchte, es ist die einzige Zeit, die mir bleibt. Morgen früh habe ich ein Arbeitsfrühstück mit ein paar Studioleuten, und gleich darauf fliegen Kon und ich zurück nach Tokio.«

»Der Film muß ein Ende bekommen.«

»Ich habe soviel verrückte Sachen gemacht, wie wir alle wissen. Ich überlege, ob es nicht hübsch wäre, wenn ich nicht wieder zurück müßte.«

Stille. Dann sagte DiPalma: »Du mußt nicht wieder hin.

Wir könnten beide verrückt sein. Du bringst den Champagner zum Hotel, und wir setzen uns zusammen und sehen zu, ob wir nicht einen Grund finden können, der dich daran hindert, nach Tokio zurückzufliegen.«

»Ist das dein Ernst?«

»Italiener meinen es immer ernst, wenn es um Champagner geht.«

»Weißt du, was du sagst?«

»Hotel Buckland. Sechzigste Straße, östlich der Park Avenue. Zimmer 309. Frag nach Harry Rigby. Wenn jemand im Empfang etwas sagt, antwortest du, du seist für die Schädlingsbekämpfung zuständig.«

Jan legte in Tränen auf und hielt sich mit beiden Händen am Apparat fest. Sie war schon lange nicht mehr so glücklich gewesen. Sie war frei von Kenpachi. In Sam Jonas hatte sie einen erstklassigen Produktionschef; er konnte die letzten drei Tage der Dreharbeiten die Leitung übernehmen. Was machte es schon, wenn sie die Abschlußparty im Schloß Ikuba versäumte? Sie würde lügen. Lügen war weiß Gott ein unentbehrlicher Teil der Kunst, das Leben erträglich zu machen. Kenpachis Vertrag schloß die Herstellung der Endfassung mit ein, also konnte er den Schnitt des Films allein übernehmen, ohne sie.

Heute abend, Kinder, nahm Jan Amy Golden Reißaus. Von nun an war sie frei von Kon. Und von seinem Einfluß, den er auf sie hatte.

Frank …

Jan nahm den Champagner, wandte sich um und ließ die Flasche fallen. Erschrocken fiel sie zurück in die Telefonzelle. Kenpachi, flankiert von zwei gedrungenen, muskulösen Japanern, streckte den Arm in die Zelle und nahm die gelbe Rose aus der Vase. Nachdem er ihren Duft eingesogen hatte, lächelte er Jan zu. Und zerdrückte die Rose.

Todd legte die vollen Schnellheftermappen in den Aktenkoffer, der einst seinem Stiefvater gehört hatte, schloß ihn und blickte zu Frank DiPalma. Dieser war bei der Arbeit ein-

geschlafen und lag mit dem Oberkörper vornübergesunken auf dem Tisch. Die unnatürlich glänzenden Augen des Jungen brannten in den Rücken seines Vaters. Auf dem Schreibtisch, nicht weit von der rechten Hand, lag eine Pistole, und sein schwarzer Spazierstock ruhte auf einem Papierkorb nahe bei.

Todd legte den Kopf auf die Seite und lauschte den Stimmen, die ihn drängten, seinen Vater zu töten, den *Iki-ryo* hervorkommen zu lassen, wie sie es in Hongkong getan hatten. Der Junge versteifte seine Haltung, schloß die Augen und begann auf einmal stark zu schwitzen. Es wurde kalt im Raum, und ein eisiger Wind zupfte an den Vorhängen und ließ die Blätter einer Zeitung auf dem Tisch neben DiPalmas Kopf flattern.

Minuten später verließ Todd das Hotel mit dem Aktenkoffer. Er ging zur Ecke Sechzigste Straße und Park Avenue, wo er in der Augustnacht wartete. Ein Bus hielt vor ihm, und ein Fahrgast stieg aus. Als der Bus weiterfuhr, glitt eine Limousine bei der Haltestelle an die Bordsteinkante, und die rückwärtige Tür wurde geöffnet. Todd stieg in den Wagen, der stadteinwärts fuhr, dann in der Siebenundfünfzigsten Straße nach rechts bog und durch die Seventh Avenue weiterfuhr.

An der Kreuzung der Zweiundvierzigsten Straße bog der Wagen nach rechts und fuhr langsam in Richtung Eighth Avenue weiter. Todd schauderte bei dem Anblick, den die Straße bot – Pornokinos und Leihhäuser, Straßenhändler, die gestohlenen Schmuck verkauften, Spiellokale, Verleiher von Videofilmen, Drogensüchtige und Prostituierte. An der Ecke Zweiundvierzigste und Eighth Avenue hielt die Limousine, und ein untersetzter, kräftiger Japaner in einem Smoking und mit einer Sonnenbrille stieg aus und ging zurück in die Richtung der Seventh Avenue.

Auf halbem Weg blieb er vor einem jungen Puertoricaner stehen, der vor einem mit Wellblechrolläden verschlossenen Plattengeschäft herumlungerte. Der Junge war schmächtig und dunkeläugig und trug eine Lederjacke mit dem Namen

Menudo in bunt schillernden Plastikbuchstaben. Nach ein paar Worten folgte der Junge dem Japaner zum Wagen.

Nachdem auch der puertoricanische Junge eingestiegen war, fuhr der Wagen weiter, bog nach rechts und fuhr die Eighth Avenue stadtauswärts nach Norden.

Das Läuten des Telefons riß DiPalma aus dem Schlaf. Er setzte sich auf und blickte umher. Todd war nicht im Zimmer; wahrscheinlich schlief der Junge nebenan. Vermutlich war der Anruf von Jan, die ihm sagen wollte, daß sie ihre Meinung geändert habe und nicht herüberkommen würde. Jan Amy Golden. Der letzte der ungebundenen Geister. Was sie betrifft, dachte er bei sich, hat es mich schlimm erwischt, und das ist nicht gut. Der erste, der über eine Liebesaffäre hinwegkommt, ist der Glücklichste.

Noch benommen, steif vom Schlaf, tappte er durch den Raum und nahm den Hörer ab.

»Frank?« Eine männliche Stimme, irgendwie vertraut.

»Charlie Griffith. Man bat mich, dich anzurufen.«

In DiPalma ging die Alarmglocke los. Griffith war ein Feuerwehrmann, den er seit Jahren kannte, ein alter Freund, der es endlich zum verdienten Rang des Oberinspektors gebracht hatte.

»Drüben in deinem Kendoklub ist ein Brand ausgebrochen«, sagte Griffith. »Nach den Löscharbeiten fanden wir einen Toten. Einen Jungen. Ziemlich schlimm verbrannt. Sieht so aus, als ob es dein Junge wäre. Tut mir leid, Tut mir wirklich leid.«

DiPalma blickte zum Schlafzimmer. »Griff, bleib einen Augenblick dran, ja?«

Er eilte ins Schlafzimmer. An der Tür angekommen, spürte er, wie seine Nackenhaare sich prickelnd sträubten. Er öffnete die Tür und schaute hinein. Die beiden Betten waren unberührt.

DiPalma riß sich von dem Anblick los, ging zurück zum Telefon und nahm den Hörer auf. »Ja, Griff, ich höre.«

»Der Junge hatte einen Ausweis bei sich. Und in der Hosentasche einen Schlüssel vom Hotel Buckland. Zimmer Nummer 309. Ich hoffte, er hätte nichts mit dir zu tun. Ein paar von den Kendo-Leuten kamen sofort her, als sie von dem Brand hörten. Sie sagten, nur ein Junge habe einen Schlüssel zum *dojo* gehabt. Nur ein Junge habe die Erlaubnis des Leiters gehabt, jederzeit hineinzugehen und zu üben.«

»Ich komme gleich«, sagte DiPalma mit tonloser Stimme. »Danke für den Anruf.«

Er legte auf und starrte zum Schlafzimmer, dann bedeckte er die Augen mit einer Hand und weinte.

31

Tokio

Es war Mitternacht. Im *dojo* des Schlosses Ikuba schritt Nosaka zur Mitte des mit Matten belegten Bodens, wo Todd allein stand, unbekleidet bis auf ein *fundoshi,* einen weißen Lendenschurz. Der Junge trug das Haar in der Art der alten Samurai, am Hinterkopf zu einem Zopf geflochten, dann geölt und über den Scheitel des rasierten Schädels nach vorn gezogen. In seinen Augen war ein wölfischer Glanz, und ein Fluidum von Macht ging von ihm aus und erfüllte den weiten Raum.

Draußen peitschte ein stürmischer Südwind den prasselnden Regen gegen die Schloßgebäude. Von den geschweiften Dächern ergoß sich Wasser auf Sand und Steingärten und verwandelte sie in schwarze Tümpel. Kiefern, die einen Zierteich umstanden, neigten sich unter den heulenden Windstößen, die Wasservorhänge über das Kopfsteinpflaster und die geparkten Wagen trieben. Die Zugbrücke war hochgezogen, und die verschlossenen hohen Eisentore isolierten das ummauerte Schloß von der Stadt. Innerhalb des

Gebäudekomplexes drang Lichtschein nur aus dem *dojo,* wo zwei Männer am Eingang Wache standen.

Im Inneren des Saales standen Kenpachi und ein halbes Dutzend Männer der Blutsbrüderschaft in den Schatten, die von den Papierlaternen geworfen wurden, und sahen Nosaka das Ritual ausführen, das Todds Erhebung in den Rang eines Samurai bedeutete. Nosaka war zum Fürsprecher und Bürgen des Jungen ausgewählt worden, eine Ehre, die mit jener eines Paten oder Vormunds vergleichbar war.

Gekleidet in den traditionellen grauen Kimono seiner Sippe, ein *hachimaki* um die Stirn gebunden, überreichte er Todd ein *hakama,* die weite schwarze Hose, wie sie von adligen Samurai getragen wurde. Nachdem Todd sie angelegt hatte, reichte Nosaka ihm ein grünes Zeremonialgewand, bestickt mit Störchen und Schildkröten, Symbolen der Langlebigkeit. Dem Storch wurde eine Lebenszeit von tausend Jahren nachgesagt, der Schildkröte von zehntausend. Dann hob Nosaka die Hand, und auf einem Tablett wurde eine irdene Schale Reiswein gebracht.

Nosaka nahm drei Schlucke, dann gab er sie Todd, der das gleiche tat. Darauf nahm Nosaka wieder drei Schlucke und setzte die Schale zurück aufs Tablett. Draußen erhellte ein Blitz die Nacht, und der Hof war sekundenlang in fahles, taghelles Licht getaucht. Dann folgte das ohrenzerreißende Krachen des Donners.

Nosaka ballte die Fäuste und versuchte, ruhig zu bleiben. Donner und Blitz lösten in seinem Geist einen Sturm von Wind und Wellen aus, der ihn wieder unruhig und unsicher machte. Seit er den Muramasa-Sattel erworben hatte, überkamen ihn diese Empfindungen. Aber genauso rasch, wie sie gekommen war, verwarf er die Idee, daß der Sattel etwas mit seiner Bedrängnis zu schaffen haben könnte.

Mit dem Kauf des Sattels hatte er, wie manche sagen würden, einen Kreis des Bösen geschlossen, so daß er nun von niederträchtigen Gegenständen umgeben war, die nur Leiden erzeugen konnten. Aber er erinnerte die Macht, die er im Laufe der Jahre aus Muramasas Waffen bezogen hatte.

Besonders von Benkais Schwert. Seit drei Tagen wohnte Nosaka im Schloß und sah Kenpachi die gleiche Macht aus dem Schwert und dem Knochen ziehen, der einst in Benkais Kehle gewesen war. Dies war die Macht, die Kenpachi benutzt hatte, um den Geist des Jungen zu beherrschen und zu lenken, bis der schreckliche Benkai, seit langem in seiner Seele begraben, hervorgekommen war.

An Widerstand gegen Kenpachi war nicht zu denken gewesen. Er hatte die amerikanische Frau gegen ihren Willen überzeugt, daß sie nach Japan zurückkehren sollte. Nosaka hatte für ihre Schwäche nur Verachtung. Sie war leicht zu manipulieren, sie war der unausgebildete westliche Geist, wie er sich in Dummköpfen fand, die nur lebten, um ihren eigenen Gefühlen zu dienen. Sie war nicht wie Nosaka, der immer Herr seiner selbst gewesen war.

Heute abend aber war er in Gefahr, einer Furcht vor dem Bösem zu erliegen. Zum erstenmal seit vielen Monaten fühlte er sein Alter; Erschöpfung lastete so schwer auf ihm, als wollte sie ihn ins Grab drücken. Ihn fröstelte in dem warmen *dojo*. Alle anderen, selbst der Junge, schwitzten; der tropische Auguststurm hatte feuchtwarme, dampfende Luft mit sich gebracht, unangenehmer als die heißeste Sommerhitze.

Nosaka verspürte eine Kälte, die ihm den *Iki-ryo* zu Bewußtsein brachte, und den Grund, daß er DiPalma trotz Kenpachis Herrschaft über den Jungen nicht getötet hatte.

Nosaka hatte gesagt: »Der *Iki-ryo* rettete DiPalmas Leben in Hongkong, weil der Junge Loyalität zu seinem Vater fühlte. Nachdem er Leben geschenkt hat, kann der *Iki-ryo* es nicht zurücknehmen. Er läßt sich nicht dazu gebrauchen, denjenigen zu töten, welchen er gerettet hat.«

Kenpachi wandte sich zornig ab. »Dann ist DiPalma unbesiegbar.«

»Nein. Er kann getötet werden. Vergiß nicht, daß der Junge damals nicht Benkai war. Seine Treue zu seinem Herrn war nicht so unwandelbar wie sie es jetzt ist. Gewiß, wenn der *Iki-ryo* sich weigerte zu töten, wird er sich nicht umstimmen las-

sen. Es ist auch möglich, daß DiPalma in Tendrais Schmiede geläutert worden ist. Die Macht des Schwertes kann sich in vielerlei Weise manifestieren. Der Amerikaner ist jedoch sterblich. Vergiß nie, daß er getötet werden kann.«

Ein neuerlicher Donnerschlag riß Nosaka aus seinen Reminiszenzen, und wieder fröstelte ihn. Andere, die in dem alten Fechtsaal standen, warfen einander schnelle, nervöse Blicke zu. Nur der Junge stand ruhig, wartete gleichmütig auf den Abschluß des Rituals. Wenn es vollzogen wäre, würde er Benkai sein.

Schon jetzt übertraf seine Fechtkunst die aller anderen Mitglieder der Blutsbrüderschaft. Nur Nosaka und Kenpachi waren nicht verblüfft gewesen. Indem er bei drei Gegnern blutige Treffer erzielt hatte, war Todd der Respekt der Brüderschaftsmitglieder sicher. Die Läuterungsrituale der vergangenen drei Tage hatten Fechtübungen mit scharfen Schwertern eingeschlossen. Niemand wollte mit Todd üben; selbst wenn mit Holzschwertern gefochten wurde, konnte der Kampf mit ihm den Tod bedeuten. Er hatte zwei Männer bewußtlos geschlagen und hatte gewaltsam daran gehindert werden müssen, einen dritten totzuschlagen.

Am folgenden Nachmittag wollte Kenpachi den Film für die amerikanische Frau, die jetzt in seinem Bett schlief, vollenden. Für den Abend war im Schloß ein Empfang für die Schauspieler und Techniker vorgesehen. Auch andere Gäste waren dazu geladen, darunter Nosaka. Alle sollten zu Geiseln genommen werden, bis Kenpachi sein *seppuku* vollendet hätte und eine Videoaufzeichnung davon im japanischen und amerikanischen Fernsehen ausgestrahlt wäre.

Alle Mitglieder der Blutsbrüderschaft hatten gelobt, sich weder zu ergeben noch wegen einer Amnestie zu verhandeln. Nosaka wußte, daß Furcht vor Entehrung sie selbst um den Preis ihres Lebens an dieses Gelöbnis binden würde. Darin lag die Stärke der Blutsbruderschaft, und ihre Größe, und darum würde sie noch lange nach Kenpachis *seppuku* fortbestehen. Geradeso wie Benkai Jahrhunderte überlebt hatte.

Abermals geisterte fahler Schein vor den Fenstern, gefolgt von anhaltendem Donnergrollen. Und von etwas anderem. Nosaka blickte beunruhigt im *dojo* umher. Niemand sonst schien es gehört zu haben.

Es war ein rauhes Flüstern, eine Geisterstimme, die Nosaka erschauern ließ.

»Shini-mono-gurui.« Die Stunde der Todeswut. Geben und nehmen ohne Pardon. Die äußerste Verpflichtung, die ein Samurai sich auferlegen konnte, bevor er in den Kampf zog. Diejenigen zu töten, die ihm am nächsten standen, um sich für einen Kampf bis zum Tode von allen Rücksichten freizumachen.

Die Worte erzeugten Übelkeit in ihm. Mit Selbstüberwindung schaute er zu Kenpachi, der ihm die Muramasa-Klinge entgegenstreckte. Der letzte Teil des Rituals. Als Bürge mußte Nosaka die Waffe dem Jungen übergeben und ihn damit offiziell zum Samurai bestimmen.

Aber er wich unwillkürlich zurück. Alles in ihm sagte, daß er das Schwert abweisen, daß er fliehen solle. Kenpachi war sprachlos. Alle im Raum Versammelten sahen Nosaka rückwärts zur Tür gehen und sie öffnen, daß Wind und Regen in einem Schwall eindrangen. Papierlaternen schwankten und flatterten, und eine riß sich los und fiel auf den mattenbelegten Boden. Todds Gewand blähte sich, die eindringende Nässe besprühte sein Gesicht. Während andere vor dem schrecklichen Sturm, der in den *dojo* eingedrungen war, sich wie vor einer übernatürlichen Macht beugten, stand er unbewegt, die Arme verschränkt, den Blick unverwandt auf das Muramasa-Schwert gerichtet, das Kenpachi in den ausgestreckten Händen hielt.

Nosaka wankte hinaus in den warmen Regensturm. Der Gestank des *Iki-ryo* war in seiner Nase, er fühlte die Eiseskälte seiner Gegenwart und hörte nur wie von fern, daß Kenpachi ihn beim Namen rief. Nosaka sollte Zeuge seines *zankanjo* sein, einer schriftlich niedergelegten Rechtfertigung von Kenpachis Selbstmord. Er sollte auch als Zeuge dienen, wenn Kenpachi sein Vermächtnis unterschrieb.

Aber Nosaka, blaß und vor Kälte zitternd, wankte durch den prasselnden Regen zu seiner Limousine, wo ein Leibwächter rasch den Schlag öffnete.

Die Hupe schmetterte, das mächtige eiserne Tor öffnete sich langsam. Die schwere Zugbrücke ging nieder. Blitze erhellten den Hof, als der Wagen in einem Halbkreis drehte, am *dojo* vorüberrollte und über die Zugbrücke rumpelte, bevor er in Dunkelheit und Regen verschwand.

32

New York

Als DiPalma die Augen öffnete, ging es auf den Morgen zu. Er lag bewegungslos, noch immer Todds Stimme im Ohr. Die dritte aufeinanderfolgende Nacht hatte er von seinem Sohn geträumt. Der Traum dieser Nacht war jedoch der lebhafteste von allen gewesen. Todd hatte seinen Vater gebeten, nach Japan zu kommen und ihn zu retten.

DiPalma setzte sich auf, schaltete die Nachttischlampe ein und blinzelte zur Digitaluhr im Radio. Es ging auf halb fünf. Er warf den Bademantel über, tappte auf den Balkon hinaus und überblickte den New Yorker Hafen. Von den dunklen Wassern wehte das durchdringende Tuten eines Schleppers herüber, der einen Frachter auf See hinauslotste. Eine Reihe von Leichtern, die wie eine Kette massiger schwarzer Perlen aussah, erstreckte sich über den Horizont. Eine einsame Möwe breitete ihre Schwingen vor einem grauen Himmel, bevor sie mit hellem Schrei abschwenkte und auf das Wasser niederstieß, um dort ihre Nahrung zu suchen.

DiPalma blickte nach Osten, wo bald die Sonne aufgehen mußte. Nach Japan. Zu Todd.

Der eingeölte Haarzopf war über den rasierten Schädel des Jungen nach vorn gezogen. Seine ausgestreckten Hände hielten ein Schwert, dessen juwelenbesetzter Griff in weiße Seide gewickelt war.

Todd weinte und bat seinen Vater, zum Schloß Ikuba zu kommen, ehe es zu spät wäre.

Dann erschien Kenpachi in dem Traum. Der Filmregisseur kniete vor dem Jungen und lächelte. Wie auf ein stummes Kommando umfaßte Todd den Griff des Schwertes, hob es hoch über den Kopf und ließ es auf Kenpachis entblößten Nacken niedersausen.

Blut spritzte umher und auf das Gesicht des Jungen. Es rann an ihm herab und zog seine Haut mit sich, so daß der Schädelknochen freigelegt wurde. DiPalma hörte Katharines Stimme hinter sich, doch als er den Kopf wandte, sah er nur Feuer. Er blickte wieder zu Todd hin, der nur noch ein Skelett war.

Das Skelett sprach: »Es gibt einen Weg, mein Vater. Stehle dich herein, wie die yamabushi *es taten.«*

Damit endete der Traum.

DiPalma schloß die Augen und versuchte sich zu konzentrieren. In jedem Traum war der Junge im Schloß Ikuba gewesen. Aber dieser letzte Traum hatte etwas an sich gehabt, was DiPalma keine Ruhe ließ.

Dann erinnerte er sich: Todd hatte ihm einmal von diesem Traum erzählt. Es gab geringe Unterschiede zwischen seiner und DiPalmas Version, aber im Grunde waren beide identisch. Bis jetzt hatte er geglaubt, daß sein Sohn tot war. Aber mit diesem letzten Traum hatte sich die Erkenntnis eingestellt, daß Todd lebte und sich mit einer Willenskraft, die beinahe so machtvoll war wie jene des großen Schwertschmiedes Tendrai, an ihn wandte.

DiPalma öffnete die Augen und schritt auf dem Balkon auf und ab. Der tote Junge, den man im ausgebrannten *dojo* gefunden hatte, war nicht sein Sohn. Nun ergab alles einen Sinn. Die fehlenden Unterlagen über Todds Gebißregulierung beim Kieferorthopäden in Hongkong, die Verzögerung bei der Zusendung seiner medizinischen Behand-

lungsunterlagen. Jemand wollte verhindern, daß DiPalma diese Unterlagen in die Hände bekäme. Todd lebte, und DiPalma wußte, wo er ihn zu suchen hatte.

Er stürzte vom Balkon ins Schlafzimmer. Er wühlte in der Schublade des Nachttischs, fand sein Adressenverzeichnis und setzte sich aufs Bett. Als er den gesuchten Namen gefunden hatte, zog er das Telefon heran und wählte Tokio.

Mystic, Connecticut

Rolf Nullabor warf einen Blick auf seine Armbanduhr, dann zu Jude Goldens Krankenschwester. Sie standen vor der Schiebetür seines Zimmers im zweiten Stock des viktorianischen Landhauses. Golden hatte verschlafen, was die Krankenschwester, die pedantisch auf Pünktlichkeit achtete, verdroß. Seine erste Spritze war fällig, und sie dachte nicht daran, ihm die geringe Unannehmlichkeit zu ersparen. Nullabor war herbeigerufen worden, ihr zu helfen.

Nullabor verabscheute sie, wie er die meisten schwarzhaarigen Iren verabscheute. Sie war zu autoritär für seinen Geschmack, und außerdem viel größer als er. Auf Teufel komm raus entschlossen, Golden seine Injektion zu verpassen, war sie imstande, ins Schlafzimmer einzudringen, wenn Golden und Nijo ihr Spiel spielten. Es wäre besser, Golden vorher zu warnen, und sei es für den Fall, daß die kleine japanische Schönheit auf seinem Gesicht saß, während sie ihr Morgengebet verrichtete.

Nullabor zog sich die Schuhe aus. Die Krankenschwester tat desgleichen, obwohl es eine Sitte war, die sie heidnisch fand, ebenso wie sie Jude Goldens Neigung zum Sammeln orientalischer Konkubinen heidnisch und anstößig fand.

Nullabor klopfte an den hölzernen Rahmen. »Mr. Golden? Die Schwester ist da. Auf auf.«

Er grinste ihr zu. »Könnte sein, daß er und seine Freundin in einer hitzigen Diskussion über die nachteiligen Auswir-

kungen nuklearer Kriegsführung auf das Pflanzenleben begriffen sind.«

Sie verschränkte die Arme vor ihrem umfangreichen Busen und beäugte ihn mit Widerwillen.

Nullabor klopfte wieder an den Rahmen.

»Nun?« sagte die Schwester mit einer ungeduldigen Kopfbewegung.

»Nun, bei meinem Arsch«, sagte Nullabor und schob die Tür zurück. Auf der anderen Seite des Zimmers lag Jude Golden im Bett und hatte der Tür den Rücken zugekehrt.

»Mr. Golden, Prinzessin Di ist hier mit ihrem Zauberstab. Zeit …«

Die Unbeweglichkeit des Bankiers, die Stille um ihn … Nullabor hatte ein Gespür dafür. Es konnte nur eins bedeuten.

Mit ein paar Schritten war er drüben, bückte sich und drehte Golden auf den Rücken. Die Lippen des Bankiers waren blau, das Gesicht verfärbt. Gift. Er war keinen leichten Tod gestorben.

Eine Durchsuchung des Hauses ergab, daß Nijo verschwunden war.

Nullabor fand die beiden anderen japanischen Mädchen, aber sie konnten ihm nichts sagen. Auch sie waren vergiftet worden. Nijo hatte ihre Fährte gut verwischt.

33

Tokio, Abend

DiPalma war schweigsam, während Shuko seinen Datsun durch die regennassen Straßen vom neuen internationalen Flughafen in die Stadt lenkte. Auch ohne den Regen und den dichten Verkehr hätte die Fahrt länger als eine Stunde gedauert. Der U-förmige, ultramoderne Flughafen lag sechzig Kilometer außerhalb Tokios in Narita, einer Stadt, die

um einen Tempel aus dem 10. Jahrhundert herum gebaut war, wo Fudi verehrt wurde, der Gott des Feuers. Der Verkehr auf dieser Verbindungsstraße war schlimm genug, die acht Millionen Pilger, die jährlich kamen, Fudi zu verehren, machten ihn noch schlimmer.

Der von Böen gepeitschte Regen prasselte auf Kühler und Windschutzscheibe wie die Brandungsgischt einer zornigen See, und die Windstöße drohten den Wagen immer wieder aus der Spur zu bringen. Mehrmals geriet er ein wenig ins Schleudern, was DiPalma veranlaßte, seine Füße gegen den Boden zu stemmen und die Arme am Armaturenbrett abzustützen. Einmal sah er einen umgestürzten Lastwagen auf der Seite liegen, dessen in Kartons verpackte Ladung entlang der Straße verstreut lag, als ob sie zum Verkauf angeboten würde. Auf der Gegenfahrbahn war ein Wagen in einen Bus gefahren, und der Verkehr war kilometerweit zum Erliegen gekommen. DiPalma konnte sich nicht erinnern, jemals einen schlimmeren Sturm erlebt zu haben.

In seinem Ferngespräch von New York aus hatte er Shuko alles erzählt. Todds Reinkarnation. Kenpachis Absicht, *seppuku* zu begehen. Und seine Träume.

»Der Kreis schließt sich«, hatte Shuko gesagt.

»Ich verstehe nicht.«

»Morgen sind die Dreharbeiten beendet. Und morgen jährt sich der Tag, an dem Saburo vor mehr als vierhundert Jahren *seppuku* beging, mit Benkai als *kaishaku.* Karma, DiPalma-san. Was ist, war. Was war, wird immer sein. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dasselbe.«

DiPalma rieb sich den Nacken. Der vierzehnstündige Direktflug war hart gewesen. Aber er hatte keine Träume mehr gehabt. Dies konnte nur bedeuten, daß Todd entweder tot war oder nicht mehr die Verbindung zu ihm suchte. Eines war gewiß: Der Glaube an das Unbekannte, den DiPalma in Tendrais Schmiede zu akzeptieren begonnen hatte, war jetzt stärker denn je. Es gab ein Japan, das nicht gesehen, das nur gefühlt und erfahren werden konnte.

Als Shuko hinter einem mit lebenden Schweinen belade-

nen Viehtransporter bremste, sagte DiPalma: »Was würde geschehen, wenn Kenpachis Tod nicht ehrenhaft wäre, wenn er von der Hand eines Mannes den Tod fände, der nicht würdig wäre, sein *kaishaku* zu sein?«

»Es würde schlechtes Karma sein, das Urteil der Götter, die ihn zu einem unglücklichen Leben in der nächsten Welt verdammen. Sein Tod wäre sinnlos und ohne Wert. Selbst Mishima wird nicht von allen als ein Held angesehen.«

Der Viehtransporter bog ab, und die Schweine wurden von der Fliehkraft alle auf eine Seite gedrängt, wo sie wild herumzappelten. Shuko sagte: »Und du weißt, wie du ins Schloß kommen kannst?«

DiPalma zögerte. »Ich hoffe es. Als Anhaltspunkt habe ich nur den Traum. Und was Todd mir vor Wochen von dem unterirdischen Gang erzählte.«

»Der Gang soll während des großen Erdbebens verschüttet worden sein. Falls er wiederhergestellt wurde, ist es insgeheim geschehen. Und ohne Baugenehmigung.«

»Kenpachi würde sich darum nicht scheren.«

Hineinstehlen. War der Traum ein Abbild der Wirklichkeit oder bloß Wunschdenken? DiPalma beugte sich vorwärts und wischte die beschlagene Windschutzscheibe. Regen und Sturm hinderten ihn daran, das Fenster zu öffnen, und so glich der Wagen trotz der eingeschalteten Belüftung einer Sauna auf Rädern. Er ließ sich zurücksinken. War der Traum wirklich?

»Nach deinem Anruf sprach ich mit Tendrai-*Sensei*, sagte Shuko. »Ich berichtete ihm von unserem Gespräch. Von dem Traum.«

DiPalma wartete.

»Tendrai-*Sensei* riet mir zu tun, was du verlangst. Ohne zu fragen.«

»Sagte er mehr?«

»Mehr war nicht nötig.«

DiPalma kurbelte das Fenster eine Handbreit herunter und Wind und Sprühwasser trafen sein Gesicht. Er hatte seine Antwort. »Wie lange dauert der Empfang schon an?«

»Planmäßig sollte er vor dreißig Minuten beginnen. Die meisten geladenen Gäste sind Schauspieler und Techniker, die mit Kenpachi an dem Film arbeiteten. Andere sind Freunde.«

»Sie werden nicht bleiben, wenn sie sehen, daß er *seppuku* begehen will.«

»Er wird sie nicht hinauslassen. Kenpachi braucht ein Publikum.«

DiPalma nickte. »Wir werden vorsichtig sein müssen, wenn wir hineingehen.«

»Ich werde sechs Leute bekommen. Sie erhalten außer ihren Dienstwaffen Maschinenpistolen. Unglücklicherweise habe ich keine Erlaubnis erhalten, dir eine Schußwaffe zu geben, DiPalma-san. Du kennst unsere Bestimmungen.«

DiPalma nickte. »Ich wünschte, wir hätten so strenge Bestimmungen. Ich werde mich mit diesem hier begnügen.« Er hielt den Spazierstock hoch. »Wissen deine Leute, was wir vorhaben?«

Shuko lächelte. »Das war nicht notwendig. Sie werden mir ohne Frage gehorchen. Ich sagte auch nicht, daß ein *gaijin* mit uns gehen wird.«

DiPalma grinste. »Bin neugierig, wie sie das aufnehmen werden.«

»Sie haben ihre Pflicht zu tun. Geradeso wie du deine Pflicht gegenüber deinem Sohn zu tun hast.«

Auch für Jan tue ich es, dachte DiPalma. Sie war nach der Kenpachi-Retrospektive nicht zum Hotel gekommen, noch hatte sie angerufen. War es wieder ihr Eigensinn, oder hatte Kenpachi sie überrumpelt, wie er Todd überrumpelt hatte? Kenpachi mußte für ihr Verhalten verantwortlich sein. DiPalma versuchte, nicht daran zu denken, daß Kenpachi sie womöglich töten würde.

Der Wagen kam in einem Stau zum Stillstand. DiPalma wurde nervös. »Wir werden es nicht rechtzeitig schaffen.«

»Das Karma wird uns zum Schloß bringen oder fernhalten«, sagte Shuko.

Er schloß die Augen.
Nach ein paar Sekunden folgte DiPalma seinem Beispiel.

Hand in Hand mit Kenpachi, schritt Jan den langen, spiegelblanken Korridor entlang zu einem Licht, das von einer mit Reispapier bespannten Schiebetür gedämpft war. Brennende Kienspäne in Wandhaltern erhellten den Korridor; ihr warmer Lichtschein belebte die alten Handschriften, die kolorierten, auf Seide gemalten Tuschzeichnungen von Pferden, Landschaften und fliegenden Gänsen, mit denen die Wände geschmückt waren. Sie gingen schweigend, wie auch die Männer, die ihnen folgten. Anstelle von Schuhen trugen alle, auch Jan, die weißen *tabi,* Socken mit einem Zeheneinschnitt. Jan trug dazu einen goldbestickten Kimono mit leuchtendroter Schärpe, und ihr Haar war im alten Stil zu einem kunstvollen Gebilde aus Rollen und aufgesteckten Polstern frisiert, die zerbrechliche Muschelschalen enthielten. Ihr Gesicht war weiß geschminkt, der Mund klein und rot bemalt. Kenpachi hatte sie angekleidet und auch ihr Make-up aufgelegt.

»Heute abend mußt du wie die Geliebte des *daimyo* aussehen«, hatte er gesagt.

Sie spürte ihre Benommenheit, bewirkt durch den rauschenden Regen, den Wein, den sie aus einer irdenen Schale getrunken hatte, durch Kenpachis Worte. Sie hatte einen Punkt erreicht, wo sie glaubte, daß er ohne Worte zu ihr sprechen könne, wie er es in New York getan hatte. Dort hatte er sie einfach angesehen, als sie sich in die Telefonzelle gedrückt hatte, in Angst vor seiner Berührung und den Ruf nach Frank auf den Lippen.

Aber sie hatte keinen Ton herausgebracht. Kenpachis durchdringender Blick war alles, was sie erinnerte, bis sie in Japan war, wo sie eines Morgens in seinem Bett erwachte und allmählich begriff, daß seit New York, Lincoln Center und Frank drei Tage vergangen waren. Deprimiert und ängstlich hatte sie im Schloß nach einem Telefon gesucht. Sie mußte mit Frank sprechen. Aber als sie dann ein leeres

Zimmer und ein Telefon fand, war sie unfähig, den Anruf zu machen. Sie war zu schuldbewußt, schämte sich zu sehr.

Etwas in ihr sehnte sich nach Frank, aber sie hatte ihn abermals betrogen und mußte bestraft werden. Also bestrafte sie sich, indem sie unverrichteter Dinge vom Telefon wegging und tat, was Kon ihr sagte.

Nun, im Korridor, versuchte sie mit sich ins Reine zu kommen. Der Film war abgedreht, fertig. Wo aber war die Befriedigung, die sie hätte empfinden müssen? Im Schloß fand ein Abendempfang statt, eine Abschiedsparty. Ja. Dorthin gingen sie jetzt. Zur Party.

Sie wurde langsamer, aber Kons fester Griff zog sie weiter. Sie hatte aus Panik stehenbleiben wollen, denn ihr war der Gedanke gekommen, ob sie jemals imstande sein würde, Kon zu verlassen. Würde er sie gehen lassen? Der Gedanke an Frank trieb ihr das Wasser in die Augen, und eine Träne löste sich und rann ihr über das weiß bemalte Gesicht. Das Schlimmste war, wenn man sich selbst nicht vergeben konnte.

Als sie die Schiebetür am Ende des Korridors erreichten, trat jemand, der bis dahin hinter ihnen geblieben war, an Jan vorbei und öffnete sie. Jan schrak zurück. Dutzende von Männern und Frauen standen vor ihr, fast alle in Verkleidungen. Mehrere bemalte Schiebetüren, die zu anderen Räumen führten, waren zurückgezogen, so daß ein großer Raum entstanden war, dessen niedrige Decke von dunklen Holzbalken unterteilt war; das einzige Licht kam von Papierlampions und langen Kerzen in Bambushaltern.

Als der Gesprächslärm bei ihrem Eintreten schlagartig verstummte, versuchte Jan ihren ersten Schreck zu überwinden, sich zu konzentrieren, klar zu denken. Das plötzliche Schweigen war sonderbar. Und warum starrten die Leute sie und Kenpachi an? Was war mit ihr? Sie schaute schnell zu Kenpachi. Jetzt erst fiel ihr auf, daß er seltsam gekleidet war, in einen weißen Kimono, mit einem weißen Stirnband. Und hinter ihnen war ein Dutzend Männer in weißen Kimonos, bewaffnet mit Samuraischwertern. Einige hatten zu-

sätzlich Kurzschwerter in den Leibbinden stecken. Sie erinnerte sich, daß Kons Parties bizarre Angelegenheiten waren, aber der heutige Abendempfang ließ sich unheimlich an. Warum?

Kenpachi und seine Männer drängten die Gäste vom Eingang zurück. Wer nicht schnell genug Platz machte, wurde gestoßen, gerempelt, mit dem Schwert bedroht. Jan sah alles wie durch einen Nebel. Eine Frau bekam einen Rippenstoß; der Mann neben ihr wollte aufbegehren und bekam einen Ellbogen in den Magen. Ein Gast, der Kons Freunde zur Rede stellen wollte, bekam eine Maulschelle. Zwei Frauen wurden mit der flachen Schwertklinge auf das Gesäß geschlagen.

Die Gäste, von denen viele Getränke und Teller mit Köstlichkeiten vom kalten Büfett in den Händen hielten, vergaßen zu essen und zu trinken.

Kon ließ Jans Hand los und trat in die Mitte des Raumes. Ein anderer kam nach vorwärts und nahm neben ihm Aufstellung. Todd. Jan fragte sich, was er hier tat. Warum trug er einen schwarzen Kimono, warum war sein Kopf rasiert? Und er trug ein Schwert. Er sah fantastisch aus, wie die Miniaturausgabe eines altertümlichen Samurai, wie sie auf den Rollbildern im Korridor zu sehen waren. Und er verbreitete ein merkwürdiges Fluidum; man fühlte, daß er furchtbar war, zu gefährlich, als daß jemand wagen könnte, sich ihm entgegenzustellen. Selbst die harten Burschen in Kenpachis Begleitung, erwachsene und kraftstrotzende Männer, die mit Schwertern bewaffnet waren, schienen Todd zu fürchten. Warum fürchteten sie einen Jungen?

Kenpachi legte die Arme vor der Brust übereinander und ließ seinen Blick kühl durch den Raum gehen. »Hören Sie gut zu und sprechen Sie nicht. Von diesem Augenblick an sind Sie alle meine Geiseln.«

Ein Gemurmel ging durch die Menge, eine Welle von Beunruhigung. Kenpachi wartete. Das Gemurmel erstarb.

»Sie sind meine Geiseln, und werden es bleiben, bis mein Zweck erfüllt sein wird. Ich werde mich zurückziehen und

die Ankunft eines Aufnahmeteams vom Fernsehen abwarten, das die Verlesung meines *zankanjo* filmen wird.« Er zögerte. »Und mein *seppuku.«*

Er blickte in die Runde. »Mein *seppuku«,* wiederholte er. »Ich …«

Ein amerikanisches Double, high von LSD und betrunken vom Cognac, außerdem nach wochenlangen Dreharbeiten von Japan gelangweilt, schwankte auf Kenpachi zu. Mehrere Mitglieder der Blutsbrüderschaft vertraten ihm den Weg, aber Kenpachis Befehl hielt sie zurück.

Das Double stand schwankend da, zeigte auf Todd und sagte mit undeutlicher Stimme: »Was soll der Zwerg für einer sein, jemand aus Disneyland?« Er kicherte. »Das Flugzeug ist gelandet, Chef. Kannst wieder runterkommen auf den Boden.«

Schwankend, breitete er die Arme aus. »Verdammt wilde Party, was? Scheiße, sage ich.« Er ging Kenpachi an, der einen Schritt zurücktrat. An seiner Stelle trat Todd auf den Betrunkenen zu. Er hob das Schwert mit der Scheide wie eine Keule und schlug es dem Double zwischen die Beine.

Der große blonde Amerikaner krümmte sich, und Todd versetzte ihm eine Serie von Schlägen, die so schnell und präzise aufeinanderfolgten, daß der Schrecken des Anblicks Jan aus ihrer Benommenheit in jähe Ernüchterung stieß. Der Junge schlug dem Mann über das Gesicht, dann gegen die rechte Kopfseite, daß er sich um seine Achse drehte und besinnungslos auf die Matte schlug.

Die Stille im Raum war vollkommen.

Kenpachi lächelte. »Sie haben gesehen, was mein *kaishaku* vermag. Hätte er die Klinge aus der Scheide gezogen, so wäre der Dummkopf am Boden gestorben, denn eine blanke Klinge hat das Recht auf Blut. Tatsächlich bin ich glücklich, daß seine Klinge nicht vom Blut dieses Mannes beschmutzt worden ist. Benkai, mein *kaishaku,* ist für mich und von mir geläutert worden. Aber ich sehe, daß eine sachliche Lektion angebracht ist.«

Er nickte einem seiner Bewaffneten zu, der vortrat und

dem Double mit einem sauberen Schwerthieb den Kopf vom Rumpf trennte. Frauen kreischten, und Jan fiel beinahe in Ohnmacht. Zwei von Kenpachis Männern hielten sie aufrecht.

Kenpachi klatschte zweimal in die Hände. Todd trat vor, hob den Kopf an seinem langen blonden Haar auf und hielt ihn hoch. Mit der freien Hand hielt er sein Schwert in die Höhe. So ging der Junge langsam vor den Gästen auf und ab.

Kenpachi sagte: »Sehen Sie ihn an! Sehen Sie ihn an, oder ich werde einen zweiten töten lassen, bis die übrigen tun, was ich sage. Nehmen Sie die Hände von den Augen und kehren Sie mir niemals den Rücken zu, wenn ich zu Ihnen spreche.«

Er wartete, bis alle Gäste ihre Blicke auf Todd richteten.

»Ich werde mich jetzt zurückziehen«, fuhr Kenpachi fort, »um die Fernsehkameras zu erwarten. Bis mein *seppuku* im japanischen und amerikanischen Fernsehen gezeigt wird, soll jede Stunde einer von Ihnen hingerichtet werden. Ich schlage vor, Sie beten, daß der Sturm die Ankunft der Presse nicht verzögert. Was etwaige Rettungsmöglichkeiten angeht, so darf ich Ihnen versichern, daß dieses Schloß eine Festung ist. Es ist uneinnehmbar. Es gibt keinen Weg hinein oder heraus, außer durch das Tor, das jetzt versperrt ist. Die Zugbrücke ist hochgezogen. Sie können nicht entkommen, und ich empfehle Ihnen dringend, daß Sie es nicht versuchen.«

Wieder klatschte er in die Hände. Mehrere seiner Männer schritten zwischen die wie betäubt stehenden Gäste und sonderten eine Handvoll ausgewählter Personen ab. Unter denen, die zu Kenpachi gestoßen wurden, war auch Nosaka.

Kenpachi ließ seinen Blick von einem zum anderen gehen. »Sie werden zu meinen Räumen geleitet, wo Sie die Ehre haben werden, Zeugen meines *seppuku* und der Verlesung meines *zankanjo* zu sein. Alle anderen werden unter Bewachung hierbleiben. Meine Männer haben Befehl, je-

den, der Widerstand leistet oder auch nur die geringsten Schwierigkeiten verursacht, ohne Ansehen der Person oder des Geschlechts zu töten. Ich gehe jetzt, mich Japans Unsterblichen zuzugesellen, jenen, deren Blut den Baum von Nippons Größe bewässert hat. In der Zukunft werden Sie mich als einen Gott verehren, und Sie werden stolz sein, anderen zu berichten, daß Sie zu diesem so glückverheißenden Anlaß hier in diesem Schloß zugegen waren. Lange lebe der Kaiser!«

Draußen im Korridor sagte er zu einer entsetzten Jan: »Heute abend, Saga, werde ich dich töten, bevor du Gelegenheit hast, mich zu töten.«

Er führte die anderen durch den breiten Korridor zurück. Jan wurde von einem unglaublich starken Todd unsanft hinter ihm hergeschleppt.

34

Tokio, Nacht

DiPalma stand in dem dunklen, moderig riechenden Schuppen und sah zu, wie zwei uniformierte japanische Polizisten mit Brechstangen den Boden aufrissen. Er und Shuko beleuchteten die Bodenbretter mit Taschenlampen. Wenn Stücke der halbverfaulten Bretter losbrachen, wurden sie durch die offene Tür ins Freie geworfen, wo Shukos Männer im Wolkenbruch warteten. Im Inneren war nicht Platz genug für einen Holzstoß oder einen zusätzlichen Mann.

Der Schuppen war eine verlassene Wärterhütte in einer Baumgruppe am Rand des Schinjuku-Parks. Es gab weder Elektrizität noch einen Ofen, und alles, was auch nur von geringem Wert war, hatte man längst entfernt. Die verschlossene Tür hatte einen leeren Raum geschützt, in dem es außer Staub, Spinnweben und Rattenkot nichts gab.

Nach dem Einbruch hatte DiPalma eine Brechstange genommen, die vor das Fenster genagelten Latten gelöst und mit Shuko in die regenerfüllte Dunkelheit hinausgestarrt. Anfangs war nichts zu sehen. Dann erhellte ein Flächenblitz den Himmel über der Stadt, und sie sahen es deutlich.

Schloß Ikuba. Kaum einen halben Kilometer entfernt.

Shuko wies seine Leute an, die morschen Bodenbretter aufzureißen und die Falltür zu einem geheimen Gang zu suchen: einem Gang, der, wie DiPalma glaubte, zum Schloß führte.

Regen tropfte durch das Dach und in DiPalmas schon am Schädel klebendes graues Haar. Der Wind pfiff zur offenen Tür herein und durch die Bretterritzen des Schuppens wieder hinaus. Dann und wann blickten die arbeitenden Polizisten zu DiPalma auf, um sich dann wieder dem Fußboden zuzuwenden. Er wußte, was sie dachten. Aber keiner wollte es vor Shuko aussprechen.

Sie rissen die morschen Bretter heraus, weil der *gaijin* es wollte, weil er glaubte, im Schloß gebe es Ärger. Was für Ärger sollte es geben? Sie waren allesamt Trottel, und der größte Trottel war Shuko, der sich von seiner Freundschaft mit dem *gaijin* die Karriere ruinieren ließ. Seine Laufbahn wäre erledigt, wenn sich herausstellte, daß er nachts versucht hatte, sich in das Haus eines so bedeutenden Mannes wie Kenpachi-san einzuschleichen, eines Mannes, dem es an einflußreichen Freunden nicht fehlte. Der klügste Mann im Park war heute nacht derjenige, den Shuko beauftragt hatte, in einem Polizeiwagen zu sitzen und den Funkverkehr zu überwachen. Armer Shuko. *Hai,* das Leben eines Dummkopfes war schlimmer als der Tod.

Sie brauchen mich nicht zu mögen, dachte DiPalma. Hauptsache, sie arbeiten weiter.

Als die Falltür, aus Eisen gemacht und moosüberwachsen, unter dem Boden des Schuppens entdeckt wurde, schlug die Atmosphäre plötzlich um. Die Polizisten zogen noch an der Falltür, als ihr zur Funküberwachung eingeteilter Kollege in die Hütte gestürzt kam und außer Atem auf

Shuko einredete. Als er geendet hatte, nickte Shuko. »Kenpachi hat seinen Zug getan, wie du voraussagtest. Kopien seines *zankanjo* sind an die Presse und an den Kaiser gegangen. Die Besatzung eines Streifenwagens, der vor das Schloß fuhr, beobachtete, wie jemand einen Kopf über die Mauer warf. Es war der Kopf eines Mannes, eines Europäers. Steigen wir jetzt in den Gang ein?«

»Ja«, antwortete DiPalma. »Sag deinen Kollegen in der Zentrale, daß wir versuchen werden, in das Schloß einzudringen, wenn der Gang intakt ist. Wir können nicht allzu viele Leute mitnehmen. Zu geräuschvoll; es könnte Kenpachi warnen. Du, ich und vier deiner Leute. Zwei können hier auf Verstärkung warten. Sag ihnen aber, daß sie für den Fall, daß Kenpachi von diesem Ende angreift, wachsam sein müssen. Wir müssen wenigstens fünfzehn Minuten Vorsprung haben, ehe jemand uns folgt.«

Er sprach mit gedämpfter Stimme, in nahezu vollkommenem Japanisch, ohne die Stimme zu heben.

Diesmal wartete keiner Shukos Anweisungen ab.

DiPalma zog Jacke, Schlips, Hemd, Schuhe und Socken aus. Er nahm Kleingeld und Schlüssel aus den Hosentaschen und legte sie in sein Jackett. Shuko und vier seiner Leute entkleideten sich auch bis auf die Hosen.

DiPalma, Taschenlampe und Stock in der Hand, stieg als erster die hölzerne Leiter hinab, die in den pechschwarzen Gang führte.

Kenpachi stand am Fenster seines Schlafzimmers, blickte hinaus in die Dunkelheit und unterdrückte eine Verwünschung. *Hai,* das Schloß war unangreifbar, aber der Regen gefiel ihm nicht. Vor vierhundert Jahren hatte der Regen mitgeholfen, Saburos Untergang herbeizuführen. Er hatte den Angriff der *ninja* getarnt und Hideyoshis Armee in die Lage versetzt, das Schloß unbemerkt zu umzingeln. Der verdammte Regen.

Und die verdammte Presse, die sich nicht gemeldet hatte. Die Telefonleitungen waren intakt. Kenpachi hatte mit der

Polizei gesprochen, die nun mit ihren kleinen Wagen außerhalb der Mauern vorgefahren war, und er hatte mit dem Adjutanten im Armeehauptquartier gesprochen und ihm gesagt, was er plante. Er hatte auch versucht, den Kaiser zu erreichen, was aber mißlungen war. Gleichviel, der Kaiser hatte eine Kopie seines *zankanjo;* er würde Kenpachis Schritt verstehen und billigen. Kenpachi hatte sich vorbereitet. Er war hinreichend geläutert, um ein würdiges Opfer für Nippon zu sein. Und er hatte Benkai. Nun kam es darauf an, daß er sich zur Ruhe zwang, die Beherrschung bewahrte und sich wie der *daimyo* benahm, der er war. Dann, wenn die Fernsehkameras kämen, würde er der Welt zeigen, wie ein Krieger starb.

Er wandte sich vom Fenster und sah Todd durch den Raum gehen und vor dem Wandschrank, der zum Geheimgang führte, stehenbleiben. Kenpachi hatte weder den Jungen noch die Mehrzahl der Mitglieder der Blutsbrüderschaft von der Existenz dieses alten Fluchtweges unterrichtet, doch konnte es keinen Zweifel daran geben, daß der Junge als Reinkarnation Benkais davon wußte.

Todd grunzte. Seine Stimme war tief, eine Männerstimme.

»Was gibt es?« fragte Kenpachi. Er hatte ein unheilverkündendes Vorgefühl.

»Ninja.« Todds Blick war unverwandt auf die Schranktür gerichtet. »Sie kommen durch den Gang.«

Kenpachi drückte die Fäuste an seine Schläfen. Es durfte nicht wieder geschehen. Wie hatten sie den Gang entdeckt? Er blickte hilfesuchend zu Nosaka, dessen asketisches Antlitz die Andeutung eines seltsamen Lächelns zeigte. Kenpachi mußte sich zwingen, den alten Mann nicht zu fragen, was er tun solle.

War er nicht *daimyo* dieses Schlosses?

Er wies auf die Tür des Wandschrankes. »Töte sie Benkai! Laß nicht zu, daß sie mich lebend fangen!«

DiPalma watete durch knöcheltiefes Wasser. In den trockenen Abschnitten hatte der Lichtkegel seiner Taschenlampe Ratten aufgescheucht. Die Luft war modrig und dumpf, und zum erstenmal seit Wochen machte sein Magen ihm Schwierigkeiten. Er hatte zu lange nicht gegessen, und das flaue Gefühl verband sich mit dem Magendrücken nervöser Anspannung. Seine bloßen Füße, verletzt von scharfkantigen Steinen unter dem Wasser, bereiteten ihm Qualen, aber er wagte nicht stehenzubleiben.

Einmal war er ausgeglitten und gefallen, hatte abgestandenes Wasser und Schlamm in Mund und Nase bekommen und hätte sich beinahe übergeben. Eine Willensanstrengung war nötig gewesen, die aufsteigende Übelkeit zurückzudrängen und weiterzueilen. Konzentrieren half. Konzentration auf Katharine, auf Tendrais Schmiede. Er dachte an seine jahrelange Kendo-Praxis, wie er das Schwert geschwungen hatte, bis ihm die Arme schwer geworden waren und geschmerzt hatten, bis er sie kaum noch hatte heben können, aber den Kampf dennoch irgendwie fortgesetzt hatte. Die Finsternis störte ihn mehr als er sich eingestehen mochte, brachte ihn in die Nähe einer Panik. Führte er fünf Männer eines Traumes wegen in ihren Tod?

Der Gang schien kein Ende nehmen zu wollen, schien immer tiefer in die Erde hineinzuführen. Seine überreizten Nerven spielten ihm einen Streich. Er hatte sich im Inneren eines Drachens verlaufen und würde die Sonne nie wiedersehen. Der unterirdische Gang war eine Falle, angelegt, die Feinde des Schlosses im Kreis herumzuführen, bis sie an Entkräftung starben oder den Verstand verloren. Er stellte sich vor, wie er in der unterirdischen Finsternis verschmachtete, umgeben von Erde, stinkendem Wasser und Ratten, denen er schließlich als Nahrung dienen würde.

Er eilte weiter, schweratmend, und hörte nur das Platschen des Wassers unter den Füßen. Er blieb in Bewegung, denn wenn er stehenbliebe, würde er sich auf dem erstbesten trockenen Flecken in der warmen Dunkelheit niederlegen und womöglich nie wieder aufstehen.

Er dachte an Hongkong, an den Tag im Krankenhaus von Kaulun, als Katharina ihn gezwungen hatte, zum Fenster und zurück zu gehen. Auf allen Vieren, wenn es sein muß, hatte sie gesagt. Aber bleib nicht liegen, wo du gefallen bist.

DiPalma platschte weiter, gefolgt von den anderen; auch sie waren müde und gleichzeitig überreizt. Sie waren gewöhnliche Polizisten, keine *ninja.* Gleichwohl konnten sie es an Kampfgeist mit den *ninja* aufnehmen, wenn sie den rechten Führer hatten.

Als DiPalma glaubte, das Herz müsse ihm zerspringen und die Abgeschlossenheit und Finsternis des engen Ganges ihn gleichzeitig um den Verstand bringen, fühlte er den kühlen Luftzug.

Der Lichtkegel seiner Taschenlampe zeigte ihm einen kleinen, mit roten Ziegeln ausgemauerten Raum am Ende des Ganges. Begierig sog er die kühle, reine Luft ein, kam auf trockenen Boden, tappte eine leichte Steigung aufwärts, stolperte in den Raum und ließ sich an der Wand fallen. Sekunden später folgten die schlammbespritzten Gestalten Shukos und seiner Männer. Alle waren verschwitzt und schmutzig, und ihre Augen spiegelten Erschöpfung und die Furcht vor dem Unbekannten wider.

DiPalma stand auf und lauschte. Seine Hand kam hoch, Stillschweigen gebietend. Alle Taschenlampen wurden ausgeschaltet. Ein leises Kommando von Shuko, und die Männer tappten im Dunkeln zu der hölzernen Leiter, die durch einen Schacht aufwärts führte. Dort drückten sie sich an die Wand und warteten.

DiPalma hatte eine Hand an der Leiter und fühlte die Vibrationen, als jemand herabstieg. Als der Mann unten war, griff DiPalma zu, bekam das Hemd des Unbekannten zu fassen und riß ihn zu sich heran. Mit einer Hand hielt er ihm den Mund zu und versetzte ihm zwei Kniestöße in den Unterleib. Dann schlug er ihm den Knauf seines Spazierstocks über den Schädel.

Ein Füßescharren und Grunzen verriet DiPalma, daß ein

zweiter Mann von Shukos Leuten überwältigt wurde. Ein Schwert fiel mit hellem Klang auf den Lehmboden.

Dann gellte ein rauher, animalischer Schrei aus dem Schacht über ihm, und in der Dunkelheit hörte DiPalma jemanden von der Leiter springen und unweit vom Stolleneingang am Boden landen. Rasch schaltete er die an seinem Gürtel befestigte Taschenlampe ein.

Todd.

Er stand am Stolleneingang, die Zähne gebleckt, das Muramasa-Schwert zum Zuschlagen bereit über dem Kopf.

Ein gestellter Wolf, der mehr Böses von sich gab als die in dem kleinen Raum Versammelten je gesehen hatten.

Weitere Taschenlampen leuchtete auf, und DiPalma hörte das metallische Geräusch einer entsicherten Maschinenpistole. »Er ist mein Sohn!« rief er. »Nicht schießen!«

Er ließ den Lichtkegel über den gestampften Lehmboden gehen und brachte das verlorene Schwert an sich. Die Waffe in der Rechten, den Stock in der Linken, schob er sich vorwärts. »Richtet die Lampen auf ihn! Auf ihn, nicht auf mich! Blendet ihn, wenn ihr könnt! Und geht nicht in seine Nähe. Er ist gefährlich. Er weiß nicht, was er tut!«

Zwei von Shukos Leuten stiegen die Leiter hinauf, um aus dem Weg zu sein. Die anderen, die Maschinenpistolen auf Todd gerichtet, schoben sich an den Wänden entlang und hielten größtmögliche Distanz zu dem Jungen und seinem Langschwert.

Mit einer rattenartigen Behendigkeit huschte der Junge nach links, aus dem Lichtschein und in einen halbdunklen Winkel. Ehe die Lampen ihn wieder erfassen konnten, sprang er vor und griff seinen Vater an.

Ein sausender Schlag zielte auf DiPalmas linkes Knie. Die Klingen schlugen mit hellem Klang aufeinander, als DiPalma parierte und die Vibrationen des kraftvoll geführten Schlages bis in die Schulter spürte. Sofort ließ Todd eine Finte zum Magen folgen und schlug erneut zu, und DiPalma entging dem Hieb nur mit knapper Not; die Klinge schnitt

ihm ins Handgelenk. Eine Zehntelsekunde später, und er hätte die Hand verloren.

Ihm blieb nichts übrig als die beängstigende Wahrheit zu akzeptieren, daß Todd jetzt der bessere, erfahrenere Fechter war. Und er nahm es an Körperkraft beinahe mit DiPalma auf.

Das Schrecklichste aber war, daß Todd nicht mehr sein oder Katharines Sohn war, sondern ein tödlicher Krieger, ein erbarmungsloser Kämpfer, ein kaltblütiger Samurai, der sich verpflichtet hatte, seinem *daimyo* Kenpachi bis zum Tode zu dienen.

Dai-sho. Zwei Schwerter.

Karma. Schicksal.

Vater und Sohn umkreisten einander, schoben sich näher, jeder mit einem rasiermesserscharfen Samuraischwert in den Händen.

Da Todd sich ganz auf seinen Gegner und dessen Vernichtung konzentrierte, ohne auf Shukos Männer zu achten, konnten diese tun, was DiPalma verlangte. Sie hielten sich hinter ihm und richteten ihre Taschenlampen auf Todds Gesicht.

Der grelle Schein verlieh dem Jungen ein wächsernes Aussehen. Er fluchte, mit tiefer, rauher Stimme, das Antlitz eine haßerfüllte Grimasse. Er hob die Linke, seine Augen zu beschirmen, und in diesem einen Augenblick war er hilflos.

DiPalma sprang vor, stieß Todds Schwert mit dem Stock beiseite, dann führte er mit lautem Schrei einen gewaltigen Schwertstreich abwärts auf die Muramasa-Klinge und brach sie entzwei.

Todd schrie auf, als hätte ihn eine Klinge durchbohrt. Er wankte zurück zur Stollenöffnung, gefolgt vom gebündelten Lichtschein. DiPalma hieb ihm den Stock über das Handgelenk, und Todd ließ das zerbrochene Schwert fahren; im nächsten Augenblick hatte DiPalma seine Waffen weggeworfen und stürzte sich auf ihn. Er umschlang die Schultern des Jungen und hob ihn vom Boden. Todd stieß und zappelte, wand sich und wehrte sich mit solch uner-

warteter Kraft, daß Vater und Sohn gegen eine Wand prallten und dann zu Boden fielen. Todd lag oben, es gelang ihm, einen Arm zu befreien, und fluchend schlug er seinem Vater die Faust an die Schläfe, daß DiPalma der Bewußtlosigkeit nahe war. Ehe er sich bewegen konnte, schlug Todd abermals zu und brach ihm das Nasenbein. Die Kräfte des Jungen waren erstaunlich. Todd konnte ihn mit den bloßen Fäusten totschlagen, und DiPalma, vom rasenden Schmerz des gebrochenen Nasenbeins aus der Betäubung gerissen, war sich dessen bewußt. Während ihm das Blut übers Gesicht rann, brüllte er: »Shuko! Shuko!«

Der Polizeihauptmann und seine Männer stürzten sich auf den Jungen und rissen ihn zurück.

Todd wehrte sich mit der Wut eines Berserkers. Einen Mann stieß er rücklings in den Stollen, einen zweiten warf er mit einem Tritt in den Unterleib zu Boden, einen dritten setzte er mit einem Ellbogenstoß ins Gesicht außer Gefecht. DiPalma erhob sich wankend auf die Knie. Es war unglaublich, aber Todd behauptete sich gegen sechs erwachsene Männer.

Mühsam durch den Mund atmend, kam DiPalma auf die Beine, zögerte einen Augenblick und sprang Todd von rückwärts an. Als der Junge unter seinem Gewicht niederfiel, packte Shuko einen Arm und hielt ihn fest. Drei Mann warfen sich auf Todds Beine und hielten ihn nieder. DiPalma packte den anderen Arm. Dennoch kämpfte Todd weiter. Mit dem Gesicht nach unten, wand er sich und schlug um sich, als ein Polizist ihm die Hände mit Handschellen auf dem Rücken fesselte.

Ein Ruck, und die Handschellen brachen auseinander.

»Noch einmal!« rief DiPalma, und die Männer beeilten sich, Todd ein zweites und drittes Paar Handschellen anzulegen. DiPalma wälzte den zappelnden Jungen auf den Rükken und band ihm die Fußgelenke mit seiner Leibbinde. Ein Stoffstreifen wurde von Todds Kimono gerissen und ihm in den Mund gestopft.

DiPalma schaute auf seinen wildblickenden Sohn, der

sich auf dem feuchten Lehmboden herumschnellte und -wälzte, um den Fesseln zu entkommen. Es war etwas Urtümliches, Bestialisches an dem Jungen, das DiPalma schaudern machte. Sein Gesicht war schrecklich, beinahe unkenntlich.

»Er ist Benkai«, flüsterte Shuko. »Und er ist gestärkt vom *Iki-ryo,* von Gedanken des Bösen und der Dunkelheit.«

»Kenpachi.«

»Und Nosaka, der Kenpachi das Muramasa-Schwert gab.«

DiPalma hob eine Taschenlampe auf und leuchtete umher, bis er die zerbrochene Muramasa-Klinge fand. Während die Polizisten ihm leuchteten, nahm er das Schwert beim Heft und schlug es gegen die Ziegelwand, bis die Klinge aus dem Griff brach.

Todd war ruhiger geworden, aber sein Blick folgte jeder Bewegung seines Vaters.

DiPalma trat zum Stolleneingang, und nach einem weiteren Blick zu Todd schleuderte er den juwelenbesetzten Schwertgriff weit in den dunklen Gang. Als er ihn ins Wasser klatschen hörte, wandte er sich um, hob seinen Stock auf und begann ohne ein weiteres Wort, die Leiter zu erklettern.

Einzige Lichtquelle in Kenpachis Schlafzimmer waren die vier langen weißen Kerzen um den weißen Wandschirm und den Teppich, auf dem der Regisseur den selbstgewählten Tod sterben sollte. Nosaka konzentrierte sein Augenmerk auf eine einzige Kerze und bereitete sich auf die Aufgabe des Kriegs vor. Wie weggeblasen waren Furcht und Ungewißheit, die er noch vor vierundzwanzig Stunden so quälend gespürt hatte, als ihn das Geräusch des Donners erschreckt hatte, als der Anblick der Muramasa-Klinge ihn mit Entsetzen erfüllt hatte. Vergessen war das Bewußtsein der Scham, daß er aus dem *dojo* geflohen war.

›Während der Läuterung im *dojo* lernte ich Benkai in dem Jungen zu sehen. Mithin waren er und ich Feinde, denn er

diente dem Herrn auf Schloß Ikuba, während meine Vorfahren Hideyoshi gedient hatten. Ich floh Benkai den Samurai, dem niemand standhalten konnte. Ich bitte um Vergebung.‹

Muramasas Worte, gesprochen von Nosaka und angenommen von Kenpachi. Das Eingeständnis, daß der Junge Benkai war, hatte Kenpachi geschmeichelt, war es doch ein Eingeständnis, daß Kenpachis Macht Benkai wieder zum Leben erweckt hatte.

Und so war Nosaka eine Geisel, ein Zeuge von Kenpachis *seppuku.* In Wahrheit aber war er hier, um Muramasas Befehle auszuführen. Er war hier, weil die Stunde der Todeswut gekommen war, eine Zeit, die nach Mut und Größe verlangte. Nosaka, Abkömmling von Samurai, von adligen Kriegern, war bereit. Muramasa hatte ihm den Weg gewiesen.

Muramasa hatte ihm zu Bewußtsein gebracht, daß Kenpachi kein Samurai und nicht würdig war, den Tod eines Kriegers zu sterben.

Und Muramasa hatte ihm das Ruhmvolle der schlimmen Tat, die zu begehen er im Begriff war, vor Augen geführt; seinem Karma unterworfen, konnte er nur gehorchen. Sein Karma, geboren aus dem Finsteren und Dämonischen, war von den Muramasa-Waffen, die er gesammelt hatte, genährt worden. Muramasa hatte ihm eingegeben, daß sein Karma nun verlangte, seine Hände mit Blut zu färben. Jetzt.

Nosaka trat auf einen der Wächter zu und nahm ihm das Schwert aus den Händen. Der Mann nickte respektvoll, da er von Anfang an angenommen hatte, daß Nosaka nicht wie die anderen als Geisel an dem Ritual teilnahm, sondern als Zeuge und aufsichtfuhrender Zeremonienmeister.

Der alte Mann hielt das Schwert vor sein Gesicht. Während der Regen weiter auf die geschweiften Dächer des Schlosses prasselte, starrte er auf die im Kerzenschein blinkende Klinge. Zu wissen hieß zu handeln. Er lächelte den Wächtern und Geiseln zu, dann begann er unter ihnen aufzuräumen.

Er stieß das Schwert einem erschrockenen Politiker in den

Leib, zog es heraus und schlitzte einem Wächter die rechte Seite auf, daß er taumelnd und Blut verspritzend gegen die Tür wankte. Während schreiende Geiseln kopflos hin und her liefen, griff ein z weiter Wächter Nosaka an. Dieser wich dem Ansturm aus und schlug dem Mann die Schwerthand ab.

Ein japanischer Reporter versuchte zu fliehen, stolperte jedoch über eine Teakholztruhe. Als er verzweifelt auf allen Vieren davonzukriechen suchte, stieß er eine der hohen weißen Kerzen um und löschte ihre Flamme. Nosaka sprang mit erstaunlicher Behendigkeit zu ihm, holte mit dem Schwert aus und spaltete den Schädel des Mannes. Dann verfolgte er eine amerikanische Schauspielerin, die zur Tür floh. Zwei Schritte, und er hatte sie erreicht, das Schwert biß ihr tief in den Nacken und warf sie zu Boden.

Muramasa war erfreut, aber er verlangte mehr Opfer.

»Nosaka-san!« rief Kenpachi mit versagender Stimme. Zu bestürzt, um zu reagieren, stand er zwischen dem Wandschirm und den Kerzen, Tränen in den Augen. Warum war dieser Mann, den er verehrte, dem er alles verdankte, auf einmal wahnsinnig geworden? Es war jenseits allen Verstehens. Es war ein so undurchdringliches Geheimnis, daß es den bestürzten Kenpachi an den Rand eines Zusammenbruches brachte.

Nosaka hatte ihm den Jungen zugeführt. Nosaka hatte ihm den Knochen von Benkais Kehle gegeben. Und Nosaka hatte ihm die Muramasa-Klinge überlassen. Kenpachi mußte ihn zur Vernunft bringen, ehe es zu spät war. Nosaka würde ihm nichts zuleide tun. Der alte Mann liebte ihn; es kam darauf an, diese Liebe in Erinnerung zu bringen und dieses Gemetzel zu beenden, das den Raum bereits entweiht und für einen ehrenvollen Tod ungeeignet machte. Jene, die Nosaka niedergemetzelt hatte, waren nicht im Kampf gefallen. Sie waren unter den Händen eines Rasenden gestorben und daher unrein. Niemand sollte auf solch eine Art und Weise sterben müssen.

Ein Krieger, der so wütete, war das Instrument von Göttern, die strafen wollten.

Kenpachi streckte die Hand aus. »Sensei, ich bitte dich, daß du mir das Schwert gibst. Du hast meinen Respekt, meine Liebe, und so ersuche ich dich, diesen Raum nicht weiter zu entweihen. Bitte gib mir das Schwert.«

Nosaka ließ die Schwerthand sinken. Nur zwei Menschen im Zimmer lebten noch. Kenpachi und Goldens Tochter, die sich in den Winkel beim Wandschrank drückte. Alle anderen, die nicht Nosakas Schwert zum Opfer gefallen waren, hatten durch den Korridor fliehen können.

Kenpachi, der Emporkömmling, der Scharlatan, der sich zum Samurai aufwerfen wollte. Und diese seine Hure, die das Schloß verraten hatte. Muramasa wünschte ihren Tod. Langsam schritt Nosaka auf Kenpachi zu.

Dieser unterdrückte aufkommende Furcht und trat Nosaka einen Schritt entgegen. Nur einen Schritt. Nosaka lächelte, hielt inne und blickte seinem Gegenüber in die Augen. Kenpachi erwiderte das Lächeln und verneigte sich. Nein, er hatte von seinem Beschützer, seinem Mentor, der seine ganze Welt gewesen war, nichts zu fürchten. Er bemühte sich, nicht an das schreckliche Karma jener zu denken, die von der Hand des Mannes, zu dem Nosaka nun gewqfcden war, den Tod gefunden hatten. Solch ein Tod bedeutete Jahrtausende der Qualen in späteren Leben.

Nosaka hob langsam das Schwert. Dann, als Kenpachi nach der Waffe griff, beschleunigte Nosaka die Bewegung ruckartig. Das Antlitz des alten Mannes war eine Maske von Abscheu. Er konnte den unwürdigen Kenpachi nicht länger ertragen. Er schlug zu. Sein Schwertstreich war kraftvoll geführt und auf Kenpachis Hals gezielt.

Die rasiermesserscharfe Klinge, ein Prachtstück aus Nosakas Sammlung, ging durch Kenpachis Hals wie Butter und trennte ihm den Kopf vom Rumpf. Blut spritzte hoch in die Luft, platschte auf den Boden. Der Kopf flog gegen den Wandschirm und warf ihn auf eine Kerze. Die Kerze fiel auf die Matte, wo ihre Flamme in Kenpachis Blut ertrank.

Kenpachis kopfloser Leichnam stand sekundenlang im halbdunklen Raum aufrecht, während ihm das Blut aus der

Halsöffnung sprudelte. Dann fiel er vorwärts. Die Beine zuckten, eine Bastsandale fiel ihm vom Fuß. Im Schein einer der zwei noch brennenden Kerzen glänzten die Augen in Kenpachis abgetrenntem Kopf mit einer unnatürlichen Brillanz. Das hübsche Gesicht zeigte einen ungläubigen Ausdruck, und es war, als bewegten sich die Lippen weiter, als wollten sie noch immer an Nosaka appellieren.

Jans Kreischen lenkte Nosakas Aufmerksamkeit von Kenpachi auf sie. Lächelnd und zufriedener denn je, wandte er sich zu ihr, das Schwert zum Zuschlagen über die rechte Schulter erhoben. Jan wich von der Tür des Wandschranks seitwärts zum Fenster aus, das zum Hof ging. Nosaka folgte ihr mit gemessenen Schritten.

Jan stieß eine Stellwand aus Bambus um, ohne Nosaka aus den Augen zu lassen. Sie weinte und schüttelte den Kopf und machte mit beiden Händen kleine abwehrende Bewegungen, aber Nosaka folgte ihr, unerbittlich, wie ein Racheengel. Jeden Augenblick konnte der tödliche Streich fallen. Das Fenster, der Regen, Blitz und Donner waren in ihrem Rücken. Zu wissen war zu handeln. Nosaka hob das Schwert hoch über den Kopf.

Die Tür des Wandschranks, hinter dem sich der Eingang zum unterirdischen Stollen verbarg, sprang auf, und DiPalma brach zwischen den zurückschlagenden Türen hervor und in den Raum.

»Frank! O Gott, Frank!«

Nosaka wandte den Kopf, seinen neuen Feind ins Auge zu fassen. Töte ihn, sagte Muramasa. Du bist mein Raubtier. Du bist mein Wolf, der auf der Suche nach Beute von Schatten zu Schatten schleicht. Du bist mein Schwertarm.

DiPalma umfaßte seinen Stock fester und näherte sich vorsichtig dem alten Mann. Er dachte an Katharine und Todd, an alles, was Nosaka Shuko und Tendrai angetan hatte. Und anderen. Dies war die Zeit des Gerichts, der Bestrafung.

Nosakas Zuversicht war ungebrochen. Der Stock konnte dem Schwert nicht standhalten, mochte sein Besitzer auch

jünger, schneller und ein geschickter Fechter sein. Er zielte mit der Schwertspitze auf DiPalmas Kehle und schob sich gegen ihn vor.

DiPalma, der nur noch durch den Mund atmen konnte, rückte gleichfalls vorwärts. Gericht und Bestrafung.

Plötzlich schlug DiPalma mit dem Stock zu. Nicht nach dem alten Mann, sondern nach den zwei noch brennenden Kerzen, und schlug sie zu Boden. Eine Flamme verlöschte sofort, die andere trat DiPalma mit dem bloßen Fuß aus. Das Schlafzimmer lag in völliger Dunkelheit.

Nosaka verhielt, momentan verwirrt. Dann begann er mit dem Schwert in alle Richtungen um sich zu schlagen, rief Muramasa an und vernahm die Stimme des großen Schmiedes. Ein Blitz erhellte den Himmel, und in seinem Widerschein konnte Nosaka, dem Fenster zugekehrt, den hinter ihm stehenden Gegner nicht sehen. DiPalma holte mit dem Stock aus. Der Donner rollte, als er zuschlug, und im selben Augenblick herrschte wieder Dunkelheit.

Nosaka grunzte. Das Schwert entglitt seinen Fingern und fiel zu Boden. Der alte Mann brach zusammen.

In der Dunkelheit wurde der Stock noch zweimal erhoben, fiel noch zweimal in kraftvollen Schlägen auf sein Opfer nieder. Und jedesmal fand er sein Ziel.

Shuko und seine Männer drangen aus dem Gang in das Schlafzimmer ein, und die suchenden Lichtkegel ihrer Taschenlampen fanden DiPalma beim Fenster, die Arme um eine weinende Jan gelegt. Die Männer hielten sich nicht lange auf; ein paar Kommandos von Shuko, und die Polizisten gingen mit gezogenen Waffen weiter in den Korridor, wo sie mit Schwertern bewaffneten Wächtern begegneten, die gekommen waren, um mit Nosaka abzurechnen. Schüsse wurden abgefeuert. Ein Wächter fiel, dann wurden die Schwerter kapitulierend zu Boden geworfen.

Unterdessen bewegte sich Shuko langsam durch Kenpachis Schlafzimmer und leuchtete mit seiner Taschenlampe von Leichnam zu Leichnam, von den Toten zu den Sterbenden. Er ließ den Lichtschein eine kleine Weile auf Kenpachis

abgetrenntem Kopf ruhen, dann ging er weiter. Er suchte Nosaka. Der Amerikaner, der die zitternde Jan an sich gedrückt hielt, machte eine Kopfbewegung zum Fenster. Shuko schaute hinaus in die Regennacht. Er hörte die Geräusche seiner Leute, die das Schloß durchstreiften und in den Hof hinaustraten. Es waren keine Schüsse mehr zu vernehmen. Ein Wächter auf der Mauer schrie, daß er verwundet sei. Taschenlampen richteten ihren Schein auf zwei von Shukos Leuten, die sich mit dem schweren Sperrbalken abmühten, der die eisernen Torflügel verriegelte.

Dann fand der tastende Lichtkegel einer weiteren Taschenlampe Nosakas vom Regen durchnäßten Körper auf dem Hof unter dem Fenster. Etwas Dunkles und Nasses sikkerte unter dem Schädel des alten Mannes hervor, wurde dann vom Regen fortgespült.

Während Shuko hinunterblickte, strich DiPalma über Jans Haar.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Es ist alles ausgestanden, Jan.«

Und er spürte sofort, daß es nicht so war.

Epilog

Dezember

DiPalma, Jan und Todd schlenderten am Schluß einer Gruppe festlich gekleideter Männer und Frauen durch eine Galerie des New Yorker Metropolitan Museums, die von alten griechischen Grabsteinen gesäumt war. Das Museum war offiziell geschlossen, aber an diesem Abend war es Schauplatz eines Empfangs mit Champagner und Abendessen zu Ehren der Erstaufführung von *Ukiyo*. Wie es bei Premieren oft der Fall ist, war manches schiefgegangen.

Einige Leute hatten versucht, mit gefälschten Eintrittskarten Zutritt zu erlangen. Das Pferd eines berittenen Polizisten hatte versehentlich einen Fotografen auf den Fuß getreten, und der Film hatte nicht rechtzeitig aufgeführt werden können, weil ein wichtiger Mann der Filmgesellschaft mit Verspätung eingetroffen war. Auch das Abendessen – es glich, nach den Vorbereitungen zu urteilen, eher einem Galadiner – konnte nicht zum geplanten Zeitpunkt beginnen. Da es sonst nichts zu tun gab, wanderten DiPalma und die anderen Gäste durch die Ausstellungssäle und Galerien des Kunstmuseums.

DiPalma hatte Jan mit seiner Einwilligung, einen Smoking zu tragen – um sich den übrigen Pinguinen anzupassen, wie er es ausdrückte –, einigermaßen schockiert. Sie selbst trug ein schulterfreies schwarzes Abendkleid, das ihre körperlichen Vorzüge zur Geltung brachte. Ihr einziger Schmuck war eine Kette blaßblauer Perlen und ihr Ehering. DiPalma hatte gemeint, sie hätten die Ruhe nötig, die eine Hochzeitsreise ihnen gewähren könnte, aber er drängte nicht darauf. Der Film war Jan wichtig, und sie mußte damit auf Tournee gehen. Nach Neujahr wollten sie Urlaub auf Aruba machen, wenn sie es einrichten konnte.

DiPalma hatte sich Sorgen gemacht, daß sie den Film in zu vielen offiziellen und inoffiziellen Aufführungen sehen würde. Es könnte schlimme Erinnerungen an die Oberfläche bringen. Heute abend war sie während der zweistündigen Vorführung still geblieben, hatte seine Hand aber nicht einen Augenblick losgelassen.

Mit der Heirat war sie ruhiger geworden. Sie mochte keine Abendgesellschaften mehr und hatte alles Interesse an Japan verloren. Sie hatte die Häuser ihres Vaters verkauft und widerstand dem Druck, nach Los Angeles zu ziehen. Sie klammerte sich an DiPalma, ob aus Liebe oder Schutzbedürfnis, wußte er nicht, noch war es ihm wichtig.

Vor einer Sammlung altgriechischer Münzen blieb sie stehen. »Vielleicht gehe ich mit dem Film nicht auf die Tournee«, sagte sie. Der Gedanke, von ihm getrennt zu sein, brachte sie aus der Fassung.

»Das liegt bei dir«, sagte er. »Wie du dich auch entscheidest, mir ist es recht.«

Sie berührte die Deckscheibe des Schaukastens, in dem die Münzen aufgereiht lagen. »War Nosaka wahnsinnig?«

»Ich nehme es an. Bevor er zum Schloß fuhr, tötete er Kenpachis Frau und seine Kinder. Das war Teil eines Samurai-Rituals. Shuko sagte, Kenpachi habe trotz seiner Läuterung einen unreinen Tod gefunden. Aber wozu das alles noch einmal aufrühren? Nosaka tötete in dieser Nacht insgesamt sechs Menschen. Was brachte deine Gedanken auf ihn?«

»Ich dachte an meinen Vater. Ich hätte ihn heute abend gern hier gehabt. Und ich dachte an deinen Besuch bei ihm.«

»Im Grunde wollte ich diese Akten nur auswerten, um genug Material für ein Gerichtsverfahren gegen Nosaka und seine Spionage zusammenzubringen. Sonst interessierte mich das Zeug nicht. Shuko sagte, die Akten gehörten mir. Nosaka braucht sie jedenfalls nicht mehr, und mit seinem Tod ist das Enthüllungsprojekt uninteressant geworden. Wozu jetzt noch andere hineinreißen?«

Er lächelte. »Außerdem glaube ich, daß Shuko gern Nosakas schlechtes Karma verstärken wollte. Aber das nur unter uns.«

Jan schaute umher. »Wo ist Todd?«

DiPalma sah nach links, dann nach rechts. »Irgendwo in der Nähe. Hat seit unserer Rückkehr aus Japan noch nicht einmal gelächelt, der Junge.« Er hielt einen Kellner an, nahm ein Glas Champagner vom Tablett und gab es Jan. »Aber er ist gut in der Schule. Brachte ihn in einer Privatschule unter, um den Kulturschock zu mildern. Er übt noch immer fleißig Kendo. Macht seine Hausaufgaben. Guter Junge. Bloß lächeln tut er nicht. Und Freunde findet er auch keine. Ich dränge ihn nicht. Würde ihm nicht helfen, wenn ich es täte.«

Jan nahm ihn beim Arm. »Sorge dich nicht um ihn. Er wird schon lächeln. Er wird ein großartiger Bursche, das sage ich dir. Ein regelrechter Herzensbrecher. Gehen wir ihn suchen.«

Sie fanden ihn im nächsten Ausstellungssaal. Er starrte auf eine mit mittelalterlichen japanischen Waffen behängte Wand. DiPalma spürte, wie Jans Finger sich in seinen Arm krallten, aber sie sagte nichts.

Dann begann sie zu frösteln und rieb sich die bloßen Schultern. Auch DiPalma fand es kalt. Es war eisig in dem Raum. Nicht weit vom Eingang beugte sich ein Museumswärter stirnrunzelnd zu einem Thermostat. »Gott, das ist unerklärlich.«

DiPalma bekam es mit der Angst. »Was ist unerklärlich?«

Jan schmiegte sich an ihn.

Der Museumswärter zog fröstelnd die Schultern ein, ohne den Thermostat aus den Augen zu lassen. »Unmöglich. Eine Minute ist es warm, in der nächsten spielt das verdammte Ding verrückt. Wie kann es hier fünf Grad haben?«

Er blickte zu DiPalma auf. »Verzeihung. Was sagten Sie?«

DiPalma starrte zu Todd, der jetzt vor einer Glasvitrine stand, in der ein reichverzierter japanischer Sattel der Feudalzeit zur Schau gestellt war.

»Der Sattel dort«, sagte DiPalma. »Der, wo der Junge steht.«

»Was ist damit?«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Alle sind von dem Ding fasziniert. Bekamen es erst diese Woche mit einer Menge anderem Zeug aus Japan herein. Leihgabe eines japanischen Museums. Ein reicher Mann starb und vermachte dem Staat eine große Sammlung. Das geschieht häufig.«

DiPalma wußte Bescheid.

Todd schaute herüber und lächelte ihn und Jan an. Im Raum wurde es kälter.

Der Museumswärter richtete sich auf, rieb sich instinktiv die Oberarme und stieg von einem Fuß auf den anderen. »Eines der seltensten Stücke, dieses Ding. Angefertigt von einem berühmten Künstler seiner Zeit. Hieß Muramasa, der Mann.«

ENDE